Sanglen

42
—
36

2. Ex.

Bibliothek
Russischer Denkwürdigkeiten.
Herausgegeben von Theodor Schiemann.

* Erster Band. *

Memoiren

von

Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt
von
L. von Marnitz.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Seinem hochverehrten Lehrer
Herrn Prof. Dr. K. Brugmann
in dankbarer Erinnerung
d. Verf.

Bibliothek
Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,

Professor an der Universität Berlin.

Erster Band:

Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt

von

L. von Marnitz,

Oberlehrer und Dozent für russische Sprache an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin.

Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Memoiren

von

Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt

von

L. von Marnitz,

Oberlehrer und Dozent für russische Sprache an der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin.

MDCXL

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten" stellt sich die Aufgabe, der deutsch lesenden Welt ein treues Bild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unsrer russischen Nachbarn zu geben.

Memoiren russischer Zeitgenossen, wie sie neuerdings in großer Zahl in den russischen historischen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, führen wohl am besten in das Thun und Leiden, in das Denken und Empfinden jener so vielfach anders gearteten Welt ein. Sie sind ein Stück der Wirklichkeit, und wenn auch keineswegs der subjektive Charakter unterschätzt werden soll, der aller Memoirenlitteratur anhaftet, bietet doch die Summe der uns gebotenen Aufzeichnungen die Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil über Land und Leute zu bilden. Das Korrektiv des Subjektiven liegt eben in der Verschiedenheit der Subjekte und der von ihnen vertretenen Interessen.

Die Auswahl der „Denkwürdigkeiten" hat außerdem von dem Gesichtspunkte aus stattgefunden, möglichst allseitig in das russische Leben einzuführen. So bieten uns die Memoiren de Sanglens einen hoch bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik der politischen Geschichte unter den Kaisern Paul und Alexander I., wobei zumal die Persönlichkeit Alexanders von einer ganz neuen Seite her beleuchtet wird.

Die Aufzeichnungen Pirogows zeigen uns das geistige Leben Rußlands besonders unter Nikolai, wie es sich in den besten Köpfen der Zeit widerspiegelte, während Seeland ein wahrhaft plastisches Bild der polnischen Revolution von 1831 entwirft.

Die Jugendgeschichte des Professors Nikitenko bringt uns die Erlebnisse eines kleinrussischen Bauern, der sich aus dürftigsten Verhältnissen zu einer bedeutenden Stellung emporrang,

und zugleich eine Schilderung der bäuerlichen Zustände und des russischen Schulwesens, der wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßten; die Aufzeichnungen eines Dorfgeistlichen endlich sind ein Unikum nicht nur in der russischen Litteratur: das unverhüllte Bild von Zuständen, wie sie eben nur auf russischem Boden möglich sind und bei deren Schilderung nur dasjenige übertrieben sein dürfte, was uns die völlige Makellosigkeit des Verfassers dieser Aufzeichnungen beweisen soll.

Alle diese „Denkwürdigkeiten" dürfen aber auch den Anspruch erheben, litterarische Bedeutung zu haben. Die sorgfältige Uebersetzung, für deren Korrektheit der Herausgeber die volle Verantwortung übernimmt, ist bemüht gewesen, soweit möglich, das Fremdartige der Sprache und des Satzbaues abzustreifen, sie ist unbedingt getreu und weist nur gelegentlich (bei den Aufzeichnungen eines Dorfgeistlichen) Kürzungen auf, wo Wiederholungen stattgefunden hatten.

Die Orthographie der russischen Namen ist die allgemein übliche und einheitlich durchgeführt, sie sucht der Aussprache des Russischen gerecht zu werden, ohne in Künsteleien zu verfallen, über welche die Zunge des Lesers stolpert.

Der Herausgeber kennt sehr wohl die Einwendungen, welche gegen diese Transskription erhoben werden, und auch die vorgeschlagenen, streng wissenschaftlichen Transskriptionen. Er hat es nach reiflicher Erwägung vorgezogen, sich ihnen nicht anzuschließen.

Die fünf Werke, mit denen die „Denkwürdigkeiten" eröffnet werden, sind als erste Serie gedacht. Die zweite soll nach Jahresfrist folgen.

Berlin, im Oktober 1893.

Theodor Schiemann.

Die Memoiren von Jakob Iwanowitsch de Sanglen.

Im Juli 1882 wurde der um die russische Geschichte hochverdiente Herausgeber der „Russkaja Starina", Herr Ssemewski, nach Oranienbaum zu Modest Iwanowitsch Bogdanowitsch, dem bekannten Geschichtschreiber der Regierung und der Kriege Alexander I., gebeten. Er fand den siebenundsiebzigjährigen Greis im Sterben und erhielt von ihm zu vollem Eigentum in zwei Exemplaren das Manuskript der Memoiren de Sanglens. Im Jahr 1883 gelang es Herrn Ssemewski, noch eine dritte Handschrift zu erwerben, die jedoch nur den ersten, die Zeit Katharina II. umfassenden Teil der Denkwürdigkeiten enthielt, dafür aber eine im Bogdanowitschen Manuskript nicht erhaltene Einleitung bot, die folgendermaßen lautet:

„Je vais écrire l'histoire des affaires de mon temps, tâche délicate et périlleuse. Auf Bitten vieler meiner Freunde und Bekannten, deren Meinung ich hochschätze, habe ich mich dazu entschlossen, die im Laufe meines Lebens gesammelten Aufzeichnungen zu ordnen. Nachdem ich mich dazu entschieden, über viele Vorgänge zu schreiben, an denen ich selbst teils als handelnde Person, teils als Zuschauer teilgenommen, will ich von andern Dingen nach den mir zu Ohren gekommenen sicheren Nachrichten erzählen; ich habe mich einzig und allein von der Wahrheit leiten lassen, so daß ich für einen Vorzug meiner Memoiren, ihre Glaubwürdigkeit, ohne

Bedenken mich verbürgen kann. Ich habe niemand, auch nicht meine eigene Person geschont. Seiner und andrer Eigenliebe zu dienen, mag fürs Leben nützlich sein, aber am Rande des Grabes wäre es frevelhaft, sich oder andre besser oder schlechter zu machen, als sie es in Wirklichkeit gewesen sind. Ich schreibe nicht für meine Zeitgenossen, ich schreibe so, als wäre ich nicht mehr am Leben, daher also ohne Neid, ohne Bosheit. Ich brauche niemand zu loben, zu schonen; ohne Grund tadeln heißt eine Schlechtigkeit begehen. Suum cuique. Irdische Interessen kann es für mich nicht mehr geben. So möge also die strenge Wahrheit meine Feder führen, ich konnte irren, denn ich bin ein Mensch, aber dafür stehe ich ein, daß eine vorbedachte Absicht nicht vorlag. J. de Sanglen."

Folgt hieraus, daß wir in diesen Memoiren eine Redaktion früher niedergeschriebener Aufzeichnungen vor uns haben, so wissen wir aus andrer Quelle, daß de Sanglen jene Schlußredaktion im Jahre 1861 vornahm, und aus dem Charakter der Memoiren ergibt sich, daß ihr wesentlicher Inhalt, zumal die zahlreichen im Wortlaut wiedergegebenen Gespräche, sofort nachdem sie stattgefunden hatten, aufgezeichnet wurden. Auch zeigt der Vergleich mit andern urkundlichen Quellen, speziell in dem bekannten Buch des Baron Korf über Ssperanski, sowie das Zeugnis der zahlreichen Denkwürdigkeiten, die uns über jene Periode erhalten sind, daß die Sanglenschen Aufzeichnungen uns eine Quelle ersten Ranges vorführen. Sie erschienen daher besonders geeignet, die Reihe der Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands im neunzehnten Jahrhundert zu eröffnen, zumal sie gewissermaßen als Einleitung in die Geschichte des neuen Rußland dienen können, da sie uns durch die Tage Katharina II. und Pauls zu Alexander I. führen. Für die Beurteilung des letzteren aber läßt sich erst nach Einsicht in diese Sanglenschen Aufzeichnungen ein wirklich treffender Maßstab finden.

Sanglen wurde im Jahre 1776 geboren; die für seine Erziehung entscheidenden Eindrücke empfing er in Reval, so daß er seinen Ueberzeugungen nach stets auf dem Boden westeuropäischer Bildung gestanden hat. In seiner philosophischen Richtung war er ein Schüler der Kantschen Philosophie, deren moralische Grundanschauungen er in einem an Versuchungen reichen Leben redlich zur Geltung zu bringen bemüht gewesen ist. Der Höhepunkt seiner

Thätigkeit und seiner politischen Bedeutung fällt in die Jahre 1811 und 1812, da er als Chef der Kanzlei des Polizeiministers Balaschow und als Vertrauter des Kaisers mehr als andre die intimsten Geheimnisse des russischen Hoflebens und zum Teil auch die der großen Politik kennen lernte. Als das Polizeiministerium aufgehoben wurde und an Stelle desselben das Departement der Exekutivpolizei gebildet wurde (conf. Russkaja Starina, Dez. 1882), nahm Sanglen seinen Abschied und ließ sich in Moskau nieder, wo er 1864, im Alter von achtundachtzig Jahren, sein Leben als Privatmann beschloß. Pogodin erzählt über ihn in einem Artikel über Ssperanski (Russki Archiv 1871): „Der sechsundachtzigjährige, vom Schlage getroffene Greis bewahrte trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit bis zum Ende seines Lebens ein frisches Gedächtnis, ein warmes Herz und nahm sowohl an der äußeren, wie auch an der inneren Politik regen Anteil."

„J. J. Sanglen erschien mir," fährt Pogodin fort, „als ein ehrenhafter und edel denkender Mann, soweit ich es während unsrer vierzigjährigen Bekanntschaft beobachten konnte, wobei ich übrigens mit ihm weiter nichts zu thun hatte, abgesehen von unsern Gesprächen und litterarischen Beziehungen. Als Beweis seiner Uneigennützigkeit kann dienen, daß er beinahe in Armut seine letzten Lebensjahre verlebte, da er nur eine geringfügige Pension bezog. Er lebte etwa zehn Jahre lang ganz allein in zwei bis drei niedrigen Zimmern in einem Landhause in Krassnoje Sselo (bei Moskau), in dem er sich den Tag über von einer Tasse Kaffee und einem Teller Suppe mit einem Stück Braten nährte. . . . Ich fand ihn stets hinter einem Berge von Zeitungen. . . . Als weiland Chef der Geheimpolizei konnte er sich auf keine Weise von dem Schrecken befreien, den er früher über andre gebracht."

Auch was uns sonst über Sanglen in den Memoiren der Frau Passek berichtet wird, lautet günstig. Das entscheidende Urteil ist aber aus den Memoiren selbst zu gewinnen.

Erwähnt sei noch eine Korrespondenz Sanglens mit Korf vom Jahre 1839, aus der sich ergibt, daß Sanglen sich dem Kaiser Alexander I. gegenüber verpflichtet hatte, bei seinen (Sanglens) Lebzeiten nie den Schleier des Geheimnisses zu lüften, das über seinen Beziehungen zum Kaiser ruhte.

Zum Kaiser Nikolai ist Sanglen 1831 in persönliche Beziehungen getreten. Er wurde mit Durchsicht und Kritik der Papiere des Fürsten A. B. Golitzyn betraut und löste die ihm gestellte Aufgabe zur größten Zufriedenheit des Zaren. Bei der großen Verehrung Nikolais für Sperauski läßt sich auch daraus schließen, daß die Haltung Sanglens in der ganzen tragischen, für Alexander I. so ungemein charakteristischen Angelegenheit eine ehrenhafte und jedenfalls höchst diskrete gewesen ist.

Berlin, im Oktober 1893.

Theodor Schiemann.

I. Teil.

Katharina und Paul I.

I.

Vorreden haben in der Regel nur geringen Wert, erregen allgemeinen Widerwillen und werden wohl selten gelesen. Sie sollen den Leser mit dem Verfasser bekannt machen, dieser aber ist bemüht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, was aber nur selten gelingt. Ich für meine Person mache mich, ohne Empfehlung, direkt an die Sache.

Ich erachte es für nötig, den Leser in aller Kürze mit meinen Familienverhältnissen bekannt zu machen. Der Familienname meines Großvaters, von väterlicher Seite, war de St. Glin, seine Frau war eine geborene de Lortal. Beide lebten auf ihrem Landgut, das zur Diözese d'Air gehörte, einem Städtchen an den Ufern des Adouz. Als Verwandter des Marquis de Seguin trat der ältere Sohn meines Großvaters in den Militärdienst und war zu Beginn der Revolution Brigadegeneral in der Armee der Königs von Frankreich. Der jüngere Sohn dagegen, mein Vater, war nach damaligem Brauch für den geistlichen Stand bestimmt worden und trat deshalb in ein Kloster, welchem ein kleines Landgut gewidmet wurde. Aber wahrscheinlich fand das Mönchsleben keinen Beifall bei meinem Vater; er entfloh aus dem Kloster und kam über Spanien und England, mit seinem Verwandten, dem Chevalier de la Payre, nach Paris. Mein Vater hatte den Wunsch, sofort die militärische Laufbahn zu beginnen, es traten aber Hindernisse ein; schließlich wurde er Hauptmann bei den königlichen Musketieren. Hier bekam er Händel mit einem Offizier aus vornehmer Familie, welcher ihm seine Flucht aus dem Kloster zum Vorwurf machte. Die Folge davon war ein Duell, bei dem ebenderselbe Chevalier de la Payre sekundierte. Mein Vater tötete seinen Gegner und sah sich gezwungen, sein Vaterland zu verlassen und seinen Namen zu verändern; so entstand mein jetziger Familienname. Mein Vater und der Chevalier kamen beide nach dem gastfreundlichen Rußland. Mein Vater erhielt einige Zeit darauf dreißigtausend Rubel aus seinem Vaterlande und heiratete im

Jahre 1775 in Moskau ein Fräulein de Brocas. Dieser Ehe bin ich im Jahre 1776 entsprossen. Zu meinem großen Bedauern sind die Dokumente, welche ich bei meiner Mutter gelesen habe, samt allen übrigen im Hause meines Schwiegersohnes Jakob Iwanowitsch Rost verbrannt, als dasselbe Anno 1812 ein Raub der Flammen wurde. Die übrigen Nachrichten habe ich von dem Chevalier de la Payre selbst erhalten, der meinen Vater überlebte, nach dessen Tode ich in einem Alter von vier Jahren zurückblieb. Meine Mutter, nunmehr eine Witwe von neunzehn Jahren, war eine schöne, ideal angelegte Frau von ungewöhnlicher Charakterfestigkeit. Gegen mich war sie streng, und ich kann mich nicht entsinnen, daß sie auch nur das geringste Zärtlichkeitsgefühl mir gegenüber gezeigt hätte. Jetzt, nach einem Zeitraum von über fünfzig Jahren, gedenkt der Sohn ihrer mit dankbarer Rührung. Sie war es, welche meinem jungen Herzen Ehrgefühl und Verachtung gegen alles Gemeine einprägte, sie war meine erste Lehrmeisterin. Als ich acht Jahre alt war, gab sie mich zu Herrn Keller in Pension, welcher schon zwei Pensionäre hatte: Alexei Maikow und Nikolai Fedorowitsch Chitrowo. Da meine Mutter mit meinen geringen Fortschritten nicht zufrieden war, so beschloß sie, mich nach Frankreich zu schicken. Im Jahre 1787 wurde eine Korrespondenz mit meinen Verwandten angeknüpft. Mein Onkel und meine Tante, seine Schwester, forderten mich zu sich auf und wollten mich ganz unter ihre Vormundschaft nehmen. Während dieser brieflichen Unterhandlungen brach die Revolution aus. Mein Onkel verlor, gleich andern Anhängern der legitimen Gewalt, sein Haupt auf dem Richtblock. Eingeschüchtert durch die Greuel der Revolution, gab meine Mutter ihren ursprünglichen Plan auf und schickte mich nach Reval, dessen Gymnasium einen guten Ruf hatte. Damals war Reval noch eine deutsche Stadt, und da ich kein Wort Deutsch verstand, so befand ich mich das erste Jahr meiner Schulzeit in größter Verlegenheit. Die Professoren hatten schon alle Hoffnung, daß ich noch was Ordentliches lernen könnte, aufgegeben, als ein eigentümlicher Zufall meine Fähigkeiten zur Entwickelung brachte. Ich verliebte mich nämlich als zwölfjähriger Knabe sterblich in die fünfundzwanzigjährige Tochter eines meiner Professoren. Diese war vernünftig genug, mir zu erklären, sie würde nur dann meine Neigung erwidern, wenn ich fleißig sein wollte. Das war für mich ein Sporn und weckte in mir das Bestreben, immer mehr und mehr meine Kräfte anzuspannen. In vier Jahren machte ich mit Glanz alle Klassen durch und erhielt schließlich in der letzten und obersten Klasse für hervorragende Leistungen einen silbernen

Degen. Ganz Reval wandte diesem kleinen Wunder seine Aufmerksamkeit zu. Fürst Nikolai Wassiljewitsch Repnin, der als Generalgouverneur nach Reval versetzt war, besuchte das Gymnasium, und ich hatte die Ehre, ihm auf weißem Atlas ein gedrucktes, von mir selbst verfaßtes Gedicht zu überreichen. Dieses erste Erzeugnis meiner Muse scheint unwiederbringlich verloren gegangen zu sein, denn auch der Verfasser selbst kann sich keines einzigen Verses aus jener Ode erinnern, welche ihm die Ehre verschaffte, an einem Diner teilzunehmen, das die gesamte derzeitige vornehme Welt Revals beim Fürsten in Katharinenthal versammelte. Der Major Engel, Adjutant des Fürsten, hatte den Auftrag erhalten, für meine Bewirtung zu sorgen. Nach aufgehobener Tafel ließ der Fürst mich zu sich rufen. Er dankte mir nochmals für die ihm überreichte Ode und entließ mich mit folgenden Worten, die sich tief meinem Gedächtnis eingeprägt haben: „Ich hoffe, daß die Aufmunterung, deren Sie heute gewürdigt worden sind, Ihnen Veranlassung geben wird, sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen."

Der Kommandant Kochius, der Gouverneur Baron Wrangell und andre, alle forderten mich zu den Diners auf, welche sie dem Fürsten zu Ehren veranstalteten. Ich erschien überall im Frack mit dem Degen an der Seite, und kaum konnte es einen glücklicheren Menschen geben als mich! Unterdessen hatte die Urheberin meines Ruhmes geheiratet, und ich weiß nicht, ob aus Verzweiflung, ich schrieb eine Satire auf alle Professoren, weil ich mich für klüger und viel bedeutender als sie hielt, oder — ich entsinne mich dessen nicht mehr genau — war es der Wunsch, eine Uniform tragen zu können, der mich veranlaßte, ein Gesuch um eine Anstellung im Staatsdienst einzureichen, ohne vorher von meiner Mutter die Erlaubnis dazu eingeholt zu haben; so ganz hatte mich mein Ruhm geblendet und mich mit Selbstvertrauen erfüllt.

2.

Im Dezember des Jahres 1793 fand ich mit dem Rang eines Fähnrichs Aufnahme im Staatsdienst und wurde zum Translateur im Etat des Vizeadmirals Sspiridow ernannt. Hier unterbreche ich meine Erzählung und will nur diejenigen Momente hervorheben, welche auf mein späteres Schicksal von Einfluß gewesen sind.

Zunächst möchte ich den jungen Fähnrich schildern, dessen Charakter, mit geringen, dem Lebensalter und dem Grad der Erfahrung entsprechenden Schattierungen, unverändert geblieben ist. Ich war stets von zarter Gesundheit, feurigen Temperaments, im Besitz einer glühenden Phantasie. In nebensächlichen Dingen übereifrig, bei wichtigen Angelegenheiten kühl und ruhig. Für die Wissenschaft habe ich stets eine leidenschaftliche Vorliebe besessen und niemals aufgehört, mich fortzubilden. In meinem Herzen bin ich stets Christ gewesen, ohne mich indessen allen Gebräuchen blindlings unterzuordnen; gegen die Widersacher der Religion habe ich aber stets mit Wärme angekämpft. Rußland, mein neues Vaterland, war mir teuer, für die Kaiserin empfand ich große Hochachtung. Allen Menschen ohne Ausnahme wünschte ich nur Gutes, aber alles Gute, was ich gethan, gereichte mir zum eigenen Schaden, vielleicht deshalb, weil keine meiner Handlungen ganz frei von Eitelkeit und Selbstsucht war. Ich war umgänglich, nicht immer bescheiden, teilte das Letzte mit meinem Nächsten, konnte mich selten mit jemand einleben, machte auch meiner Familie oft viel zu schaffen, und überall da, wo ich nur die geringste Spur von unedler Gesinnung entdeckte, brauste ich auf und geriet außer mir. Ein derartiger Charakter machte aus mir ein Wesen, das allen und sich selbst widersprach. Mit meinen Vorgesetzten, mit Ausnahme von Admiral Sspiridow, lag ich beständig im Streit. Sobald ich an einem Menschen eine Schattenseite entdeckt hatte, war er mir zuwider, so hoch er auch stehen mochte, und bei solchen Gelegenheiten verstand ich es nicht einmal, in den Grenzen des nötigen Anstands zu bleiben. Meine größte Kunst war, niemals Geld zu haben und dabei reich zu erscheinen. Warum? Wenn mir das Messer an der Kehle saß, ließ ich mir meinen Kummer nicht anmerken, sagte niemand etwas davon, daß ich keinen Groschen besitze, hatte ich aber einige Kopeken in der Tasche, so gab es sofort ein Diner oder eine Soiree, dann aber wurde gefastet, bis sich wieder Geld einstellte. Zu keiner andern Zeit fühlte ich mich so gesund und frisch an Leib und Seele, wie im Unglück, unter Verfolgungen jeder Art u. s. w. So kam es, daß meine Freunde, zu denen auch Nikolai Alexejewitsch Polewoi zählte, mir ein Ungemach wünschten, weil sie behaupteten, nur in einem solchen Falle trete meine wahre Gesinnung zu Tage. In friedlicher Lage bin ich langweilig, unzufrieden mit mir und andern, im Kampf mit dem Schicksal ist alles wieder in Ordnung. Meine Feinde liebte ich, da ich sie für meine besten Freunde hielt, für die Wächter am Thore meiner Tugend, denn wo ich meine Fehler be-

merkte, suchte ich mich zu bessern. Mein Hauptfehler war, daß ich bis in mein spätes Alter hinein nicht in das Wesen des Lebens eingedrungen, daß ich jedermann für ebenso offenherzig hielt, wie ich es selbst war, und im Vertrauen auf meine eigene Redlichkeit immer meinen geraden Weg vorwärts ging. Ich glaubte aufrichtig an das Gute und argwöhnte nirgends etwas Böses. Die Ehre, ja sogar das Leiden für die heilige Wahrheit habe ich über alle Güter dieser Welt gestellt. Für die Verfolgten, Unschuldigen bin ich mannhaft eingetreten, da ich aber allzu offen ihre Verteidigung führte, so kränkte ich die Herren Bedrücker, die Starken dieser Erde. Diese Fehler isolierten mich von den übrigen Menschen, zogen mir eine große Menge von Feinden zu, setzten mich der furchtbarsten Verleumdung aus; mein eiserner Wille ließ sich aber dadurch nicht erschüttern.

Die Frauen liebte ich bis zur Vergötterung und wage es nicht, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Sie spielen eine zu bedeutende Rolle in meinem Leben bis ins späte Alter hinein. Von Jugend an auf ritterlichem Boden weilend, war ich ein Ritter und Troubadour, und die Frauen waren es, welche meinem Geiste Schwung und Kraft verliehen. Zu jener Zeit übten dieselben einen wahrhaft bildenden Einfluß auf uns aus; ihre Empfehlung galt viel. „Welche Aufnahme hat er in der Damenwelt gefunden?“ war eine ebenso wichtige Frage, wie jetzt: „Ist er reich?“ Die Damen ließen sich diese Höflichkeitsbeweise gern gefallen, entzündeten in den Herzen das Bestreben, andre nicht durch Ehrenstellen, durch Anhäufung von unrechtmäßig erworbenen Reichtümern, sondern durch edle Gesinnung zu übertrumpfen. Wollen wir sehen, ob der junge Fähnrich den Lehren seiner holden Lehrmeisterinnen Ehre gemacht hat.

Mein Chef war der Sohn jenes berühmten Admirals Sspiridow, der die türkische Flotte bei Tschesme in Flammen aufgehen ließ. Gekränkt durch die Bevorzugung, welche dem Grafen Aleksej Grigorjewitsch Orlow zu teil wurde, ließ er sich nicht an dem Bewußtsein der großen That genügen, sondern wagte es, über das ihm widerfahrene Unrecht bei Katharina der Großen Klage zu führen, und bat um seinen Abschied. Es war eine edle Regung die ihn hierzu bewog, aber bescheiden und hochherzig handelte er nicht. Die Kaiserin konnte nicht das nun schon einmal Geschehene rückgängig machen, um so mehr, als Graf Orlow, mochte er nun vom Seewesen was verstanden haben oder nicht, jedenfalls zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt worden war; bei uns aber pflegen die Leute nicht nach ihrem Wissen, nicht nach ihrer Würdigkeit, sondern nach der dienstlichen Stellung und der Anciennität belohnt zu werden. Die Kaiserin

nahm diesen Schritt übel auf und genehmigte das Abschiedsgesuch. Sspiridow starb in Moskau, von Ehrgeiz verzehrt, und mit der Ueberzeugung, so gehandelt zu haben, wie es einem Ehrenmann geziemt. Damals veranlaßte die geringste Bevorzugung, die einem andern nicht für wirkliche Verdienste, sondern aus Gunst zu teil wurde, den Zurückgesetzten, unverzüglich um seinen Abschied einzukommen. Dieser edle Trotz fand während der Regierungszeit Katharinas der Großen allgemeine Anerkennung, und auch im ersten Jahre nach der Thronbesteigung Pauls war dies der Fall. In der Folgezeit ging dieser und überhaupt jeder point d'honneur fast auf immer verloren oder wurde wenigstens zur großen Seltenheit.

Mein Vorgesetzter Alekſej Grigorjewitsch Sspiridow war ein mit allen Tugenden eines friedlichen Staatsbürgers ausgestatteter Mann: gebildet, bescheiden, uneigennützig, gefällig, wohlthätig, ein musterhafter Sohn, Ehemann, Vater, und so ganz auf seine Ehre bedacht, daß sie ihm fast mehr galt, als das Leben selbst. In seiner Uneigennützigkeit ging er so weit, daß er, in einem der Krone gehörigen, am sogenannten schwedischen Markt belegenen Hause wohnend, auf den Gedanken kam, einen freien, gerade auf den Markt hinausgehenden Platz zu benutzen, als wegen Zuwachs in der Familie seine Wohnung sich als zu eng erwies. Er benutzte den Platz, baute auf eigene Rechnung drei Zimmer und ließ dieselben sogar mit seinem eigenen Brennholz heizen, um den Fiskus nicht zu belasten. Als er am Eingang des vom Handelshafen getrennten Kriegshafens bei einem Wachthaus vorüberging, bemerkte er, daß Backsteine, Lehm, Kalk und so weiter, welche am Tage vorher da gelegen hatten, verschwunden waren. Mein Vorgesetzter wandte sich an den wachthabenden Offizier mit der Frage: „Wozu sind die Baumaterialien, die ich gestern hier gesehen habe, verwandt worden?" Der Offizier antwortete mit einiger Verlegenheit: „Ich habe dieselben dem Hauptmann N. N. abgetreten, welcher augenblicklich einen Bau aufführt." — „War denn aber das Ihr Eigentum?" Der Offizier schwieg. „Ich will annehmen," fuhr mein Chef fort, „daß der Hauptmann N. N. noch keine Zeit gefunden, das Geliehene zurückzuerstatten. Morgen komme ich hierher und werde gewiß alle Materialien vollzählig vorfinden. Sie sehen aber, wie wenig man sich auf die Pünktlichkeit seiner Freunde verlassen kann. Ich rate Ihnen, ein andres Mal nicht darüber zu verfügen, was Sie zu bewachen, nicht aber zu verteilen verpflichtet sind." Dieser höfliche und schonende Verweis war dazumal mehr gefürchtet, als heutzutage die Arreststrafe; diese galt für eine Beschimpfung der Uniform und wer sich dieselbe

zugezogen hatte, mußte auf Andringen seiner Kameraden unbedingt den Dienst quittieren.

Mein Dienst war nicht schwer; jeden Auftrag, den mir der Admiral gab, vollführte ich nach Kräften, mit dem ganzen Eifer der jungen Jahre. Da ich auf den Kredit meines Vorgesetzten hin in den besten Häusern Revals Zutritt hatte, so vertanzte ich die übrige Zeit, verliebte mich und hatte mir im allgemeinen „il dolce far niente“ zur Devise gemacht. Das Kartenspiel war damals nicht so stark verbreitet, wie heutzutage. Es schickte sich nur für alte Herren, ältere Damen und Männer der höheren Rangstufen, für einen Offizier war es ebenso verpönt, wie der Besuch nicht aristokratischer Gesellschaft und unmäßiges Zechen im Freundeskreise. Sowohl das eine wie das andre verschloß ihm den Zutritt zu der besten Gesellschaft. Aber das Leben in einem ausgedehnten Bekanntenkreise erforderte große Ausgaben; ich geriet in Schulden. Als der Admiral davon hörte, ließ er mich zu sich rufen: „Borgen und seine Schuld nicht bezahlen, ist ein verfeinerter Diebstahl,“ sagte er, „reisen Sie nach Moskau zu Ihrer Frau Mutter, legen Sie ein Geständnis ab und bitten Sie um Gnade.“ In jener Zeit war es nicht schwer, Urlaub zu erhalten, es hing einzig und allein vom Vorgesetzten ab. Ich erhielt einen Reisepaß als Kurier. Der Admiral versah mich mit Briefen an seine Mutter, seinen Onkel, seine Brüder, und ich beeilte mich, über Pskow zum Besuch meiner Heimatstadt aufzubrechen, welche ich noch so gut wie gar nicht kannte. Die Vorbereitungen zur Reise beanspruchen bei einem unbemittelten Offizier nicht viel Mühe: ein Koffer, etwa anderthalb Arschin lang und ein Arschin breit, Wäsche, ein Hut in einer Schachtel aus Baumrinde waren die Hauptgegenstände meines Gepäckes, ein alter Uniformsrock auf dem Leibe, ein weniger gebrauchter im Koffer, der Degen an der Seite und ein Schafspelz mit dickem Tuchüberzug beschwerten nicht den Postschlitten und waren keine große Last für die Pferde. Da aber die Reise ziemlich langweilig und einförmig war und sich auf derselben nichts Bemerkenswertes ereignete, so übergehe ich sie und komme auf die nächstfolgenden Ereignisse zu sprechen.

3.

In den ersten Tagen des Januar 1795 tauchte ich plötzlich in Moskau auf und ließ vor der Treppe des Hauses meiner Mutter*) in der Twerschen Straße halten. In meiner Selbstsucht hoffte ich auf einen freundlichen Empfang und glaubte, meine Mutter würde erfreut sein, ihren jungen Sohn, der für einen schmucken Fähnrich galt, nach langer Trennung wiederzusehen.

Zugleich war ich auch entzückt über die Aussicht, meine Heimatstadt Moskau näher kennen zu lernen, aber gewiß war der Hauptzweck meiner Reise die Regulierung meiner Finanzen und die Feststellung eines Jahresbudgets für mich.

Ich ließ mich melden und mußte eine halbe Stunde warten, welche mir so lang wie ein ganzer Tag vorkam, endlich wurde ich vorgelassen. Ich eilte auf meine Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen, sie aber wehrte mir und sagte: „Du bist nicht zu deiner Mutter gekommen, sondern zu meiner Geldkassette. Schämst du dich nicht, als Offizier so wenig Ambition zu besitzen? Man muß den Tod jeder erniedrigenden Handlung vorziehen.“ Diese Worte machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß meinen Augen unwillkürlich eine Thräne entrollte. „Da siehst du die Folgen deines leichtsinnigen Treibens; jetzt ist das verletzte Selbstgefühl erwacht und ein Offizier muß weinen! Ich will dich nicht sehen; fahre, wohin du willst; ohne die Erlaubnis meines Mannes kann ich dich nicht aufnehmen!“ Bei diesen Worten verließ sie das Zimmer. Mein Gott! War das eine bittere Lehre! Und dabei in Gegenwart unsrer leibeigenen Leute. Ich lief die Treppe hinunter, setzte mich wieder in den Postschlitten und ließ nach der „Deutschen Vorstadt“ fahren, weil ich möglicherweise bei der Mutter meines Admirals ein Unterkommen zu finden hoffte. Ich hüllte mich in meinen Schafpelz und überließ mich meinen bittern Gedanken. Ich muß gestehen, anfangs fühlte ich mich durch die Herzlosigkeit meiner Mutter verletzt, die ihrem Sohn nach jahrelanger Trennung ein Unterkommen verweigert hatte und dazu noch in einer solchen Weise! Meine Eigenliebe litt stark darunter, aber der Weg von der Twerschen Straße nach der Deutschen Vorstadt ist ziemlich weit, zumal mit

*) Meine Mutter hatte während meiner Abwesenheit zum zweitenmal geheiratet, und zwar den Oberst Schäfer. Sie stand mit einem Handlungshause in Reval in Korrespondenz und hatte durch dasselbe von dem Treiben ihres lieben Sohnes Kenntnis erhalten.

müden Pferden, und so hatte ich Zeit, mir alles ruhiger zu überlegen. Zu meiner Schande mußte ich mir gestehen, daß nicht die zärtliche Liebe zu meiner Mutter, sondern vielmehr der Wunsch, Geld zu erhalten, meine plötzliche Ankunft veranlaßt hatte. Jetzt, wo meine Mutter schon über fünfzig Jahre im Grabe ruht, bin ich ihr für diese Lehre dankbar; sie hat dadurch meine Gesinnung veredelt und mich vor jeder, auch der geringsten Niederträchtigkeit bewahrt. Allerdings habe ich oft gerade den Edelmut zu sehr auf die Spitze getrieben, aber dafür habe ich mich nicht erniedrigt, mit dem Laster nicht geliebäugelt, nicht nach dem sogenannten äußern Glück getrachtet, welches mich der innern Ruhe hätte berauben können, die, einmal verloren, nicht so leicht wiederzugewinnen ist. Von Herzen danke ich dir, meine unvergeßliche Mutter, für diese praktische Lehre, die mehr gewirkt hat, als alle theoretischen Unterweisungen meiner Professoren!

Als ich beim sogenannten Razguljai*) angekommen war, ließ ich halten und fragte den ersten besten Vorübergehenden nach dem Nestorowschen Hause. So hieß der Onkel meines Chefs. „Ich bin ein Diener des Herrn Nestorow, wenn es dem Herrn recht ist, so will ich Sie hinführen," antwortete jener und setzte sich auf den Bock. Warum hatte ich nach dem Nestorowschen und nicht nach dem Sspiridowschen Hause gefragt, wohin ich zu fahren beabsichtigte? Wer könnte mir das sagen? Das menschliche Herz umschließt eine Welt von Rätseln. Es scheint im Menschen eine innere Stimme zu wohnen, welche ihm das Gute einflüstert. Achtet man auf diese Stimme, so geht alles gut; wenn aber die Reflexion, die Selbstsucht den Menschen dazu führt, wider diese warnende Stimme zu handeln, so geht alles verkehrt. Ich wenigstens habe oft an mir diese Erfahrung gemacht und andre sagen hören: „Ich wollte es ja gar nicht so, es ist meine eigene Schuld, schade, daß ich nicht auf meine innere Stimme gehört habe!" Der Postillon bog, der Weisung des Mannes folgend, von der „großen deutschen Straße" nach links ab und der Schlitten glitt vor die Rampe eines großen herrschaftlichen Hauses. „Wir sind da," sagte der Mann, indem er vom Bocke sprang.

Man führte mich durch einen großen Saal, zwei Gastzimmer und zuletzt in das Diwanzimmer, wo ich die ganze Familie um den Theetisch sitzen sah. Es war ungefähr zehn Uhr. Ein älterer, würdig aussehender Herr stand vom Lehnstuhl auf und fragte mich,

---

*) Deutsch etwa „flotte Ecke". Anmerk. d. Uebers.

wen ich zu sprechen wünsche. „Seine Excellenz Alexander Matwejewitsch Nestorow.“ — „Das bin ich,“ antwortete er. Ich übergab ihm den Brief meines Vorgesetzten. „Bitte Platz zu nehmen,“ sagte er und begab sich in sein Arbeitszimmer. Eine ehrwürdige alte Dame, die Gemahlin des Herrn Nestorow, deren Antlitz noch die Spuren einstiger Schönheit bewahrt hatte, begrüßte mich freundlich und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen. Alle wandten sich an mich mit Fragen über meinen Vorgesetzten, über das Leben in Reval. Alles atmete hier Frieden, Glück, altpatriarchalisches Leben, wie man es heutzutage vergebens suchen würde. Man schenkte mir Thee ein, die Unterhaltung wurde immer lebhafter und nach einer kleinen Weile fühlte ich mich ganz so, als wäre ich ein langjähriger Bekannter des Hauses. Inzwischen war auch der Hausherr wieder erschienen und wandte sich an mich mit den Worten: „Ihr Vorgesetzter spricht sich so vorteilhaft über Sie aus, daß sein Urteil einem so jungen Manne wie Sie alle Ehre macht. Wo sind Sie aber abgestiegen?“ Ich wußte anfangs nicht, was ich antworten sollte; schließlich faßte ich mir ein Herz und sagte offen heraus, daß ich es noch nicht wüßte. „Bleiben Sie doch bei uns; Kinder,“ fügte er hinzu, „ihr habt viele Zimmer zu eurer Verfügung, tretet dem Herrn eins davon ab.“ Ohne meine Antwort abzuwarten, führten meine neuen Bekannten mich in ihre Appartements und stellten mir die Wahl eines Zimmers frei. Ich war so gerührt von diesem liebenswürdigen Empfang, daß ich, als man mir sagte: „Wählen Sie ein beliebiges Zimmer,“ kaum zu antworten vermochte: „Wo und wie es Ihnen beliebt.“ Sie handelten für mich, ließen meine Habseligkeiten bringen, und als nur ein Koffer, in dessen Begleitung sich nicht einmal ein Reisekissen befand, zum Vorschein kam, fragte der älteste Sohn lächelnd: „Sie sind wohl wahrscheinlich als Kurier gereist?“ — „Ja wohl,“ antwortete ich und wies meinen Reisepaß vor. — „Machen Sie sich deshalb weiter keine Sorgen,“ antwortete er, „wir werden für Sie das Nötige beschaffen,“ dabei erteilte er seinem Kammerdiener leise einen Befehl.

Kaum hatten wir Zeit gefunden, einiges zu ordnen, einzurichten, als wir zum Herrn Papa gerufen wurden. „Sie haben gewiß einen Brief an meine Schwester, die Mutter Ihres Vorgesetzten, beeilen Sie sich, denselben abzugeben.“ Darauf wandte er sich an den ältesten Sohn und sagte: „Affanassji! Fahre mit dem Herrn zur Tante Anna Matwejewna.“ Ihr Haus befand sich auch in der deutschen Vorstadt, nicht weit von dem Hause des Herrn Nestorow.

Ich legte volle Uniform an und präsentierte mich der Mutter meines Chefs; sie war eine Dame von mittlerem Wuchs, mit einem noch frischen, freundlich lächelnden Gesicht, ihre Augen brannten wie Feuer und ließen auf einen scharfen Verstand schließen. Mein Chef sah seiner Mutter sehr ähnlich; derselbe Wuchs, dieselben Augen, dieselbe Physiognomie, dasselbe freundliche Lächeln, und, wenn ich mit ihr irgendwo zufällig zusammengetroffen wäre, so hätte ich sie sofort für seine Mutter oder Schwester gehalten. „Was macht mein Aleksej?" fragte sie, und ich mußte ihr auf das genaueste von dem Leben und Treiben meines Vorgesetzten und seiner Familie berichten. Sie schalt mich dafür, daß ich nicht direkt bei ihr vorgefahren, fügte aber hinzu: „Du wirst übrigens beim Bruder mehr Abwechselung haben; da ist viel Jugend, hier dagegen sind wir lauter alte Leute. Damit wir uns recht häufig sehen können, wird meine Equipage jeden Tag vom Morgen an vor dem Hause meines Bruders bereit stehen." Mein Begleiter Affanassji Alexandrowitsch erlaubte sich zu bemerken: „An einer Equipage wird es auch bei uns nicht mangeln." — „Dummes Zeug," antwortete sie, „Ihr werdet mit ihm in Moskau herumfahren und ich werde ihn gar nicht zu sehen bekommen. Mich kannst du zu jeder Zeit, meinetwegen täglich, zu Mittag besuchen," fügte sie hinzu, „jedenfalls aber des Sonntags; wenn du aber etwas nötig haben solltest, so siehe zu," — dabei machte sie eine drohende Bewegung — „daß du mich nicht umgehst."

Die Familie des Herrn Nestorow bestand aus vier Söhnen, ebensoviel Töchtern und einer entfernten Nichte. Der älteste Sohn Affanassji hatte in der Garde gedient, augenblicklich war er Oberstlieutenant außer Dienst, der zweite, Matwej, war aktiver Hauptmann in der Garde, der dritte, Michael, Gardefähnrich, der vierte Kornett im Kürassierregiment des Grafen Ssaltykow. Alle waren zur Zeit meines Besuches anwesend. Die Töchter waren noch alle unverheiratet. Die beiden ältesten Brüder hatten fast ganz Europa bereist und hielten mit der Bildung ihrer Zeit Schritt; die übrigen Geschwister standen ihnen nur wenig nach. Fügt man noch die liebevolle Offenherzigkeit der Alten (des Vaters und der Mutter) hinzu, die Liebenswürdigkeit der Söhne, das zarte Wesen der Töchter, das überaus innige Verhältnis, welches alle untereinander verband, die aufrichtige Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern, die innige Liebe letzterer zu ihren Kindern, das Wohlwollen gegen die Menschen im allgemeinen, so wird man schwerlich etwas finden, was man dem altpatriarchalischen russischen Leben in Moskau an die Seite stellen könnte. Damals waren alle der Ueberzeugung, daß die Familien-

bande und die häusliche Erziehung die Grundlage für die Kraft und die Sicherheit des Staates bilden, und daß die Grundsätze, die Gefühle der Väter und ihr gutes Beispiel die Liebe zum Zaren und zum Vaterlande mehren, sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben und auch den andern Ständen als Vorbild dienen. In der That war das Leben damals mehr auf das Praktische gerichtet; es waren weniger Ideen im Umlauf, als heutzutage, und selbst diese wenigen hatten ohne Thatsachen keine Bedeutung. Junge Leute in der Militäruniform nähern sich leicht einander, und unser Verhältnis wurde von Tag zu Tag, oder vielmehr von Stunde zu Stunde ein immer innigeres. Ist es zu verwundern, daß ich von solchen Leuten, wie es die jungen Nestorows waren, alles dasjenige anzunehmen bestrebt war, was mir, meiner Ansicht nach, noch abging. Wie soll man nicht jenem Autor, auf dessen Namen ich mich augenblicklich nicht besinnen kann, beistimmen, wenn er sagt, daß wir wegen unsrer Nachahmungssucht den Affen sehr nahe stehen, aber mit dem Unterschied, daß wir nicht alles annehmen, wie die Affen, sondern nur dasjenige, was uns gefällt! Da ich an meinen Kameraden etwas Höherem begegnete, was ich an mir selbst vermißte, so nahm ich ihre Anschauungen und Manieren an, eignete mir auch unmerklich ihre Art an, sich als vornehme, reiche Herren zu fühlen, und zwar mit so gutem Erfolge, daß ich oft in meinem spätern Leben, ohne einen Rubel in der Tasche, immer den Eindruck eines wenn auch nicht reichen, so doch vermögenden Mannes zu machen verstand. Als das Verhältnis zu meinen Kameraden immer intimer wurde, bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß dieselben inmitten all des Ueberflusses im Hause über wenig Barmittel verfügten, dabei benahmen sie sich aber so, als hätten sie die Taschen voller Dukaten. Dieser Mangel an barem Gelde bei den Kindern hatte folgenden Grund: Zu jener Zeit begnügten sich die Kinder mit dem von den Eltern ausgesetzten jährlichen Unterhalt; seine Eltern mit Bitten zu belästigen, galt für erniedrigend. Ein noch so geringfügiges Geschenk der Eltern an ihre Kinder wurde von letztern mit lebhaften Dankesgefühlen angenommen. Ich erinnere mich, wie der Vater seinem Sohne, dem Gardehauptmann, 25 Rubel Banko*) zum Geburtstage schenkte und wie letzterer diese Gabe mit aufrichtigen Dankesworten entgegennahm. Nicht auf den Wert des Geschenkes, pflegte man damals zu sagen, kommt es an, sondern darauf, daß die Eltern einem eine Aufmerksamkeit erweisen. Jetzt wurde es

---

*) Etwa 20 Mark.

mir verständlich, warum meine Mutter sich durch meinen Besuch so verletzt fühlte, war es doch nur meine Geldverlegenheit, die mich zur Reise veranlaßt hatte.

Man machte mit mir Besuche bei Verwandten und Bekannten, und zeigte mir alle öffentlichen Orte, kurz, man ließ es sich angelegen sein, mich mit Moskau, seinen Sehenswürdigkeiten, Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen. Nichts machte auf mich einen solchen Eindruck, wie mein erster Besuch im adligen Kasino. Alles erschien mir da wie im Zauber und ich selbst kam mir verzaubert vor. Der Glanz des Goldes, Silbers und der Brillanten, die wunderbare Beleuchtung, die Kavaliere in der Uniform, mit seidenen Strümpfen, grande tenue; die Damen mit Brillantdiademen, Blumen, in den prachtvollsten Roben, eine Versammlung von nahezu zweitausend Menschen — alles dies mußte auf einen Provinzialen, der das zum erstenmal zu sehen bekam, einen großen Eindruck machen. Denkt man sich noch dazu eine ausgesuchte Höflichkeit, auf allen Gesichtern ein vergnügtes Lächeln, das Wohlwollen der Alten gegen die Jüngeren, die Ehrerbietung der letzteren gegen die ersteren, so gewinnt man eine annähernde Vorstellung von dem adligen Kasino Anno 1795. Es gehört eine geschicktere Feder dazu, als die meinige, um diese berückende Zauberwelt, diese vornehme Ungezwungenheit des Verkehrs, welche alle belebte, zu beschreiben. Ich will schon gar nicht reden von der hohen Zahl der großen, verdienstvollen Herren, welche, antiken Heroengestalten gleichend, diese Gesellschaft besuchten, und in der Höflichkeit und Bescheidenheit den Jüngeren mit gutem Beispiel vorangingen.

Im Hinblick auf jene Zeiten, auf jene Freiheit im Denken und Handeln, könnte man sagen, daß die ganze Gesellschaft einzig und allein durch den gesellschaftlichen Geist getragen schien, welcher auf der Hochachtung gegen ältere Leute, auf Sittlichkeit und Ehre beruhte. Die meisten Offiziere erhielten von ihren Vorgesetzten Urlaub auf unbestimmte Zeit, sie mußten nur eine Bescheinigung darüber ausstellen, daß sie im Falle einer an sie ergangenen Ordre sofort zu ihren Kommandos eilen würden. Ich weiß nicht, ab es vorkam, daß einer von uns jemals, auch nur um einen Tag, sich verspätete. So groß war bei allen die Ambition, das Ehrgefühl, jener point d'honneur, der sich vor einem Verweise fürchtete, vollends aber vor einer Arreststrafe, — das Gott bewahre! Diese galt als eine Beschimpfung des Standes und ein ferneres Verbleiben bei dem Regimente oder Kommando war unmöglich. Hierauf war wohl auch die damals übliche Redensart von Einfluß: „Die Uniform kann

fadenscheinig sein, von der Ehre aber muß der Offizier einige Pud*) besitzen.“ Die Ehre, die Ambition, der point d'honneur wohnten in aller Herzen, aber am stärksten waren sie beim Militär entwickelt. Damals begann kein Edelmann den Staatsdienst vom Kollegienregistrator**), es sei denn, daß er krank, verwachsen u. s. w. war, und in den Zivildienst ging er mindestens mit dem Rang eines Stabsoffiziers über, ein Grad, der damals nicht leicht zu erreichen war. Es hatte den Anschein, als ob in aller Adern kriegerisches Blut rollte, und es war eine allgemein verbreitete Ansicht: Wer nicht mit dem Militärdienst begonnen, aus dem wird nichts Ordentliches, allenfalls noch ein Unterstaatssekretär.

Jeden Sonntag speisten wir bei der Mutter meines Vorgesetzten, wo sich alle Verwandten und einige nicht zur Verwandtschaft gehörige Personen versammelten. Hier wurde die nämliche Etikette beobachtet, wie im adligen Klub. Man muß dieses ehrfurchtsvolle Benehmen gegenüber den ältern Leuten gesehen haben! Ein erwachsener Sohn war ungeachtet seiner Jahre, seines Ranges in gewisser Beziehung einem minderjährigen gleichgestellt. Der Senateur M. G. Sspiridow besuchte seine Mutter des Sonntags zum Mittagessen in voller Uniform und mit dem Ordensbande über der Schulter. Er liebte es, nach dem Essen ein Pfeifchen zu rauchen; seine Mutter mochte den Tabaksgeruch nicht; nach dem Essen pflegte er sich in das Bedientenzimmer zu verfügen, ein Luftfenster zu öffnen und seine Pfeife zu rauchen, umringt von mehr als zwanzig Dienern, welche in ehrfurchtsvoller Stellung vor ihm standen. Seine Gemahlin, eine geborene Fürstin Schtscherbatow, die Tochter unsres Historikers, erschien niemals ohne Chiffre. Alle Gäste fügten sich derselben Ordnung, und wehe demjenigen, der es sich einfallen ließ, dieselbe zu verletzen. Da ich alles annahm, so machte ich mir auch folgendes zur Gewohnheit: Jeden Morgen besuchte ich in voller Uniform meine Mutter und fuhr von ihr zu der Mutter meines Chefs. Als meine Mutter mich täglich immer aufs neue Unterwürfigkeit und widerspruchlosen Gehorsam bekunden sah, ließ sie sich erweichen und sagte schon beim täglichen Abschied zu mir: „Morgen kommst du doch wieder, mein Lieber?“ Als ich dies meinen Kameraden erzählte, fielen sie mir um den Hals, küßten mich, und waren nicht weniger erfreut, als ich selbst: „Gott behüte davor,“ sagten sie, „den Zorn der Eltern auf sich zu laden, wie kann man dann noch auf Glück rechnen?“

---

*) Ein Pud = 1/3 Zentner. Anmerk. d. Uebers.

**) Die vierzehnte unterste Rangklasse im Zivildienst. Anm. d. Uebers.

Die gesamte Aristokratie Moskaus speiste damals um zwei Uhr und auf niemand wurde zum Mittagessen gewartet; „ein jeder muß es wissen,“ pflegte man zu sagen, „zu welcher Stunde im Hause gespeist wird, sich zu verspäten ist unpassend und unhöflich.“ Das Mittagessen bestand aus einer verschwenderisch großen Zahl von Schüsseln; hinter dem Stuhl fast eines jeden Tischgenossen stand ein Lakai in Livree; kein Wunder, denn das Hauspersonal zählte damals bis zu hundert und zweihundert Menschen. Man erzählte sich, daß zur Beerdigung des Grafen Peter Borissowitsch Scheremetjew alle Diener des Hauses, über fünfhundert an der Zahl, in Trauerröcken den Sarg begleitet und das letzte Glied in dem feierlichen Beerdigungszuge gebildet hatten. Während der Tafel hatte die Oberaufsicht über das Ganze der Speisemarschall, frisiert, gepudert, mit seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einer breiten, goldenen Tresse auf dem Kamisol; das Essen trugen die Offizianten auf, gleichfalls gepudert, mit feinen baumwollenen Strümpfen, Schuhen und einer ganz schmalen goldenen Tresse auf dem Kamisol. Man mußte staunen über die Ordnung, Ruhe und Pünktlichkeit, mit welcher bei Tisch bedient wurde. Alles dies wurde in verkleinertem Maßstabe auch in den weniger bemittelten adligen Häusern eingehalten. Den Reichen es nachmachen zu wollen, war stets eine Schwäche der Minderbegüterten. Zum Ball im adligen Klub versammelte man sich um sieben Uhr abends, in Privathäusern aber um sechs, und blieb bis zwei oder drei Uhr zusammen, bei Wolynski aber bis zum Morgen. Das Tanzen mit Stiefeln war nicht gestattet und galt für eine Nichtachtung den Damen gegenüber. Der Ball wurde mit einem Menuett eröffnet, besonders beliebt war das menuet à la Reine; hierauf fand der feierliche Aufzug zur Polonaise statt, unter den ersten Paaren die Männer in hohen Würden, denen das übrige Publikum folgte. Bisweilen wurde auch eine runde Polonaise getanzt, darauf begann die Anglaise, in welche die Mazurka eingeschoben wurde, sodann die Walzer-Quadrillen und die durch ihre Hopser ganz besonders schwierige französische Quadrille, ausgezeichnet durch ihre contre-temps en avant, contre-temps en arrière, pas de pigeon u. s. w. Den Schluß des Balles bildete der geräuschvolle Tanz à la Grecque, oder der Großvatertanz, welcher von dem gefangenen schwedischen Vizeadmiral Grafen Wachtmeister eingeführt worden sein sollte.

Nach Schluß der ausgelassen fröhlichen Butterwoche mit ihren öffentlichen und privaten Maskeraden, endlosen Spazierfahrten durch die Straßen, Frühstücken, Dejeuners dansants bei Wolynski,

Diners, Soupers, bei welchen die verschiedenartigen Blinis*) die erste Rolle spielten, erhielt ich in der ersten Woche der „Großen Fasten“ den Befehl, nach Reval zurückzukehren, und zwar über Petersburg, wo ich einige Aufträge meines Vorgesetzten zu erledigen hatte. So schwer mir der Abschied von Moskau wurde, ich mußte, ohne mich zu bedenken, sofort aufbrechen. Gleichsam zum Andenken statteten meine neuen Bekannten, nämlich die Verwandten meines Vorgesetzten, namentlich Nestorows, mich mit verschiedenen Sachen aus; mein bescheidener revalscher Koffer wurde durch einen andern ersetzt, der mir schon auf der Reise als Bettunterlage dienen konnte. Und in wie delikater Weise geschah das alles! Erst nach meiner Rückkehr nach Reval kam ich dahinter, wie reich ich beschenkt worden war.

Ihr braven, prächtigen Menschen! Schon längst seid ihr heimgegangen. Verwachsen und vergessen ist euer kühles Grab; aber es gibt noch ein edles Herz, das eurer mit inniger Wärme gedenkt, das eure Freundschaftsbeweise nicht vergessen, das Gefühl für ihren großen Wert nicht verloren hat und einst nach Vollendung der irdischen Laufbahn in jener Welt ebenso, wie auf diesen Seiten, für euch Zeugnis ablegen wird.

Meine Mutter hatte mich eingeladen, den letzten Abend in Moskau bei ihr zu verbringen. Niemals war sie gegen mich so freundlich, gütig, ja sogar zuvorkommend gewesen, wie an diesem Abend. Um so schwerer wurde mir der Abschied. Um Mitternacht trat ich auf sie zu, um ihr Lebewohl zu sagen. „Setze dich doch noch ein wenig,“ sagte sie zu mir, „dann wollen wir uns erheben und zu Gott beten, daß er dir eine glückliche Reise schenkt.“ Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen. „Lebe wohl, mein Teurer,“ fuhr sie fort und eine Thräne trat ihr in die Augen, bei mir rannen sie unaufhaltsam. „Vielleicht ist dies das letzte Mal, wo wir uns sehen,“ sagte sie, „wer kann es wissen? Versprich mir, alles Schwere, was dir im Leben beschieden sein könnte, mit Fassung zu tragen und stets dessen eingedenk zu bleiben, daß vor Gott, dem Herzenskündiger, nichts verborgen ist; der Gedanke hieran wird dich nichts Niedriges begehen lassen und deinen Geist erheben.“ Ich versprach es, ihr Gebot heilig zu halten. Sie drückte mich an ihre Brust. „Lebe wohl!“ sagte sie; ihre Stimme wurde leiser und ich konnte sie kaum aufrecht halten; sie bekam einen Ohnmachtsanfall. Die auf mein Rufen herbeieilenden Dienerinnen legten sie auf das

*) Pfannkuchen aus Buchweizenmehl. Anmerk. d. Uebers.

Kanapee und baten mich, möglichst schnell aufzubrechen, damit sich diese Scene nicht wiederhole. Ich drückte einen heißen Kuß auf die Hand meiner Mutter und bestieg eilig meinen Wagen, ein Geschenk meiner Mutter.

Fühlte sie es, daß wir auf immer voneinander Abschied nahmen? Sie war noch so jung, erst achtunddreißig Jahre, ich aber war neunzehn Jahre alt. „Gott allein lenkt die Geschicke im Leben," pflegte sie zu sagen; ich aber füge hinzu: „Seine Wege sind unerforschlich."

Als ich den Schlagbaum passiert hatte, nahm ich in Gedanken von Moskau Abschied; ich ahnte es nicht, daß ich dieses üppige, reiche, gastfreie und patriarchalische Moskau nicht mehr wiedersehen würde. Im Augenblick des Trennungsschmerzes tröstet sich der Mensch mit dem Gedanken ans Wiedersehen und trocknet die sich hervordrängenden Thränen. Was wäre wohl, wenn das Schicksalsbuch vor ihm aufgeschlagen läge und er darin lesen könnte, daß er alles dasjenige, was er gesehen, woran er sich erfreut, was er liebgewonnen, nicht mehr wiedersehen wird. Ich danke der göttlichen Allmacht dafür, daß sie die Zukunft vor mir verhüllt. Jetzt leide ich nur einmal, dann würde ich im Gedanken mehreremal zu leiden haben. Diese Welt ist nach den Gesetzen des Ewigen auf immer dahin. . . . Wer beklagt sie? Ich, und nicht ohne Grund. Fast alle, mit denen ich das Leben begonnen, gelernt, gedient, alle liegen im kühlen Grabe. Alle Bande, außer den verwandtschaftlichen, die Bande der Liebe, Freundschaft, Kameradschaft, der Dankbarkeit, alle sind zerrissen durch die eisige Hand des Todes; nur die schmerzliche Erinnerung ist dem verwaisten Herzen geblieben. Wer aber mit starker Seele und klarem Geiste an die Vorsehung glaubt, der wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die unsichtbare Hand des Höchsten alles zum Besten lenkt, auf dunklen, für uns bisweilen schwierigen Pfaden.

4.

In St. Petersburg gedachte ich nicht über drei Tage zu verbringen, aber der Admiral verlängerte meinen Urlaub und übermittelte mir zugleich einige Aufträge. Ich überbrachte die mir in Moskau eingehändigten Briefe an die Verwandten und andere Personen. Der Empfang war ein höflich kühler und ich vermißte hier

jene liebenswürdige Gastlichkeit, jene Herzlichkeit, welche Moskau auszeichneten. Nichtsdestoweniger hatte ich es diesen Empfehlungsschreiben zu verdanken, daß ich zweimal die Große Katharina zu sehen bekam. Das erste Mal beim großen Einzug in die Kirche.

Sie schritt langsam dahin, ihr Gang war ungezwungen, ihre Haltung majestätisch, ihr Haupt schmückte eine kleine Brillantkrone. Lächelnd grüßte sie nach beiden Seiten, und ihr Lächeln drückte Huld, gepaart mit majestätischer Würde, aus. Der gesamte Hofstaat, welcher ihr vorausging und folgte, erschien wie aus Gold gegossen, die Damen übersät mit Brillanten. Während sie an mir vorüberschritt, stockte mir der Atem, ich war ganz Auge. Sie war schon vorbeigegangen und noch immer stand ich unbeweglich an demselben Platze.

Ist es ein Wunder, dachte ich, daß man die Kaiserin für eine auf Erden wandelnde Gottheit ansieht? Auch Jupiter kann in seinem olympischen Palast kaum von solcher Pracht umgeben gewesen sein, und schwerlich hat er mehr Ehrfurcht und Hochachtung eingeflößt. Bei ihrem Anblick rief der Gedanke an das von ihr glücklich und berühmt gemachte Rußland ein Gefühl des Stolzes wach, man war stolz darauf, ein Russe zu sein und ihr dienen zu können.

Zum zweitenmal sah ich die Kaiserin, als sie zu einer Spazierfahrt den Schlitten bestieg. Es begleitete sie Fürst Platon Alexandrowitsch Zubow. Sie war verschleiert, doch konnte man am Gang „die Große" erkennen. Ich vernahm ihre Stimme. In gebieterischem, aber gütigem Tone sagte sie: „Nehmen Sie Platz, mein Fürst." Lange Zeit klang der Ton dieser Stimme mir in den Ohren, ich glaube ihn auch jetzt noch bisweilen zu hören."

Petersburg hatte damals gar keine Aehnlichkeit mit dem patriarchalisch einfachen „Mütterchen" Moskau. Dort war der nationalrussische Ton vorherrschend, alles erinnerte an die Vergangenheit Rußlands; hier hatte alles einen gewissen ausländischen, fremden Anstrich; in der Gesellschaft sprach man französisch und nur mit den Untergebenen russisch. Sogar in den kaufmännischen Häusern von Bacharacht und andern ahmte man diesen Ton nach. Haben die Ausländer nicht deshalb Rußland lange Zeit hindurch Moskowien genannt? Den Hauptgegenstand der meisten Gespräche bildete Katharina; sie war die Seele aller privaten Unterhaltungen, man wetteiferte untereinander in der Erzählung von Anekdoten aus ihrem Privatleben; auch ich will dieselben dem Leser nicht vorenthalten, damit sie nicht in Vergessenheit geraten, weil sie wert sind, der Nachwelt überliefert zu werden, und schließlich, weil sie alle den

höchsten Würdenträgern als Vorbild dienten, von letzteren auf ihre Untergebenen übergingen und von diesen bis in die untersten Rangklassen sich verbreiteten. Alle nahmen sich ihren Edelsinn, ihre Ansichten von den Dingen, welche sie umgaben, zum Muster, und auf diese Weise fand alles Gute, von ihr ausgehend, seinen Weg über ganz Rußland.

Richardsohn, so erzählte man sich, hatte der Kaiserin verordnet, vor dem Mittagessen, zur Anregung des Appetits, ein Gläschen Gdanschen (Danziger) Liqueur zu genießen; Katharina befolgte den Rat des Arztes und das Mittel war schon eine geraume Zeit mit gutem Erfolg angewandt worden. Einmal rühmte die Kaiserin im Scherz den guten Erfolg und die Billigkeit der Kur.

„Sie ist nicht einmal so billig, Majestät,“ antwortete ihr Graf Bruce, „nach der Rechnung des Mundschenken werden täglich zwei Stof*) von diesem Liqueur verbraucht.“

„Ach, dieser alte Schlingel!“ sagte die Kaiserin, „was wird man von mir denken? Lassen Sie ihn rufen.“ Es erschien ein alter Mann mit gebückter Haltung, dessen Name mir entfallen ist. „Wieviel geht bei dir täglich von dem Gdanschen Liqueur auf?“ fragte die Kaiserin.

„Zwei Stof, Majestät!“

„Schämst du dich nicht, wie kann ich denn zwei Stof austrinken?“

„Mit Verlaub zu sagen, Mütterchen Kaiserin, bisweilen geht auch noch mehr auf. Eure Hoheit genießen nur ein Viertelgläschen; sobald ich aber von Ihnen herauskomme, erscheint auch der dejourierende Generaladjutant. ‚Gieb mir vom Liqueur der Kaiserin zu schmecken.‘ Ich reiche ihm ein Gläschen. Nun finden sich auch die dejourierenden Flügeladjutanten, Kammerherren, Kammerjunker ein, und ehe man sich's versieht, ist ein Stof ausgetrunken. Ich laufe nach einem zweiten; da strömen Gott weiß was für Leute zusammen, Doktoren, Chirurgen u. s. w. Alle bitten, von dem Liqueur der Kaiserin schmecken zu dürfen. Endlich kehre ich ins Buffetzimmer zurück; nun nehme auch ich einen Schluck von dem Liqueur der Kaiserin, ich rufe den Gehilfen, und es ist aus mit den zwei Stof.“

„Schon gut,“ sagte die Kaiserin lächelnd, „sieh nur zu, daß nicht über zwei Stof am Tage aufgehen.“

Wie nachsichtig sie und, ihrem Beispiele folgend, auch die

---

*) Etwa zweieinhalb Liter. Anmerk. d. Uebers.

höchsten Würdenträger gegen Kleinigkeiten ohne Belang waren, dafür gibt folgende Anekdote ein Beispiel. Einmal saß die Kaiserin mit dem Grafen Kyrill Grigorjewitsch Razumowski nach dem Mittagessen beim Kartenspiel. Es tritt der dejourierende Kammerpage ins Zimmer und meldet dem Grafen, der Hauptmann von der Schloßwache lasse ihn rufen.

„Schön," antwortete der Graf und wollte weiter spielen.

„Was ist geschehen?" fragte die Kaiserin.

„Nichts von Bedeutung, Majestät, der Hauptmann von der Wache läßt mich rufen."

Die Kaiserin legte die Karten auf den Tisch. „Gehen Sie," sagte sie zum Grafen, „es könnte doch etwas passiert sein; der Hauptmann wird nicht ohne Grund gekommen sein." Der Graf ging hinaus und kehrte gleich darauf zurück. „Was war da?" fragte die Kaiserin.

„Eine ganze Kleinigkeit, Majestät, der Hauptmann fühlt sich etwas gekränkt. An der Wand der Wachstube hat man in Lebensgröße sein Porträt aufgezeichnet, mit einem langen Zopf und dem Degen in der Hand. Darunter stand geschrieben: ‚Trantararan, Bulgakow tapfrer Hauptmann'."

„Welche Entscheidung haben Sie in dieser wichtigen Angelegenheit getroffen?" fragte die Kaiserin.

„Ich habe Befehl erteilt, das Porträt stehen zu lassen, wenn es ähnlich ist, wo nicht, so solle man es abwischen." Die Kaiserin brach in ein schallendes Gelächter aus.

Wie sehr sie die Verdienste jedes einzelnen, welcher Rangklasse er auch angehören mochte, zu schätzen verstand und gerade dadurch auch ihre Großen veranlaßte, ebenso zu handeln, lehrt folgendes Beispiel.

Graf Nikolai Iwanowitsch Ssaltykow hatte auf Grund von Berichten der Vorgesetzten bei der Kaiserin beantragt, einen Hauptmann der Armee zu kassieren. „Wie geht das aber an? Er ist doch Hauptmann," sagte die Kaiserin, ihre Stimme erhebend. „Er hat sich im Verlauf von mehreren Jahren bis zu diesem Range aufgedient, da kann doch plötzlich ein einziger Fehltritt nicht einen mehrjährigen, tadellosen Dienst in Schatten stellen? Wenn er wirklich nicht mehr für den Dienst tauglich ist, so soll man ihm in Ehren seinen Abschied geben, ohne seinem Stande einen Schimpf anzuthun. Wenn *wir* den Rang nicht zu schätzen wissen, so wird er im Werte sinken; ist das aber einmal geschehen, so wird es uns niemals gelingen, seine Bedeutung zu heben."

Die Abendgesellschaften in der Eremitage waren für die Erholung bestimmt und dienten zur Erheiterung nach des Tages Mühe und Arbeit. Hier war es streng verpönt, den Vernünftigen zu spielen. Wer sich gegen die Satzungen dieser Gesellschaft, die von der Kaiserin selbst entworfen waren, verging, hatte sich je nach dem Grade des Vergehens folgenden Strafen zu unterziehen: Er mußte ein Glas kalten Wassers trinken, eine Seite aus der Telemachie vorlesen; die höchste Strafe aber war, bis zur nächsten Soiree zehn Verse aus ebenderselben Telemachie auswendig zu lernen. Lew Alexandrowitsch Naryschkin soll sich häufiger als alle andern diese Strafe zugezogen haben. Man hatte ihn aber im Verdacht, daß er es absichtlich thue. Sein schwungvoller, drastischer Vortrag rief Gelächter hervor und trug dadurch zur allgemeinen Heiterkeit bei. Leute, welche ein besonderes Talent dafür besaßen, sich zu verstellen, Grimassen zu schneiden u. s. w., wurden mit Vorliebe in diese Gesellschaft als Mitglieder aufgenommen. Vangiura verstand es, so seine Stirn zusammenzuziehen, daß sein natürliches Haar wie eine Perücke seine Augenbrauen berührte, darauf bewegte er es nach rechts, nach links, und galt dafür als „Hauptmann“ in der Gesellschaft. Katharina selbst, die es verstand, das rechte Ohr bis zum Halse herunter- und dann wieder hinaufzuziehen, wurde als „Lieutenant“ anerkannt. Der eine aus der Gesellschaft verstand es, sehr natürlich einen Bockbeinigen nachzumachen, ein andrer einen Schnarrer u. s. w.; ein jeder leistete, was er am besten konnte. Es muß bemerkt werden, daß es hier weder Titel noch Rang gab; nur ein Privilegium besaßen alle, nämlich das Recht, sich zu amüsieren. „Eure Majestät“, „Eure Excellenz“ und die übrigen Titulaturen waren mit einer Pön belegt. So gestattete die Beherrscherin des größten Reiches der Welt andern, wenigstens für einige Stunden, zu vergessen, daß sie Kaiserin sei, und ließ sich selbst auf diese Weise daran erinnern (und wo? Im Winterpalais), daß sie ein Mensch war mit dem natürlichen Bedürfnis nach ungezwungenem Verkehr mit andern Menschen; außerhalb der Eremitage mußte sie sich dies im Interesse ihrer Würde als Selbstherrscherin versagen.

Ich habe dem Leser gezeigt, von einem wie erhabenen Gesichtspunkt aus die Kaiserin ihre ganze Umgebung betrachtete; da wird ein jeder begreifen, welch ungeheuren Einfluß das auf die der Kaiserin nahestehenden Machthaber und beinahe auf alle Stände, namentlich den Adel, ausüben mußte. Ich verließ Petersburg in der Voraussetzung, dasselbe nicht so bald wiederzusehen, jedenfalls aber nicht in der Pracht und dem Glanze, welche jetzt mein Erstaunen wachriefen.

5.

Zum festgesetzten Termin meldete ich mich bei meinem Admiral in Reval; mit dem früheren Leben aber war es aus, weil es seinen Reiz für mich verloren hatte und weil ich alles mit andern Augen ansah. Allmählich lernte ich es, mein nutzloses Dasein wenigstens für meine eigene Person nützlich zu machen. Alle meine dienstfreien Stunden widmete ich vorzugsweise der Beschäftigung mit der alten Litteratur, dem Studium der Kantschen Philosophie, und besuchte nur diejenigen Gesellschaften, von denen ich mir für meinen Charakter und meine Bildung einen Nutzen versprechen konnte. Außerdem machte ich mich voll Eifer an das Studium der russischen Sprache, d. h. der Schriftsprache, was sehr schwierig war, da Reval zu der Zeit mehr einer deutschen als einer russischen Stadt glich. Zum Glück übernahmen es einige unsrer Flottenoffiziere, Malejew, Rochnow und Akimow, meine Studien zu leiten und mir dadurch die Mühe zu erleichtern. Ich machte Uebersetzungen, las ihnen dieselben vor und erreichte durch eigenen, unermüdlichen Fleiß diejenige Stufe, auf welcher ich mich augenblicklich befinde.

Mitten unter diesen friedlichen Beschäftigungen traf die verhängnisvolle Kunde von dem Tode Katharinas in Reval ein. Diese Trauerbotschaft berührte alle aufs schmerzlichste, niemand hatte dieses Unglück erwartet; alle Welt hielt Katharina für unsterblich, was sie auch wirklich nach ihrem Tode geworden ist, in Rußland, vielleicht in ganz Europa, und dort in ihrem wahren Vaterlande. In der Umgebung der Kaiserin war man allgemein der Ansicht, daß die vom schwedischen Gesandten dem Grafen Markow erteilte abschlägige Antwort die hauptsächliche Ursache von dem nachher erfolgten Schlaganfall gewesen. Dagegen ist zu bemerken, daß trotz des tiefen Eindrucks, welchen dieses Ereignis auf die Kaiserin machte, dieselbe doch ganze sechs Wochen lang nicht die geringste Veränderung in ihrem Befinden verspürte. Am Tage vor dem Schlaganfall empfing sie, wie gewöhnlich, ihre Gesellschaft im Boudoir, befand sich in heiterer Stimmung, sprach viel vom Tode des Königs von Sardinien und ängstigte L. A. Naryschkin mit Anspielungen auf ihren eigenen Tod. War das nicht eine Vorahnung? Ihr Tod wird verschiedenartig erzählt. Folgendes habe ich später von Fräulein Peressuchin und dem Kammerdiener der verstorbenen Kaiserin, Zachar Zotow, gehört.

Als die Kaiserin am Morgen des 7. November 1796 erwachte, schellte sie, wie gewöhnlich, um sieben Uhr. Maria Ssawischna

Peressuchin trat ins Zimmer. Die Monarchin versicherte, schon lange nicht mehr eine so ruhige Nacht gehabt zu haben, stand vollkommen gesund und in bester Stimmung auf.

„Heute werde ich sterben," sagte sie.

Fräulein Peressuchin suchte sie auf andre Gedanken zu bringen, aber die Kaiserin fügte, auf die Uhr zeigend, hinzu: „Sieh doch, zum erstenmal ist sie stehen geblieben."

„Nun, was ist denn dabei, Mütterchen; schicke nach dem Uhrmacher und die Uhr wird wieder gehen."

„Du wirst schon sehen," sagte die Monarchin, und indem sie ihr zwanzigtausend Banko*) einhändigte, fügte sie hinzu: „Das ist für dich."

Wenn ich daran denke, wie die Kaiserin am Tage vorher auch über dieses Thema gescherzt hatte, so kann ich mich nicht dagegen verschließen, daß eine dunkle Ahnung von dem nahe bevorstehenden Tode ihre Seele beunruhigte. Aber wie immer beachtet man, solange man gesund und kräftig ist, diese Mahnungen nicht und legt ihnen weniger Gewicht bei, als es nötig wäre. Wie aber, wenn sie an diese Vorahnung geglaubt und an das von ihr zurückgelassene Reich dachte?

Katharina trank zwei große Tassen starken Kaffees, scherzte beständig mit Fräulein Peressuchin, machte Pläne über ihre Verheiratung und begab sich darauf in ihr Schreibzimmer, wo sie ihre gewohnten Arbeiten vornahm. Das war ungefähr um acht Uhr morgens. Im Sekretärszimmer versammelten sich die Herren zum Vortrag und harrten ihrer Befehle. Es vergeht eine Stunde und niemand wird hereingerufen. Das war etwas Ungewöhnliches. Der „alte Zachar" wird befragt. Er meint, die Kaiserin habe eine Promenade in den Wintergarten unternommen. Die Kaiserin erscheint nicht. Er begibt sich in das Kabinett, in das Schlafzimmer, sie ist nirgends zu finden; schließlich öffnet er die Thür in das kleine Geheimkabinett — und die Gebieterin der halben Welt liegt ausgestreckt auf dem Fußboden, Totenblässe bedeckt ihr Antlitz. Er stößt einen Schrei des Entsetzens aus, Fräulein Peressuchin und ein Kammerdiener eilen herbei, heben sie auf, tragen sie hinaus und betten sie auf einer Saffianmatratze auf dem Fußboden. Richardsohn erschien sogleich, öffnete die Ader, wobei das Blut in normaler Weise zu rinnen begann, und legte auf die Füße spanische Fliegenpflaster. Obgleich die Aerzte davon überzeugt waren, daß der Schlag den

*) Etwa fünfzehntausend Mark. Anmerk. d. Uebers.

Kopf getroffen hatte und tödlich gewesen war, wurden doch alle möglichen Belebungsversuche angestellt. Man suchte durch zwei mit einem glühenden Eisen auf die Schulter versetzte Schläge ein Lebenszeichen hervorzurufen. Katharina schlug noch einmal auf einen Augenblick die Augen auf und schloß sie dann für immer. Lange noch rang der Körper mit dem Tode, als schon keine Spur von seelischem Leben zu bemerken war. Fräulein Peressuchin und die Doktoren wechselten alle Augenblicke die Tücher, mit welchen die aus ihrem Munde hervorströmende, anfangs gelbliche, dann dunkle Materie abgewischt wurde. Nur das ununterbrochene Zucken des Magens, der sich krampfhaft bald senkte, bald hob, zeigte, daß noch Leben vorhanden war. In dem Bericht über die Thronbesteigung Kaiser Pauls I. werden wir noch einige Einzelheiten über den Tod Katharinas erfahren.

Das Zeitalter Katharinas ist zu Ende. Sie ist ins Grab gesunken und zugleich auch mit ihr die ganze Zauberwelt, welche sie geschaffen. Reicher Glanz umstrahlt ihre Zeit, welche jetzt, im Jahre 1860, in einem märchenhaften Lichte erscheint. Rußland war glücklich, reich, und während der ganzen Dauer ihrer Regierung wurden keine neuen Steuern eingeführt. Sie pflegte sich eine Nachfolgerin Peters des Großen zu nennen. Aber Peter verfuhr mit Strenge. Sein unbeugsamer Wille lenkte alles, er führte seine Neuerungen durch Zwang ein. Katharina herrschte mit Güte über die Herzen, förderte alles dasjenige, was Peter begonnen hatte, wurde auch eine Reformatorin Rußlands und waltete wie eine Gottheit auf Erden. Und wodurch? Dadurch, daß sie diejenigen, welche ihr untergeben waren, achtete. Durch dieses Mittel adelte sie den Gehorsam und verlieh ihm sittlichen Wert. Durch ihre Siege, durch ihre Gesetzgebung brachte sie Ruhm über Rußland und erreichte es, daß die Ausländer Rußland nicht nur liebten, sondern auch achteten. Durch Aufhebung der „geheimen Kanzlei“ sagte sie sich von allem Mißtrauen los, befreite uns davon und veredelte unsre Gesinnung. Man begann offen das Schlechte zu verurteilen und das Gute zu loben, und Katharina mißachtete die Stimme des Volkes nicht, sondern hörte auf dieselbe. Nicht durch Furcht, nicht durch Folter und Richtbeil, nein, durch Milde herrschte sie. Auf Kleinigkeiten sah sie von ihrem erhabenen Standpunkt mit Geringschätzung herab, aber in allen wichtigen Fällen lenkte sie mit sicherer Hand das Staatsruder. Ihr Hof, die Gardearmee, Flotte, die Zivilchargen — alles war beseelt von Edelmut, Ehrgefühl, wahrhafter Liebe zum Vaterlande, und alles dies ging von Katharina aus. Nur eins fürchtete man —

sich ihren Zorn zuzuziehen. Ein französischer Schriftsteller, der lange Zeit in Rußland gelebt, hat von ihr gesagt: „Catherine a constammant remplacé par le sentiment actif de l'honneur le stérile et bas sentiment de la crainte servile.“ Und wie verstand sie es, sich ihre Leute für ihre weitgehenden Pläne heranzubilden!

Man kann es nicht verschweigen, neben der Fülle von Wohlthaten, die Katharina Rußland erwiesen, fehlt es auch nicht an schlechten Seiten. Viel Licht, viel Schatten. Ihr Nakas*) ist wahrhaft liberal, denn wegen der Freiheit der darin ausgesprochenen Gedanken wurde er in Paris öffentlich verbrannt. Allein dieser unsterbliche Nakas wurde nicht in Ausführung gebracht. Wozu vor der Zeit ein Volk mit solchen Dingen bekannt machen, die in Umlauf zu setzen sehr gefährlich ist? Das ist eine unvollendet gebliebene Arbeit. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß Katharina in dem Bestreben, in allen Regierungsangelegenheiten allein die einzig treibende Kraft zu sein, mehr äußeren Glanz als Gründlichkeit in ihren Maßregeln bekundete. Indem sie mit starker Hand das Zepter der Herrschaft führte, war sie die Seele aller. Und war dies nicht der Grund, weshalb nach ihrem Hinscheiden fast alle ihre Neuerungen bald ins Schwanken gerieten?

Man wirft ihr Schwächen vor, die einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit ausgeübt haben. In den höchsten Kreisen trat durch das wollüstige Treiben, in welchem der Hof selbst mit seinem Beispiel voranging, Sittenverderbnis ein. In den unteren Volksklassen leisteten die Schankhäuser der Trunksucht Vorschub und zugleich mit dieser nahm auch das Laster überhand. Um aber ein richtiges Urteil über Katharina zu fällen, muß man auf sie, als die Beherrscherin der halben Welt, und nicht als Frau mit ihrem lasterhaften Privatleben sein Augenmerk richten. Als Herrscherin auf dem Throne erwog sie mit bewundernswerter Kunst die Geschicke sowohl ihrer eigenen, als auch andrer Völker, führte mit fester Hand das Staatsruder, verstand es immer, zur rechten Zeit die Beziehungen zu andern Staaten aufrecht zu erhalten oder zu lösen. Die Zufriedenheit, das Glück ihrer Unterthanen war das einzige Ziel, nach dem sie strebte, wenn sie auch in den Mitteln zur Erreichung desselben bisweilen fehlgreifen mochte. Als Frau in ihrem häuslichen Kreise war sie voller Güte, liebenswürdig und mit Leib und Seele der Liebe ergeben. Zu herrschen und zu lieben — das

---

*) Instruktion für die im Jahre 1767 zusammentretende Kommission, von der Kaiserin selbst im liberalen Geiste abgefaßt. Anmerk. d. Uebers.

waren zwei notwendige Lebensbedingungen für ihr Herz. Schlagen wir das Buch der Geschichte auf: Je höher ein Mensch steht, je edler er ist, desto eher ist er Schwächen zugänglich, und oft sind seine großen Thaten die Folgen gerade dieser Schwächen. Katharina vergaß nie, daß sie Kaiserin war. Ihre Günstlinge benutzte sie als Werkzeuge bei ihren großen Unternehmungen. Wenn sie sich in der Wahl getäuscht hatte, löste sie sofort die Verbindung auf, nur die Würdigen erfreuten sich dauernd ihrer Gunst. Man macht der Kaiserin aus der Freigebigkeit einen Vorwurf, die sie in Bezug auf ihre Favoriten walten ließ. Allerdings erhielt ein jeder Favorit vierzehntausend Leibeigene, jedoch wurde diese Gunst nicht den Favoriten allein zu teil. Ein Beispiel dafür bietet der Fürst Repnin und andre. Und war damit nicht ein höherer Gesichtspunkt verknüpft? Die Kronsbauern zahlten einen niedrigen Landzins und wenig Personalabgaben. Das Land lag brach und es gab immer Steuerrückstände. Die Bauern waren in Roheit und Unwissenheit versunken; nach der Verteilung der Bauern wurde von den Besitzern eine regelrechte Wirtschaft eingerichtet. Sie führten Ackerbau ein, Gehöfte, Fabriken, bauten sich Wohngebäude und verbreiteten dadurch im Volke neue Ideen; der Staat aber wurde dadurch mit einer Fülle von Erzeugnissen bereichert. Daß Katharina solche Absichten verfolgte, wird dadurch bewiesen, daß sie mehr als einmal daran dachte, die Bauern von der Leibeigenschaft zu befreien. War das aber möglich? Einerseits hinderte sie daran die Unwissenheit der Bauern selbst, denen diese Freiheit mehr Schaden als Nutzen bringen konnte. Da die Bauern von einer vernünftigen, durch die Gesetze begrenzten Freiheit gar keine Vorstellung hatten, so konnten sie zur Willkür übergehen und womit sollte man sie dann in den Grenzen des Gehorsams erhalten? Andrerseits waren die Besitzer, wie auch jetzt, die natürlichen Wächter der Ordnung auf ihren Besitzungen; indem sie sich selbst vor Aufruhr bewahrten, schützten sie auch den ganzen Staat davor. Durch wen hätten sie ersetzt werden können auf diesem ungeheuren Flächenraum? „Die Verteilung der Landgüter," sagte Katharina zu dem für diesen Zweck versammelten Staatsrat, und ein andres Mal zu Graf Ssaltykow, Panin, Fürst Repnin und namentlich auch zum Generalprokureur Fürsten Wjazemski, „wird die künftige Befreiung des Bauernstandes anbahnen."

Man wirft ihr das unnütz vergossene Blut unschuldiger Opfer vor. Es ist schwer, sich in diesen Fällen ein Urteil zu bilden, doch muß zugestanden werden, daß sie vor dem Verbrechen nicht zurückschreckte, wo es ihr notwendig erschien. Schwierige Verhältnisse,

die, wenn auch nur in der Vorstellung, üble Folgen für die Zukunft befürchten lassen, zwingen die Mächtigen dieser Erde der Milde, ja sogar der Menschenliebe sich zu entäußern, mit festem Willen und eiserner Energie zu handeln. Schlagen wir wiederum das Buch der Geschichte auf. Wieviel große Männer haben die Seiten desselben mit unschuldig vergossenem Menschenblut besudelt. Man denke nur an den Herzog von Enghien, jenes unschuldige Opfer der Grausamkeit Napoleons. Mit Recht macht man Katharina aus der Teilung Polens einen Vorwurf. Sie hat viel Elend, auf lange Zeit hinaus, über dieses Land gebracht und ihren eigenen Staat eines Bollwerks gegen andre Mächte beraubt. Man kann ihr das um so weniger verzeihen, als sie jederzeit auf das widerrechtlich und unpolitisch geteilte Polen einen mächtigen Einfluß ausüben konnte.

Uebrigens sind die menschlichen Handlungen zu verwickelt, und nicht immer ist es möglich, für dieselben einen mathematisch sicheren Maßstab zu finden. Wenige Stunden nach ihrem Tode war Katharina vergessen. „Sie war schon alt geworden," hörte man viele sagen, „sie besaß nicht mehr die frühere Energie, das von ihr errichtete Gebäude geriet schon bei ihren Lebzeiten in Verfall." Aber diese Leute wollten es nicht einsehen, daß, wenn dies auch zum Teil mit Recht behauptet werden konnte, sie doch immerhin ihre Lebenskraft darangesetzt hatte. Jetzt dachte man nur an dasjenige, was ihren Ruhm in Schatten stellen konnte. Rußland hat diese Undankbarkeit schwer zu büßen gehabt; denn trotz aller Mängel muß man doch zugestehen, daß das Zeitalter Katharinas vielleicht das glücklichste für alle Stände gewesen ist. Um sich der Ruhe, Achtung, einer angemessenen Freiheit zu erfreuen, brauchte man nur kein Verbrecher zu sein. — Katharina war auch litterarisch thätig. Sie stand mit allen sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts in brieflichem Verkehr; bei aller Anerkennung behielt sie ihnen gegenüber doch ihre eigene Meinung. Auch dem Abgesandten (?) der neuen Schule Diderots ordnete sie sich nicht unter, bekehrte ihn vielmehr zu den Anschauungen ihrer Gesinnungsgenossen Voltaire und d'Alembert. Sie verfaßte auch selbst Komödien, wobei sie den Stoff den russischen Sagen entnahm; wenigstens in einer Beziehung muß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nach ihrer Ankunft in Rußland auf ihre Muttersprache (d. h. das Deutsche) verzichtete. Sie hatte das größte Reich der Welt zu regieren und fand doch Zeit zum Studieren und dadurch, daß sie selbst Schriftstellerin wurde, rief sie bei den Russen das Bestreben wach, ihrem Beispiel nachzueifern. Männer wie Cherasskow, Knjashnin, Murawjew, von Wisin,

Dershawin, Kapnist, Bogdanowitsch u. s. w. traten auf. Die Bildung wurde zu ihrer Zeit etwas Notwendiges. Ohne Katharina und ihren Schüler Alexander gäbe es wohl schwerlich einen Karamzin.

Viele meinen, Katharina hätte nur deshalb mit gutem Erfolge regiert, weil sie dem Geist des Zeitalters, welchem sie angehörte, sich anzupassen verstand. Das ist eine Beleidigung, eine Nichtachtung der großen Talente, die man ihr nicht absprechen kann. Verstand, Milde, Herzensgüte werden zu allen Zeiten gleichen Nutzen bringen; wenn auch im Laufe der Zeiten der helle Ruhmesglanz, der sie einst umstrahlte, ganz erlöschen sollte, ja, wenn die Geschichte ihrer Regierung nicht mehr erwähnen und alle Denkmäler jener Zeit von dem Angesicht der Erde verschwinden würden, ihr „Nakas" wird dennoch bleiben. Er wird von der Erhabenheit ihrer Gesinnung Zeugnis ablegen und für die späteste Nachwelt als Richtschnur dienen. Es ist keine leere Schmeichelei, wenn Dershawin sagt:

„Nicht in des Kaiserthrones Herrlichkeit,
Auch in der Armut Niedrigkeit
Wär' sie eine große Frau!"

Leider aber scheint gerade das Glück, das Katharina ihren Unterthanen schenkte, ihr späteres Elend verschuldet zu haben. Der Reichtum der Großen, ihre Macht, ihre verlockenden Beziehungen zum Throne, das reiche Maß von Freiheit, dessen sich namentlich der Adel zu erfreuen hatte, die Vorliebe für den Staatsdienst, der Ehrgeiz — riefen ein gewisses Rittertum ins Leben, dessen Geist nicht in der inneren Ueberzeugung von dem eigenen Werte, sondern in bloßen Aeußerlichkeiten wurzelte. Das ganze herrliche, von Katharina geschaffene Staatsgebäude geriet ins Schwanken, sobald dem Staatsrock seine Goldpracht genommen wurde, als der Dienst Fleiß und Mühe erforderte, als der Stand der „großen Herren" von seiner Höhe gestürzt wurde, kurz, als man den ganzen Flitterstaat aus den Augen entfernte. Wo ist dieses falsche Rittertum geblieben? Et presque tous les grands devinrent d'illustres nullités. Rußland steht und fällt mit der Größe und Tüchtigkeit seiner Monarchen. Das hat Katharina bewiesen.

6.

Die Regierungszeit Kaiser Pauls I. war zu kurz, um etwas Wichtiges auf staatlichem und politischem Gebiet zu leisten; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie der ganzen bisherigen Phantasmagorienwelt die Maske von der Stirn riß, neue Ideen und Begriffe zur Geltung brachte.

Der junge Pole Iljinski, der unter dem Großfürsten Paul Petrowitsch gedient hatte, war der erste, welcher sich eiligst nach Gatschina aufmachte, um seinem Wohlthäter das nahe bevorstehende Ableben der Kaiserin zu melden. Aber schon hatte Graf N. A. Zubow sich zu Pferde mit einer formellen Meldung auf den Weg gemacht und langte noch vor Iljinski an. Der Graf war vom Fürsten P. A. Zubow und andern namhaften Persönlichkeiten abgesandt worden, aber die Anregung dazu war vom Grafen A. G. Orlow ausgegangen. Es scheint also danach angenommen werden zu müssen, daß man in diesem kritischen Augenblick eine Art Staatsrat einberufen hatte. An dem Tage, wo Katharina den Schlaganfall hatte, speiste der Großfürst mit seiner Familie in der Gatschinaschen Mühle. Vor dem Diner erzählte er der bei ihm versammelten Gesellschaft, unter andern waren Pleschtschejew, Kuschelew, Graf Bibikow anwesend, einen Traum, den er in der letzten Nacht gehabt hatte. Er habe das Gefühl gehabt, von einer unsichtbaren Kraft emporgehoben zu werden; trotzdem, daß er öfters erwacht und wieder eingeschlafen wäre, hätte derselbe Traum sich mehreremal wiederholt. Zu seinem großen Erstaunen sei auch die Großfürstin in der vergangenen Nacht von ähnlichen Träumen beunruhigt worden.

Nach aufgehobener Tafel ließ Kutaissow in der sogenannten Rosenlaube den Kaffee servieren. In diesem Moment sah der Großfürst den Grafen N. A. Zubow sein Pferd an den Zaun binden und da er sämtliche Zubows für seine Todfeinde hielt, erblaßte er, ließ die Tasse fallen und sagte, zur Großfürstin gewandt, mit zitternder Stimme: „ma chère, nous sommes perdus.“ Er glaubte, der Graf wäre gekommen, um ihn zu verhaften und auf das Schloß Lohde abzuführen, wovon schon lange die Rede war. Zubow kam in größter Eile, mit unbedecktem Haupte, auf die Laube zugelaufen, fiel, als er eingetreten, vor Paul auf die Kniee und erstattete Bericht über den hoffnungslosen Zustand der Kaiserin. Der Großfürst wird dunkelrot im Gesicht, hebt mit der einen Hand Zubow vom Boden auf und ruft, sich mit der andern vor die Stirn schlagend:

„Welch ein Unglück!“ Er vergießt Thränen, bestellt einen Wagen, ärgert sich darüber, daß sein Befehl nicht rasch genug ausgeführt wird, geht schnellen Schrittes in der Laube auf und nieder, reibt sich krampfhaft die Hände, umarmt die Großfürstin, Zubow, Kutaissow und richtet an sich selbst die Frage: „Werde ich sie noch lebend antreffen?“ Kurz, er war außer sich vor Schmerz oder — vor Freude, wer kann das wissen? Man glaubt, daß dieser schnelle Uebergang vom Schrecken zur Ueberraschung eine heftige Wirkung auf seine Nerven und das Gehirn selbst ausgeübt. Kutaissow, der mir dies erzählte, bedauerte es, dem Großfürsten nicht sofort zu Ader gelassen zu haben.

Der Thronfolger und seine Gemahlin verließen Gatschina um fünf Uhr nachmittags, Graf Zubow aber jagte voraus, um in Sofia Pferde zu bestellen. Unterdessen war der Großfürst Alexander Pawlowitsch tief erschüttert durch den Tod seiner Großmutter, deren Liebling er war, zu Rostoptschin gefahren, welcher bei seinem Vater in hoher Achtung stand und überredete ihn, sich nach Gatschina zu begeben. Rostoptschin fand, in Sofia angekommen, dort Zubow vor, der die Equipage für den Thronfolger in Bereitschaft setzen ließ. Bald darauf erschien letzterer mit seiner Gemahlin. Als er Rostoptschin erblickte, sagte er: „Ah c'est vous, mon cher Rostoptschin! Vous nous suivrez,“ und erkundigte sich bei ihm, in welchem Zustand er die Kaiserin angetroffen hätte. Als man beim Tschesmenschen Palais angekommen war, ließ Paul halten. Auf die Worte Rostoptschins: „quel moment pour Vous, Mon-Seigneur!“ antwortete der Großfürst: „J'ai vécu 42 ans; Dieu m'a soutenu jusqu'à présent, et j'attends tout de sa bonté.“

Um acht Uhr abends kam der Großfürst mit seiner Gemahlin nach Petersburg. Das Palais war voll von Leuten, welche mit Furcht und Neugierde, zitternd, dem Ende Katharinas entgegensahen. Es fehlte auch nicht an solchen, welche von dem Thronwechsel eine günstige Wendung für ihre Carriere erwarteten. Der Großfürst betrat auf einen Augenblick seine Appartements und begab sich darauf nach dem von der Kaiserin bewohnten Teile des Palais. Nach einer längeren Unterredung mit den Aerzten betrat er mit der Großfürstin zusammen das Eckzimmer, wohin er diejenigen entbieten ließ, denen Befehle erteilt werden mußten. Am andern Morgen, 24 Stunden nach dem Schlaganfall, betrat er das Schlafgemach, erkundigte sich bei den Aerzten, ob noch die geringste Hoffnung vorhanden wäre, und als diese Frage verneint wurde, ließ er den Metropoliten Gabriel samt der Geistlichkeit holen, um eine

stumme Beichte abzuhalten und der Kaiserin das heilige Abendmahl reichen zu lassen, was auch sofort geschah.

Um neun Uhr morgens trat Richardson in das Zimmer, wo sich der Großfürst und die Großfürstin befanden, und meldete ihnen, daß Katharina in den letzten Zügen liege. Paul befahl sofort den großfürstlichen Prinzen und Prinzessinnen sich mit der Hofdame Lieven in das Schlafgemach zu begeben. Alle stellten sich um die Sterbende in folgender Ordnung auf: der Großfürst und die Großfürstin rechts, links die Doktoren und die gesamte Dienerschaft der Kaiserin; zu Häupten Pleschtschejew und Rostoptschin und zu Füßen Fürst Zubow, Graf Zubow u. a. Der Atem der Kaiserin wurde immer schwerer, langsamer, endlich stieß die Große den letzten Seufzer aus und verschied . . .

Ihre Gesichtszüge, welche bis dahin von Leiden entstellt gewesen waren, gewannen sofort nach dem Tode die frühere Anmut und majestätische Würde wieder.

Während der ganzen Zeit stand die kaiserliche Familie und alle Anwesenden mit gesenktem Haupte da. Endlich trat der Großfürst, von Thränen überströmt, sich scheinbar mit Gewalt von der Leiche seiner Mutter losreißend, ins Nebenzimmer. Laute Klagen der Dienerschaft und aller derer, welche der Kaiserin nahe gestanden hatten, erfüllten das Schlafgemach. Aber das Weinen und Schluchzen reichte nicht über dieses Zimmer hinaus. An einer andern Stelle ließ schon der Oberzeremonienmeister Walujew alle sich zur Eidesleistung versammeln und erschien mit der Meldung, daß in der Hofkirche alle Vorbereitungen dazu getroffen seien. Der neue Kaiser betrat mit der gesamten kaiserlichen Familie, in Begleitung derjenigen, welche sich im Palais eingefunden hatten, die Kirche und nahm den für den Kaiser bestimmten Platz ein. Alle sprachen der Geistlichkeit die Eidesformel nach. Die Kaiserin Maria Fedorowna trat auf den Kaiser zu und wollte vor ihm auf die Kniee niederfallen, aber der Kaiser hielt sie davon ab, ebenso wie auch seine Kinder. Alle küßten das Kreuz, das Neue Testament und traten, nachdem sie ihren Namen unterschrieben, zum Kaiser heran, um ihm die Hand zu küssen. Nach Schluß der Eidesleistung begab sich der Kaiser direkt in das Sterbezimmer seiner Mutter, welche schon im weißen Gewande auf dem Bette dalag. Der Kaiser verneigte sich tief vor ihr und ging darauf in seine Gemächer. Dem Grafen Bezborodko wurde aufgetragen, ein Manifest abzufassen und den in Moskau lebenden Fürsten Kurakin nach Petersburg zu entbieten. Graf A. G. Orlow befand sich nicht im Palais und war bei der

Eidesleistung nicht zugegen gewesen. Der Kaiser schickte Rostoptschin und N. P. Archarow zu ihm, um ihn vereidigen zu lassen. „Ich will es nicht haben, daß er den 29. Juni vergißt," fügte der Kaiser hinzu.

Sie trafen Orlow schlafend an, weckten ihn, nahmen ihm den Eid ab und erstatteten seiner Majestät darüber Rapport. Inzwischen richtete der dejourierende Generaladjutant Fürst P. A. Zubow an den Kaiser die Frage, an wen er den Generaladjutantenstab, zu der Zeit das Abzeichen des dejourierenden Generaladjutanten, zu übergeben befehle. Der Kaiser erwiderte: „il est en bonnes mains, gardez le." Fürst Zubow fragte den Kaiser, ob es ihm nicht gefällig wäre, die versiegelten Pakete, welche sich in dem Kabinett der verstorbenen Kaiserin befänden, durchzusehen. Das erste Couvert, das der Kaiser ergriff und öffnete, enthielt seine Thronentsetzung. Das zweite, eine Verfügung in Betreff des Aufenthaltes seiner Hoheit auf Schloß Lohde, wohin auch die Truppen zu folgen hatten, welche in Gatschina und Pawlowsk in seinen persönlichen Diensten standen. Der Kaiser zerriß beide Schriftstücke. Das dritte Couvert enthielt den Ukas über die Schenkung der früher dem Fürsten Orlow und Bobrik*) gehörigen Besitzlichkeiten an den Grafen Bezborodko.

„Celà appartient à mon frère," sagte Paul, „oser en diposer en faveur d'un autre c'est un crime."

Das vierte mit einer eigenhändigen Aufschrift der Kaiserin versehene Couvert, ihr Testament enthaltend, steckte der Kaiser, ohne es zu öffnen, in die Tasche.

Dies habe ich nachher vom Grafen Zubow selbst gehört, der das als einen Akt der Undankbarkeit seitens Pauls hinstellte und damit gewissermaßen sein späteres Betragen zu entschuldigen suchte.

7.

Mit dem friedlichen Stillleben, das bisher unter Katharina in Reval geherrscht hatte, war es jetzt vorbei. Alle waren voller Neugierde und erwarteten mit Ungeduld Nachrichten über die Ereignisse in Petersburg; jeder Brief aus der Residenz ging aus einer Hand in die andre; ein jeder, der aus Petersburg kam, wurde aufs genaueste ausgefragt; allmählich bemächtigte sich aller große Furcht.

*) Es ist wohl Brobrinski zu lesen. Anmerk. d. Herausgebers.

Eine kleine Freude bereitete der Gnadenbefehl des Kaisers, alle in den Gefängnissen und Festungstürmen Revals Internierten aus der Haft zu entlassen. Ich kann nicht umhin, über einen unbekannten Gefangenen zu berichten, den wir auch vorher öfters mit langem Bart hinter dem Gitterfenster über der sogenannten Strandpforte hatten sitzen sehen. Man wußte von ihm nichts weiter, als daß er zu Beginn der Regierung Katharinas II. eingebracht worden war, wer es aber war und wofür er im Gefängnis saß, wußte niemand, auch nicht der Kommandant und Gouverneur. Kisten mit wertvollen Kleidern, Wäsche, Silbergerät und zum Unterhalt zehntausend Rubel an barem Gelde waren ihm nachgeschickt worden. Von alledem war nichts mehr vorhanden, und der Gefangene hat wahrscheinlich nichts von seinem Reichtum zu sehen bekommen. Als der Befehl eintraf, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen, da wanderten alle Honoratioren Revals nebst Gefolge auf die Festungsmauer zum Turme, wo der Unbekannte gefangen saß. Seine Zimmer hatte der Platzmajor desinfizieren lassen, aber trotz der dichten Rauchwolke, welche die finstere Behausung erfüllte, herrschte in derselben doch ein äußerst widerwärtiger Geruch. In dem ersten Zimmer standen an der Thür zwei Schildwachen und noch zwei Soldaten, wahrscheinlich für etwaige Aufträge oder zur Verdoppelung der Wache, denn außer ihnen befand sich da noch ein Unteroffizier. Wir begaben uns in das zweite, recht geräumige Zimmer, wo wir im äußersten Winkel einen Menschen auf Stroh liegen sahen, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, in einem weißen Kittel, die Füße bedeckt mit einem Schafspelz ohne Ueberzug. Neben dem Lager stand ein Krug mit einem Stück Roggenbrot darauf.

„Stehen Sie auf," sagte der Kommandant, „Gott hat es gefallen, die Kaiserin Katharina II. aus dem Leben abzurufen, und Kaiser Paul hat den Thron seiner Vorfahren bestiegen. Er schenkt Ihnen Vergebung und Freiheit."

Der Gefangene schwieg und rührte sich nicht von der Stelle; der Kommandant fuhr fort: „Der Herr und Kaiser hat in seiner großen Güte . . ."

„Güte?" rief der Gefangene sich erhebend. „Ist das, was du hier siehst, Güte?" Er stand auf und wir erblickten einen abgemagerten, blassen, von grauen Haaren umwallten Menschen vor uns; er lächelte verächtlich und war schrecklich anzuschauen, wie ein aus dem Grabe erstandenes Schattenbild.

„Beruhigen Sie sich," sagte mein Admiral, „Gott wird Ihnen helfen . . ."

„Gott? Gott?" fiel ihm der Gefangene ins Wort, „du hast einen Gott und er läßt es zu, daß man einen unschuldigen Menschen einkerkert und ihn fünfzig Jahre lang, wie ein Stück Vieh im Stalle, gefangen hält! Ach, ihr erbärmlichen Sklavenseelen!"

Der Kommandant suchte ihn auf andre Gedanken zu bringen und sagte: „Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?"

„Frage sie danach, die jetzt tot im Grabe liegt, ich aber bin hier bei lebendigem Leibe begraben worden; und du, der du meine Zelle zu bewachen hast, solltest meinen Namen nicht kennen? Wie? ... Hinaus mit euch! Ich will von eurer Welt nichts wissen; wohin soll ich mich wenden? Diese Wände sind meine einzigen Freunde, von denen ich mich nicht trennen werde. Hinaus! Fort!" ...

Die letzten Worte schrie er wild und laut. Seine Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer; er sah schrecklich aus, wir glaubten, er habe den Verstand verloren. Der Kommandant raunte dem Platzmajor etwas ins Ohr und alle verließen voller Entsetzen das Gemach. Nachher erfuhren wir, daß man ihm ein Bett und einiges an Möbeln gegeben, alle Einwohner Revals schickten ihm irgend etwas, kurz alle bemühten sich, ihm seine Lage zu erleichtern.

Als der Platzmajor ihn drei Tage darauf besuchte, fand er ihn tot im Bette liegen. Die Ueberraschung, die veränderte Luft und Nahrung, die plötzlich an ihn herangetretene Sorge um die Zukunft hatten vermutlich seinen Geist so heftig erschüttert, daß er unter der Last seiner Leiden zusammengebrochen war. Sonderbar ist es, daß er trotz aller Fragen niemand seinen Namen nannte. Man durchstöberte alles in den Archiven, aber fand weiter nichts, als ... an dem und dem Tage wurde eingebracht ... und befohlen, ihn in den Turm zu sperren. Auch die Jahreszahl und der Monat waren nicht angegeben. Wie es sich aber auch damit verhalten möge, wenigstens die letzten Stunden seines Lebens ist er nicht aller menschlichen Gemeinschaft beraubt gewesen, nachdem er lange Jahre hindurch der Welt vollständig entfremdet gewesen war. Im Vergleich mit früher sah er sich mit einem gewissen Komfort umgeben und wurde durch die Teilnahme der Bewohner erfreut; aber wer es war und wofür er diese strenge, in gewissen Beziehungen ganz vom gewöhnlichen abweichende Strafe erlitten, ist unaufgeklärt geblieben. Daß er einer vornehmen Familie angehörte, daran ist nicht zu zweifeln, denn sonst wäre man wahrscheinlich mit ihm anders verfahren. Nach der Aussprache zu urteilen, muß es ein Ausländer gewesen sein, der sich die russische Umgangssprache leidlich angeeignet hatte.

Von bemerkenswerten Persönlichkeiten befand sich unter den Gefangenen in Reval noch der Fürst Kantemir, Ritter des heiligen Georgsordens und des Wladimirordens vierter Klasse. Dieser reiste nach seiner Haftentlassung sofort nach Moskau ab.

Abgesehen von diesem Manifeste, verbreiteten die aus Petersburg einlaufenden Nachrichten mehr Furcht als Trost, und mein Admiral war gegen seine Gewohnheit sehr verstimmt. Seine Gattin war deshalb in großer Sorge und bemühte sich auf jede Weise dahinter zu kommen, worin diese Mißstimmung ihren Grund hatte. Lange wollte er nicht mit der Sprache heraus, schließlich aber sprach er es in meiner Gegenwart am Theetisch aus, daß er schweres Unglück herannahen fühle. Er war mit dem Großfürsten, nunmehrigen Kaiser Paul, zusammen erzogen worden. Alle beide bereiteten sich für die Marine vor und beide verliebten sich in ein und dieselbe Dame aus vornehmer Familie. Mein Admiral war trotz seines kleinen Wuchses ein hübscher, gewandter, gebildeter und feiner Mann; kein Wunder, daß er dem Großfürsten, dem die Natur diese Vorzüge versagt hatte, den Rang ablief. Der Großfürst erfuhr dies auf irgend eine Weise, sah darin einen Verrat seines Kameraden und Mitschülers und erklärte ihm: „Das werde ich dir niemals vergeben!“ — „Je le connais,“ fügte der Admiral hinzu, „il est homme à tenir parole!“

Von diesem Tage lebten wir in beständiger Furcht, mit dem Gefühl, daß uns etwas Unangenehmes bevorstand. Die plötzlichen Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung, namentlich die Einführung der neuen Uniform, war für uns junge Offiziere und zum Teil auch für die alten ein harter Schlag. Anstatt der hübschen, noch aus der Zeit Peters des Großen stammenden Uniformen wurden in der Flotte dunkelgrüne Röcke mit einem weißen Stehkragen eingeführt, nach dem seit Peter III. verhaßten preußisch-holsteinschen Schnitt. Das Toupet wurde abgeschafft. Es wurde befohlen, die Haare über den Kamm zu scheren, ein ganz schmales Halstuch, aus Zeug oder aus Wolle gestrickt, zu tragen, desgleichen einen langen Zopf und zwei pomadisierte Locken, welche über den Ohren hervorstanden; der Degen sollte nicht an der Seite, sondern hinten angebracht werden. Man versah uns mit hohen Handschuhen aus Elenleder, nach Art derjenigen, welche die alten Ritter trugen, und mit Schaftstiefeln. Ein niedriger Dreimaster bildete den Abschluß dieses schönen Kostüms. Der Frack wurde für das Militär bei hoher Strafe verboten und den runden Hut durfte niemand mehr tragen. So ausgestattet konnten wir einander kaum noch wieder-

erkennen, das Ganze glich einer täglich sich wiederholenden Maskerade, und keiner konnte dem andern begegnen, ohne zu lächeln; die Damen aber lachten laut bei unsrem Anblick und nannten uns Vogelscheuchen, monstres. Aber allmählich gewöhnte man sich doch daran, und trotz unsrer sonderbaren Kostümierung begannen wir, ganz wie früher, zu tanzen und beim schönen Geschlecht Beifall zu finden.

Es ist unbegreiflich, wie Kaiser Paul, ein kluger, gebildeter, feinfühlender Mann, dem es nicht unbekannt war, wie sehr man die Uniformen seines Vaters haßte, sich der öffentlichen Meinung zum Trotz dazu entschließen konnte, sogleich eine so gänzlich wertlose Neuerung einzuführen und damit alle Welt gegen sich aufzubringen. Besonders machte sich das in der Garde bemerkbar. Die Abschaffung der von Peter dem Großen eingeführten Uniform erschien den einen als Nichtachtung, den andern als Verbrechen. Die Gardeoffiziere aus feinen Hofmännern in Liniensoldaten zu verwandeln, eine strenge Disziplin einzuführen, kurz alles auf den Kopf zu stellen, hieß die öffentliche Meinung verachten und die gesamte zur Zeit bestehende und durch die Tradition geheiligte Ordnung umstoßen. Sollte er wirklich der Meinung gewesen sein, es sei jetzt der geeignete Zeitpunkt, um das auszuführen, was seinem Vater mißlungen war, jetzt, nach dem glänzenden und berückenden Zeitalter Katharinas! Die Folge davon war, daß ein großer Teil der Gardeoffiziere den Abschied nahm. Wo aber einen Ersatz für dieselben finden? Der Kaiser führte seine gatschinaschen Offiziere in die Garde über, und zwar ohne Berücksichtigung der früher von Peter getroffenen Bestimmungen, mit demselben Range, welchen sie in den damals mißachteten Seebataillonen gehabt hatten. Die Notwendigkeit dieser Maßregel wollte niemand anerkennen, geschweige denn darin einen Akt der Großmut sehen, zur Belohnung derjenigen, welche seine traurige Lage in Gatschina mit ihm geteilt hatten. Alle waren der Meinung, daß dies aus Opposition gegen Katharina geschehe. Leider waren die zur Garde versetzten Offiziere, mit sehr wenigen Ausnahmen, dieser Ehre nicht würdig und konnten den Abgang der früheren nicht ersetzen. Niemand beneidete sie darum, daß der Kaiser ihnen mit offener Hand Landgüter austeilte; das war der Lohn für das, was sie in Gatschina ausgestanden, aber der Garde hätten sie nicht angehören dürfen; denn in dieser Sphäre konnten die gatschinaschen Offiziere nicht heimisch werden.

Die schlimmen Vorahnungen meines Admirals bewahrheiteten sich. Unter dem Vorwande einer Einladung zum Thee ließ mich

der neuernannte Kommandant Gorbuntzow zu sich bitten und teilte mir mit, daß ihm ein Feldjäger zugeschickt sei mit dem Auftrage, meinen Admiral mit sich zu nehmen. Gorbuntzow gehörte zwar auch zu den „Gatschinaschen“, war aber ein Mann von Gefühl und lauterer Gesinnung. „Suchen Sie das irgendwie einzurichten,“ sagte er zu mir, „daß Ihr Admiral sich wegen seiner Reise nach Petersburg, die laut Befehl in einem einfachen Wagen zurückgelegt werden soll, nicht allzu sehr aufregt, und teilen Sie ihm dieses Malheur mit.“ Ich ersuchte ihn dringend, sich persönlich zum Admiral verfügen zu wollen, da ich es nicht über mich gewinnen könnte, ihm auch nur Andeutungen darüber zu machen. „Nun gut,“ sagte der Kommandant, „der Feldjäger, welcher in betrunkenem Zustande angekommen, muß eingeschläfert werden.“ Er rief einen Offizier herbei und erteilte ihm einen Befehl. Ich begleitete den Kommandanten auf seiner Fahrt und betrat mit ihm zugleich das friedliche und glückliche Haus, das sich alsbald in eine Stätte des Jammers und der Trauer verwandeln sollte.

„Melden Sie mich,“ sagte der Kommandant. Ich trat in das Kabinett und wahrscheinlich muß ich sehr traurig ausgesehen haben, denn der Admiral ließ mich gar nicht zu Worte kommen, sondern fragte gleich: „Nun, was ist passiert?“ Die Thränen traten mir in die Augen und nur mit Mühe konnte ich hervorbringen: „Der Kommandant Gorbuntzow ist da.“ Der Admiral stand auf, ging einmal im Zimmer auf und ab, blieb darauf stehen, seufzte und schien mit diesem Seufzer seine Fassung wiedergewonnen zu haben. „Bitte, lassen Sie den Kommandanten näher treten,“ sagte er in seinem gewöhnlichen freundlichen Ton zu mir, „Sie selbst bitte ich zu Jekaterina Fedorowna (seiner Frau) zu gehen, lassen Sie sich aber nicht im geringsten anmerken, daß Sie etwas davon wissen.“

Der Kommandant trat ein und ich leistete dem Befehle des Admirals Folge. Die Frau Admiralin fand ich mitten unter ihren Kindern sitzend. „Was macht Aleksej Grigorjewitsch?“ fragte sie mich. — „Der Kommandant ist bei ihm.“ — „Was ist der Zweck seines Besuches?“ fragte sie mich erregt. „Ich weiß es nicht.“ Der Ausdruck ihres Gesichtes und ihre Bewegungen ließen eine furchtbare Unruhe erkennen. Ist es möglich, vor einem liebenden Weibe etwas geheim zu halten! Die Stimme des Herzens spricht vernehmlich. „Gewiß ist was Besonderes vorgefallen?“ fügte sie hinzu. „Ich glaube, nichts. Vermutlich macht der Kommandant seine Aufwartung.“ — „Mein Gott!“ rief sie aus, „was sind jetzt für schreckliche Zeiten! Man muß sich jeden Augenblick auf ein

Unglück gefaßt machen.“ Ich war froh, als der Admiral mich zu sich rufen ließ. Gorbuntzow war schon fort. „Ich muß Jekaterina Fedorowna vorbereiten, bleiben Sie hier, ich werde Sie rufen lassen, wenn es nötig ist.“ Das hastige Hinundherlaufen und die Absendung eines Boten nach der Apotheke ließen mich erraten, was in den Zimmern der Hausfrau vor sich ging; da ich aber Jekaterina Fedorowna als eine vortreffliche, kluge Frau kannte, die ein edles Herz und einen ungemein lebhaften Charakter besaß, so war ich davon überzeugt, daß der erste Augenblick für sie entsetzlich schwer sein mußte, daß sie sich aber bald darauf in ihrer ganzen Größe zeigen würde. Eine Stunde später trat der Admiral heraus. „Gott sei Dank,“ sagte er zu mir, „sie hat sich beruhigt, gehen Sie zu ihr und helfen Sie, die nötigen Vorbereitungen für meine Reise zu machen.“

Die Frau Admiralin empfing mich mit den Worten: „Voilà encore une jolie page dans la vie de notre Empereur. Il faut fair venir Nicolachka.“ Das war der Kammerdiener des Admirals. In aller Eile packten wir alles Notwendige in die Koffer und sogar einiges Unnütze, was uns die augenblickliche Laune eingab, und schickten Nikolaschka mit einer Privatequipage voraus, die auf jeder Station den Admiral mit bereit gehaltenen Pferden erwarten sollte. Spät abends erschien der Feldjäger. Wir waren mit allen Vorbereitungen fertig, ich ließ dem Feldjäger Thee mit Rum reichen, ein Abendessen und verschiedene Weine vorsetzen, und er schlief schließlich fest ein, während er vorher zum unverzüglichen Aufbruch gedrängt hatte. Unser Zweck, Zeit zu gewinnen, war erreicht, und wir setzten uns zum Nachtmahl hin. Der Admiral und seine Gemahlin aßen wie gewöhnlich, und ersterer war so heiter, daß man glauben konnte, er habe eine Vergnügungsreise vor. Nach dem Souper bewog der Admiral seine Frau dazu, zur Ruhe zu gehen, wobei er ihr die Versicherung gab, nicht vor dem Morgen aufbrechen zu wollen, da er noch einiges Geschäftliche zu erledigen habe. In der That saß er noch lange in seinem Kabinett bei der Arbeit und verließ dasselbe erst um Mitternacht mit Briefen in der Hand. Er trat auf mich zu und sagte: „Das ist alles, was ich im Augenblick für sie thun kann. Sagen Sie ihr, daß Sie mich gefaßt und voller Vertrauen auf die Gerechtigkeit meines Monarchen gesehen haben. Diesen Brief hier,“ fügte er hinzu, „werde ich in das Schlafzimmer meiner Frau legen, ich gebe allen meinen Segen . . .“ Weiter konnte er nicht sprechen. Man hörte es durch, wie ihm die Stimme versagte. Bald darauf verabschiedete er sich und sagte voll Rührung: „Ich habe

von den Meinigen Abschied genommen, sagen Sie meiner Frau, sie soll auf Gott und die Gerechtigkeit des Kaisers hoffen, mein Gewissen ist rein und ich bin ruhig. Lassen Sie den Feldjäger rufen. Diesen konnte man nur mit Mühe wach bekommen. Als er ins Zimmer trat, sagte der Admiral zu ihm: „Ich bin bereit." — „Es ist hohe Zeit, Eure Hohe Excellenz, ich danke für die Bewirtung." Der Admiral ließ sich seinen Pelz reichen und umarmte mich; ich schluchzte. „Partez demain," sagte er, „pour Moscou et tachez d'y trouver du service, les miens vous aideront. Adieu, mon cher." Wir stiegen die Treppe hinunter, alle seine Leute erwarteten ihn daselbst und küßten ihm die Hände. „Lebt wohl, Freunde, behütet Jekaterina Fedorowna und meine Kinder, laßt mich, laßt, es ist Zeit." Ich half ihm in den Wagen. „Leben Sie wohl," sagte er, aber aus diesem „leben Sie wohl" hörte man heraus, wie schwer ihm ums Herz war.

Auch mir stand zu Hause dieselbe Scene bevor; ich hatte aus Liebe ein Mädchen aus guter Familie geheiratet und hatte schon einen Sohn. Am Morgen teilte ich meiner Frau alles mit und ließ ihr gar keine Zeit, sich ihrem Schmerz zu überlassen.

„Packen Sie eiligst alles Notwendige zusammen," sagte ich zu meiner Frau, „ich selbst gehe zur Frau Admiralin, um Abschied zu nehmen und ihr das letzte Lebewohl vom Admiral zu überbringen." Um sieben Uhr abends saß ich schon im Reisewagen, verließ, wie mir befohlen war, Reval, und zwar auf Nimmerwiedersehen, und reiste über Pskow (Pleskau) nach Moskau.

8.

Moskau hatte sich seit meinem letzten Besuche ganz verändert. Mißtrauen hatte Platz gegriffen, alle Welt fürchtete sich; indessen fand ich bei den Verwandten des Admirals die alte Herzlichkeit, Gastfreiheit und Bereitwilligkeit, mir durch ihren Einfluß zu helfen. Einer neuen Anordnung zufolge mußte jeder Offizier sich beim Kommandanten Hachs melden. Mit Zittern und Beben trat ich vor sein Angesicht; nachdem er bei allen Offizieren die Runde gemacht, kam die Reihe an mich, und kaum hatte ich meinen Namen genannt, so ergriff er meine Hand und sagte: „Treten Sie, bitte, näher." Ich folgte ihm ins Kabinett. „Sie hätten sich die Reise hierher ersparen

können, ich glaube, Sie sind kassiert und mit Ihrem Admiral steht es sehr schlimm.“ Der gutmütige Ton, in welchem der Kommandant dies sagte, gab mir Mut. Ich setzte ihm in Kürze die ganze Sachlage auseinander und, wie der Admiral so gütig gewesen war, einen von einem früheren Tage datierten Urlaubsschein auszustellen. „Gut,“ antwortete der Kommandant, „wollen wir zusammen zum Grafen Iwan Petrowitsch fahren, er wird Genaueres wissen.“

Bald darauf erschienen wir beide mit dem Kommandanten vor dem Grafen Iwan Petrowitsch Ssaltykow. Dieser richtete an mich verschiedene Fragen in betreff des Admirals, drückte sein Bedauern aus und kam auch auf meine Lage zu sprechen. Er fragte mich, wieviel Tage ich in Moskau bleiben müsse? Ich erklärte ihm, daß ich einen Brief vom Bruder des Grafen Pahlen aus Reval abwarten und mit demselben gleich nach Petersburg reisen wolle. „Nun, dann lassen Sie ihn also hier,“ sagte der Graf zum Kommandanten, „lassen Sie sich nur nicht von Hertel erblicken,“ fügte er hinzu, sich an mich wendend. Der Kommandant trat mit mir zusammen aus dem Zimmer des Grafen und sagte mir beim Abschied: „Zu mir komme des Morgens, und, wenn es nötig ist, des Abends um sieben oder acht Uhr, jetzt aber schnell nach Hause. Grüße Anna Matwejewna und Grigorji Grigorjewitsch“ (gemeint war die Mutter und der Bruder meines Admirals).

Wem hatte ich diese meine Rettung zu verdanken, obgleich ich nicht einmal begriff, worum es sich handelte? Den wenigen Männern, welche noch aus der Zeit Katharinas übrig geblieben waren und die es insgeheim verstanden, unsern Leuten aus dem Offiziersstande, die von dem, was eben geschah, nichts wußten, einen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Meine Mutter war nicht mehr am Leben; im Alter von neununddreißig Jahren hatte sie der Tod ereilt, und zwar auf dem bei Moskau belegenen Landgut, das nachher mir gehörte. Ich suchte ihr Grabdenkmal auf, kniete nieder und bat sie unter Thränen um Verzeihung dafür, daß ich ohne ihre Einwilligung geheiratet hatte.

Während ich auf den Brief des Baron Pahlen wartete, kam auch meine Frau mit unserm Sohne nach Moskau. Meine und ihre guten Freunde hatten es ihr eingeredet, daß ich als leichtsinniger Ehemann Frau und Kind im Stiche gelassen hätte. Man hatte meiner Frau um einen Spottpreis alle unsre Habseligkeiten abgekauft und sie nach Moskau expediert, um den treulos entflohenen Mann aufzusuchen. Diese Verleumdung erboste mich dermaßen, daß ich nie mehr nach Reval zurückzukehren beschloß. Durch diesen Zwischenfall

gerieten unsre Finanzen auf lange Zeit hinaus in Unordnung. Endlich kam auch der langersehnte Brief vom Baron Pahlen an. Die Verwandten meines Admirals versahen mich mit Empfehlungsschreiben an mehrere einflußreiche Persönlichkeiten, und ich machte mich mitsamt meiner Familie nach Petersburg auf.

Um neun Uhr abends fuhren wir durch die Thore der Residenz; beim Schlagbaum erhielt ich den Befehl, mich um sechs Uhr morgens bei dem Generalgouverneur von St. Petersburg, Grafen Pahlen, zu melden. Wir stiegen in einem Gasthaus ab; früh morgens begab ich mich mit dem Brief des Baron Pahlen zu seinem Bruder. Der Empfangssaal des Grafen war schon angefüllt mit Bittstellern, die alle dem Range nach im Halbkreise herumstanden. Ich nahm bescheiden den letzten Platz ein. Bald darauf trat der Graf ein und wandte sich an den ersten, am Ende der Reihe stehenden Beamten. Nachdem er diesen abgefertigt, sprach er mit einem jeden nach der Reihe, und schließlich kam auch ich daran; mein Herz pochte zum Zerspringen. „Wer sind Sie?“ fragte der Graf. Ich nannte ihm stotternd Namen und Stand und überreichte ihm den Brief seines Bruders. Er öffnete denselben hastig und begann zu lesen. Während des Lesens betrachtete er mich öfters von Kopf bis zu Fuß, und als er fertig war, zerriß er wütend den Brief und sagte mit lauter Stimme: „Ich gebe nichts auf Empfehlungen und werde Sie nicht früher aus Petersburg fortlassen, als bis Sie Ihre Schulden auf Heller und Pfennig bezahlt haben.“ Ich machte Anstalten, mich zu verteidigen. „Excellenz! . . .“ — „Still!“ rief der Graf, und indem er mir den Rücken zuwandte, sagte er zu seinem Adjutanten: „Wolmar, Sie sind mir für diesen Offizier verantwortlich.“ Der Graf verabschiedete sich von allen und zog sich in sein Kabinett zurück. Wolmar rief mich zu sich heran und sagte: „Bleiben Sie hier stehen.“ Eine Viertelstunde darauf hörte man läuten. Mein Wächter sagte zu mir drohend: „Gehen Sie nicht fort,“ und eilte zum Grafen. Von dort zurückgekehrt, sagte er: „Gehen Sie zum Grafen,“ in einem solchen Tone, als wollte er sagen: „Scheren Sie sich zum Teufel,“ und nachdem er mir die Thür gezeigt, fügte er noch hinzu: „Ja!“

Zaghaft trat ich ein und sah den Grafen ohne Uniform, die Hände in die Seiten gestemmt, mitten im Zimmer stehen und zu meinem großen Erstaunen herzlich lachen. Ich erschrak und dachte, er habe den Verstand verloren.

„Nun?“ sagte er zu mir auf deutsch, „Sie haben wohl einen gehörigen Schreck bekommen?“ Mein verstörtes Gesicht bemerkend,

fügte er hinzu: „Das geht schon nicht anders, sagen Sie mir recht schnell, was kann ich für Sie thun?“ Ich konnte kein Wort hervorbringen; der Graf schien mit mir Mitleid zu haben und sagte in freundlichem Tone: „Wollen Sie ein Schreiben an den Grafen Grigorji Grigorjewitsch Kuschelew?“ Ich hatte mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt und wagte es, zu bemerken, daß ich einen Brief an Iwan Loginowitsch Golenischtschew Kutusow besitze.

„Gut,“ sagte der Graf, „es kann nichts schaden, wenn Sie an alle beide einen haben.“ Er gab mir zwei Schreiben und bemerkte dazu: „Wenn man nichts für Sie thun will, so kommen Sie zu mir. Wolmar,“ rief der Graf. Als letzterer erschien, sagte er zu ihm: „Laden Sie diesen Offizier morgen zu mir zum Mittagessen ein. Verstehen Sie?“

Ich verließ zugleich mit Wolmar das Zimmer, und auch dieser Bär zog menschlichere Saiten auf, indem er freundlich zu mir sagte: „Kommen Sie morgen Schlag drei Uhr, aber verspäten Sie sich nicht, sonst wird man Sie abholen.“ Er schrieb sich meine Adresse auf. „Noch immer lebt der Geist der Großen Katharina fort,“ sagte ich zu mir, die Treppe hinuntersteigend. „Was wird aus uns armen Offizieren werden, wenn auch das ganz aufhört?“

Ich gab die Briefe ab und, um den Leser nicht mit meinen persönlichen Angelegenheiten aufzuhalten, sofern sie nicht für den ganzen Geist der damaligen Zeit charakteristisch sind, erwähne ich nur kurz, daß ich unter Angabe eines früheren Datums eine Anstellung im Admiralitätskollegium erhielt, und zwar wurde ich dem Vizepräsidenten Iwan Loginowitsch Golenischtschew Kutusow attachiert.

Dieser ehrwürdige Greis vereinigte in seiner Person die Reliquien Peters I. und Elisabeths und gehörte dem Zeitalter Katharinas an. Bei umfassenden Kenntnissen besaß er die Charakterfestigkeit Peters, die Herzensgüte Elisabeths und das „Magnatentum“ Katharinas. Kaiser Paul, der ihn schon lange kannte, schätzte und achtete ihn. Seine Gemahlin Awdotja Iljinischna war durch große Herzensgüte und einen kindlichen Gehorsam gegen ihren Mann ausgezeichnet; sie erinnerte an das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. So war ich nun ein Bürger Petersburgs geworden und will dasjenige schildern, was ich daselbst an einem jeden Tage gesehen und gehört habe.

9.

Die Entrüstung wuchs in Petersburg von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Der Kaiser warf alles früher Geschaffene über den Haufen und ein jeder, namentlich aber die früheren Machthaber, fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt. Dies ist die Wurzel aller der Widerwärtigkeiten, die der Kaiser nachher erdulden mußte. Nichts von dem, was er ins Werk setzte, fand eine sympathische Aufnahme, alles wurde in ein schlechtes Licht gestellt. Den Wunsch des Sohnes, seinem Vater die gebührende Ehrerbietung zu bezeugen, faßte man ausschließlich als Rachsucht auf, als das Bestreben, seiner Abneigung gegen die Mutter möglichst deutlichen Ausdruck zu verleihen. Ich für meine Person bin andrer Meinung. Das gute und edle Herz Pauls war anfangs ganz erfüllt von dem Gedanken, der Asche seines Vaters die einem Kaiser gebührenden Begräbnisehren zu teil werden zu lassen, wozu er als treuer Sohn verpflichtet zu sein glaubte. In Begleitung Bezborodkos und eines Adjutanten begab sich Paul in das Newskikloster. Mit Hilfe eines Mönchs wurde das Grab durchwühlt und der Sarg geöffnet, der schon in Fäulnis überzugehen begonnen hatte. Beim Anblick der traurigen Ueberreste seines Vaters, der Asche, einiger Tuchfetzen von der Uniform, der Knöpfe und kleiner Stücke von den Stiefelsohlen, vergießt Paul ungeheuchelte Thränen. Der Sarg wird in die Kirche getragen, man setzt ihn auf das Paradebett und der Kaiser ordnet dieselben Ehrenbezeugungen an, die seiner Mutter erwiesen wurden; jeden Tag zweimal wohnte er der Totenmesse am Sarge seines Vaters bei. Er war religiös und die wiederholten Mißgeschicke hatten ihn im Glauben befestigt. Wenn er beständig von einer Seelenmesse zur andern fuhr, stets in seinen Gedanken den Vater und die Mutter verbindend, wie leicht konnte da bei seiner lebhaften Phantasie und der maßlosen Empfindsamkeit seines Herzens in ihm der Gedanke auftauchen: „Das Leben hat sie getrennt, möge der Tod sie, in einem Grabe vereinigt, versöhnen.“ diese Gedanken wurden sofort zur Ausführung gebracht. In feierlichem Aufzuge wurden die sterblichen Ueberreste Peters III. in einem neuen, seiner hohen Würde angemessenen Sarge aus dem Newskikloster aufs Schloß gebracht, und Petersburg sah beide Särge friedlich nebeneinander stehen. Hierbei wollen wir bemerken, daß die Ueberführung der Ueberreste Peters bei 18° Kälte erfolgte und daß die ganze kaiserliche Familie in tiefer Trauer hinter dem Sarge einherging. Als der Kaiser den Sarg neben demjenigen seiner Mutter

aufstellen ließ, dachte er vielleicht: „Dir, mein Vater, erweise ich die gebührende Ehre und dich, meine Mutter, versöhne ich mit dem Schatten deines verstorbenen Gemahls.“ Dieser poetische Gedanke lag dem Charakter Pauls näher als der Wahn, an dem leblosen Leichnam seiner Mutter Rache nehmen zu müssen. Verleumder sind überhaupt schlechte Herzenskündiger, zumal aber wenn sie sich von ihrem verletzten Selbstgefühl leiten lassen.

Eine andre hochherzige That des Kaisers wurde ebenso falsch gedeutet. Paul begab sich nämlich in Begleitung des Großfürsten Alexander Pawlowitsch und der Generäle seiner Suite in das Haus des Grafen Orlow, wo der berühmte Kosciuszko wohnte. Beiläufig bemerkt, wurde Kosciuszko unter der Kaiserin Katharina, der im Auslande verbreiteten Anschauungen entgegen, mit der seiner edlen Gesinnung und seinem unverschuldeten Ungemach gebührenden Achtung behandelt. Der Kaiser trat bei Kosciuszko ein und sagte: „Bisher konnte ich Sie nur bedauern, jetzt erfülle ich meinen Herzenswunsch, indem ich Ihnen die Freiheit wieder gebe; ich bin hierher geeilt, um Sie persönlich zuerst davon zu benachrichtigen.“

Kosciuszko konnte nicht ein Wort hervorbringen; aus seinen Augen rannen Thränen; das rührte den Kaiser noch mehr. Er bat Kosciuszko, neben ihm Platz zu nehmen und suchte durch freundliche Zusprache, ihn wegen seiner Zukunft zu beruhigen.

Kosciuszko, hierdurch ermutigt, wagte es, den Kaiser zu fragen: „Werden auch meine andern Kameraden, die zugleich mit mir in Gefangenschaft geraten, befreit werden?“

„Gewiß,“ antwortete Paul, „wenn Sie für dieselben die Garantie übernehmen wollen.“

„Wenn Eure Majestät gestatten, so will ich mir von ihnen vorher das Ehrenwort darauf geben lassen, daß sie niemals mehr die Waffen gegen Rußland tragen werden. Versprechen sie das, so bin ich bereit, für sie die Garantie zu übernehmen.“

Einige Tage darauf reichte Kosciuszko dem Kaiser ein Verzeichnis derjenigen Polen ein, welche mit ihm zusammen gefangengenommen worden waren.

„Garantieren Sie für dieselben?“ fragte der Kaiser.

„Für alle, ebenso wie für mich selbst,“ antwortete Kosciuszko, worauf die Gefangenen sofort in Freiheit gesetzt wurden. Der Kaiser machte Kosciuszko und Potocki ein Gnadengeschenk von je 1000 Seelen (Leibeigenen), gestattete ersterem, seinem Wunsche gemäß, nach Amerika überzusiedeln und that alles, um seine Reise möglichst zu erleichtern. Und in dieser rührend edlen That wollte

man nichts andres sehen, als eine Entwürdigung des Andenkens der großen Katharina.

Um diese irrige Auffassung zu widerlegen, wollen wir des Kaisers eigene Worte anführen; als er Potocki aus Petersburg entließ, sagte er zu ihm: „Ich war stets gegen die Teilung Polens; diese Teilung ist ungerecht und widerspricht den Grundsätzen einer gesunden Politik; aber es ist nun einmal geschehen; werden wohl die andern Mächte das freiwillig abtreten wollen, was sie gewaltsam euch entrissen haben, um euer Vaterland wiederaufzurichten? Wird der Kaiser von Oesterreich und vollends der König von Preußen die von ihnen erworbenen Länder zu Gunsten Polens opfern wollen? Ihnen meinerseits den Krieg erklären, hieße unbedacht handeln, denn der Erfolg ist nicht sicher; darum bitte ich, daß ihr euch keinen unnützen Illusionen darüber hingebt, was nicht mehr rückgängig zu machen ist, widrigenfalls werdet ihr euer geliebtes Polen und euch in noch größeres Unglück bringen."

Diese Worte sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß Paul — ganz abgesehen davon, ob seine Ansicht falsch oder richtig war — bei der Befreiung Kosciuszkos und seiner Kameraden sich von der Ueberzeugung leiten ließ, daß die Teilung Polens eine Ungerechtigkeit war, und daß die Männer, welche für die Verteidigung ihres Vaterlandes die Waffen erhoben hatten, als wahre Helden seine Hochachtung verdienten.

Nach der Beerdigung Peters III. ließ Paul den Grafen Alexej Grigorjewitsch Orlow zu sich rufen; derselbe hatte auf Befehl des Kaisers am Sarge Peters III. Dejourdienst geleistet und beim feierlichen Leichenzuge hinter dem Sarge des Kaisers die Krone getragen. Paul hatte bemerkt, daß die dem Grafen Orlow zu teil gewordene Lehre gar keinen Eindruck auf denselben machte; im Gegenteil, er hatte die ihm auferlegte Pflicht mit einer geradezu herausfordernden Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit vollzogen. Als Orlow erschienen war, sah ihm der Kaiser einige Minuten lang fest ins Auge und sagte darauf: „Als guter Sohn kann ich, Herr Graf, mich leicht dazu hinreißen lassen, meinen Vater rächen zu wollen, ich bin ein Mensch und kann für mich nicht bürgen; wir beide können unmöglich die gleiche Luft atmen, so lange ich auf dem Throne bin, müssen Sie außerhalb Rußland leben. Ihre Papiere für die Reise sind bereit; machen Sie sich auf den Weg und nehmen Sie die Bürde der vielen von Ihnen begangenen Verbrechen mit sich in die Fremde."

Es scheint, der Kaiser habe hier nicht nur auf Peter, sondern auch auf das Fräulein Tarakanow und deren Bruder anspielen wollen*).

Wir wollen jetzt einige Züge aus dem Leben des Kaisers anführen.

10.

Zur Zeit der Krönung in Moskau erhielt Brand, der in der Gardekavallerie gedient hatte und noch unter der Kaiserin von dort in das Archarowsche Regiment als Premiermajor übergegangen war, von dem Gatschinaschen Exerziermeister, Obersten der Garde, ein Billet mit dem Befehl, am Tage darauf um acht Uhr morgens sein Regiment auf dem Jungfernfelde vorzuführen. Um halb acht Uhr hatte sich Brand mit seinem Regiment in Zubowo eingefunden und wartete, bis es auf dem Turm der Erlöserkathedrale acht schlug. Darauf machte er sich sofort auf den Weg, ließ Front machen und das Gewehr vor dem Obersten präsentieren, welcher schon auf ihn gewartet hatte und auf dem Jungfernfelde auf und nieder ging, und erstattete darauf den Rapport. „Du hast dich verspätet," sagte der Oberst, „denn ich habe die Parade um sieben Uhr angesetzt." — „In Ihrem Billet," antwortete Brand, „steht acht Uhr." — „Das ist nicht wahr," antwortete der Oberst, „zeigen Sie doch her." Brand wies den Zettel vor. Der Oberst las ihn durch und zerriß ihn darauf. „Du bist ein Schuft," rief Brand, „warum hast du den Zettel zerrissen? Du verstehst nicht richtig zu schreiben und willst mir die Schuld in die Schuhe schieben." — „Aha! Junger Mann!" rief der Oberst, „du glaubst wohl, du dienest noch dieser alten . . ."

Kaum hatte der Oberst dieses unanständige Wort genannt, als er eine wohlverdiente, gehörige Ohrfeige abbekam. Der Oberst wankte. Brand hatte damit noch nicht genug, er versetzte ihm eine zweite, noch kräftigere Ohrfeige, und der Oberst stürzte mit ganzer Wucht zu Boden. Brand setzte ihm den Fuß auf die Brust, spuckte ihm ins Gesicht und sagte: „Aus Achtung vor der Uniform erlaube ich dir noch, mich zu fordern." Der Oberst aus Gatschina hatte kein Verständnis für solche Worte, er reichte einen Rapport ein, welcher

---

*) Es scheint demnach, daß Sanglen an die Echtheit dieser Prätendenten glaubte. Schiemann.

eine genaue Beschreibung der Thätlichkeiten und des sonstigen Sachverhalts enthielt. Brand wurde sofort zum Gemeinen degradiert und zwar in demselben Regiment. Er war ein vortrefflicher Mann, gebildet, von edler Gesinnung; in der Soldatenuniform war er stolz auf seine That. Er unterschrieb sich stets als „Ritter des weißen Gurts". Acht Tage vor der Abreise des Kaisers nach Petersburg erschien ein Feldjäger und forderte den Gemeinen Brand vor den Kaiser. Als er ins Kabinett trat, legte Paul ein Papier, das er in der Hand hielt, auf den Tisch und sagte, auf Brand zutretend: „Beim himmlischen König gibt es keine ewigen Strafen und beim irdischen Herrscher soll es auch keine geben. Sie haben sich gegen die Subordination vergangen und ich habe Sie dafür bestraft; das ist in der Ordnung. Aber Sie sind als anständiger Mann für Ihre Kaiserin eingetreten; geben Sie mir einen Kuß, Herr Oberstlieutenant."

Diese Anekdote zeigt das edle Herz Pauls in seiner ganzen Größe, und das um so mehr, als sich niemand für Brand verwandt hatte.

Der Kommandant von St. Petersburg, Kotlubitzki, ein herzensguter Mensch, hatte Mitleid mit den vielen Offizieren, welche für verschiedene Vergehen im Frontdienst eine Arreststrafe abbüßten, und als er mit seinem Rapport über die in die Residenz Angereisten und aus derselben Abreisenden fertig war, blieb er noch vor dem Kaiser stehen mit einer langen Papierrolle in der Hand.

„Was ist das!" fragte der Kaiser.

„Ein kleiner Plan, Eure kaiserliche Hoheit, man muß das Wachthaus durch einen Anbau erweitern."

„Wozu denn das?"

„Es ist so eng, daß die Offiziere weder sitzen noch liegen können."

„Dummes Zeug!" sagte der Kaiser, „sie sind doch nicht eines Staatsverbrechens wegen eingesperrt. Heute soll die eine Hälfte aus der Haft entlassen werden und morgen die andre, dann wird für alle Platz genug sein; der Anbau ist unnütz, auch künftig soll so verfahren werden."

Während meines Aufenthaltes in Nishnji Nowgorod, wovon später die Rede sein wird, ereignete sich folgender bemerkenswerte Fall. Fürst Ssibirski und General Turtschaninow, welche aus Petersburg nach Sibirien in die Verbannung gingen, machten auf ihrer Reise im Posthof von Nishnji Nowgorod Station. Der Polizeimeister von Nishnji Nowgorod Kelpen meldete sich beim Herrn Zivil-

gouverneur E. F. Kudrjawzow und teilte ihm die Ankunft der Reisenden mit, wobei er ihre elende Lage schilderte: Ihre Füße seien von den eisernen Fesseln ganz wund gerieben und beide befänden sich in dem Zustande völliger Erschöpfung, außerdem seien sie im Herbst abgereist, daher unterwegs von dem Winter überrascht worden, und hätten weder Pelze, noch warme Mützen und Stiefel, auch an Geld fehle es ihnen.

E. F. Kudrjawzow, ein äußerst ehrenhafter und edeldenkender Mann, händigte dem Polizeimeister tausend Rubel Banko ein und befahl ihm, zu Fürst Gruzinski, Fürst Trubetzkoi, Zacharjin und Ljeniwzew zu fahren und ihnen zu sagen, er habe tausend Rubel gespendet, sie mögen auch ihrerseits etwas für die Reisenden thun. Es waren lauter reiche Leute, und sie gaben mehr, als der Gouverneur erwartet hatte. Dieser ließ dem Fürsten Ssibirski und Turtschaninow die Fesseln abnehmen, alles Nötige für sie einkaufen und den Rest des Geldes ihnen abgeben. Gleich nachdem der Polizeimeister sich entfernt hatte, ließ er seinen Kanzleidirektor Ssolmanow rufen und diktierte ihm einen Bericht an Seine Majestät, der, soweit ich mich erinnere, folgendermaßen lautete: „In der Voraussetzung, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, wenn die beiden Verbrecher, Fürst Ssibirski und Turtschaninow, lebendig an ihrem Bestimmungsorte einträfen und dort ihre Verbrechen bereuten, habe ich, nachdem ich mich während ihrer Durchreise durch Nishnji Nowgorod davon überzeugt, daß sie krank und ihre Füße voller Wunden sind, und daß sie trotz der inzwischen eingetretenen Winterkälte weder Pelze, noch Mützen, noch auch Geld haben, ihnen die Fesseln abnehmen und sie mit allem Nötigen versorgen lassen, und glaube damit den Willen meines Kaisers erfüllt zu haben, worüber ich das Glück habe, Eurer Majestät Bericht zu erstatten."

Kurz darauf erhielt der Gouverneur ein allerhöchstes Reskript, soweit ich mich erinnere, folgenden Inhalts:

„Sie haben mich richtig verstanden; Ihre menschenfreundliche Handlungsweise hat in meinem Herzen einen Widerhall gefunden, und zum Zeichen meines besonderen Wohlwollens übermittele ich Ihnen anbei die Insignien des heil. Annenordens I. Klasse, die Sie anzulegen haben u. s. w."

Dieser Schritt, welcher von der Herzensgüte und dem Edelmut des Kaisers sogar Verbrechern gegenüber — ob vermeintlichen oder wirklichen, ist hierbei gleichgültig — Zeugnis ablegt, zeigt zugleich, wie der Kaiser von seiner Umgebung verstanden wurde.

Ein Lieutenant reichte einmal beim Kaiser eine Klage gegen

seinen Hauptmann ein, der ihm eine Ohrfeige versetzt hatte. Der Kaiser ließ ihm folgende, wahrhaft ritterliche Resolution mitteilen:

„Ich habe ihm den Degen zur Verteidigung des Vaterlandes und seiner persönlichen Ehre gegeben, aber offenbar versteht er es nicht, mit demselben umzugehen; deshalb soll er aus dem Dienst entlassen werden."

Einige Zeit darauf reichte derselbe verabschiedete Offizier wieder eine Bittschrift um dienstliche Verwendung ein. Der Vizepräsident des Kriegskollegiums meldete dies und erbat sich darüber Befehl, mit welchem Rang man ihn anstellen solle. „Natürlich mit demselben Rang, in welchem er vorher gedient hat," antwortete der Kaiser, „was der Kaiser einmal gegeben hat, nimmt er nicht zurück."

Ein andermal nahm der Kaiser Paul auf der Tzaritzinwiese einem unter dem Kommando A. B. Zapolskis stehenden Bataillon Preobrashenzer die Parade ab. Das Bataillon führte die Uebungen nicht gut aus. Der Kaiser geriet in Zorn und schickte dasselbe vom Exerzierplatz fort. Nunmehr marschierte, laut Befehl, ein Bataillon des Ssemjonowschen Regiments unter Graf Golowkin von der Gartenstraße her über die damals vorhandene kleine Brücke auf. Kaum hatte der Kaiser, bei dem der Zorn noch nicht verraucht war, das Bataillon bemerkt, so rief er gleich: „Schwach, schwach!" Golowkin wandte sich zu den Soldaten und ermunterte sie mit den Worten: „Gut, Kinder, gut!" Der Kaiser rief unausgesetzt: „Schwach, schwach!" Golowkin wiederholte seinerseits: „Gut, gut!" Als aber der Kaiser hinzufügte: „Abscheulich, greulich!" kommandierte Golowkin: „Halt! Rechtsum marsch!" und verließ den Exerzierplatz wieder durch die Gartenstraße abmarschierend. Der Kaiser wandte sich an den Grafen Pahlen und sagte: „Was thut er? Rufen Sie ihn zurück!" Graf Pahlen eilte Golowkin nach und übermittelte ihm den Befehl des Kaisers, umzukehren. „Melden Sie Seiner Majestät," antwortete Golowkin, „er habe sich über das Preobrashensche Bataillon geärgert, meine Soldaten marschieren aber tadellos. Wenn der Kaiser ‚schlecht' ruft und ich ‚gut', so macht das die Leute irre und es kann wirklich schlecht gehen. Ich werde dem Kaiser heute mein Regiment nicht vorführen." Wie sehr sich auch Graf Pahlen ihn zu überreden bemühte, Golowkin zog mit seinem Regiment in die Kasernen ab. Graf Pahlen kam zurück und überbrachte die Antwort. „Pfui!" rief der Kaiser, „was ist das für ein empfindlicher Deutscher! Uebrigens hat er recht! Du bist ja auch ein Deutscher, söhne uns mit einander aus, bitte Golowkin zu mir zum Mittagessen." Dieser Vorfall kann als Beweis dafür dienen, wie der Kaiser stets bereit

war, seine Heftigkeit einzugestehen und seine Beleidigungen wieder gut zu machen.

Hiernach erscheint die damals über ihn herrschende Ansicht, er habe den Tyrannen spielen wollen, nicht gerechtfertigt; ein Tyrann hätte Golowkin für seinen offenbaren Ungehorsam exemplarisch bestrafen lassen; zugleich aber ersieht man hieraus, wie falsch diejenigen handelten, welche aus unnützer Angst und wegen Abänderung der Uniform aus dem Dienst traten und dadurch den Kaiser Kutaissow und Konsorten, sowie den gatschinaschen Offizieren überlieferten. Da fand sein ritterlicher Geist schon keine Nahrung mehr. Auch hier bewährte sich das Sprichwort: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten."

Noch eine andre Anekdote will ich erzählen zum Beweise dessen, wie der Kaiser stets bereit war, alles Böse, was er durch seine maßlose Heftigkeit angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Paul Wassiljewitsch Tschitschagow hatte durch seine großen mathematischen Kenntnisse, durch seine Charakterfestigkeit und edle Gesinnung schon auf den ersten Rangstufen sich bei den Offizieren der Flotte allgemeine Achtung erworben, unabhängig davon, daß sein Vater Wassilji Jakowlewitsch unter Katharina mit Auszeichnung die Flotte befehligt hatte, voller Admiral und Ritter des heil. Andreas- und Georgsordens I. Klasse war, was damals sehr viel sagen wollte.

Bei der Thronbesteigung des Kaisers war Paul Wassiljewitsch schon seit mehreren Jahren Hauptmann ersten Ranges. In der Flotte wurde die Anciennität streng eingehalten und keiner konnte den andern überspringen, es sei denn wegen einer ganz hervorragenden Leistung.

Der Kaiser berief Barjatynski und setzte ihn über Tschitschagow. Vielleicht hätte Tschitschagow diese Kränkung noch ertragen, da sie ihn nur ganz allein betraf; als aber sein Vater vom Lande nach Petersburg angereist kam, um sich wegen eines Augenleidens behandeln zu lassen, und der Kaiser ihn aus der Residenz verweisen ließ, weil er ohne besondere Erlaubnis die Reise unternommen hatte, da bat Paul Wassiljewitsch um seinen Abschied und zog sich auf sein väterliches Gut bei Schklow*), eine Schenkung Katharinas, zurück. Unter Katharina hatte die russische Flotte gemeinsam mit der englischen operiert; der Kaiser anerkannte den Nutzen dieser Einrichtung für die Flotte und wandte sich an den englischen Hof mit der Anfrage, ob unser Geschwader sich, wie bisher, der englischen

*) Im Gouvernement Mohilew. Anmerk. d. Uebers.

Flotte anschließen könne. Ohne diesen Vorschlag abzulehnen, wollten die Engländer aber vorher wissen, wer der Befehlshaber der Flotte sein werde. Die Antwort lautete, daß das Geschwader, wie bisher, unter dem Oberbefehl des Vizeadmirals Chanykow absegeln werde; da wurde von englischer Seite die Bitte ausgesprochen, P. W. Tschitschagow an seine Stelle zu setzen, einen Offizier, der ihnen bekannt sei und sich dadurch hervorgethan hätte, daß er mit seiner einen Fregatte „Venus“ mehrere Preise genommen. Unser Hof erwiderte, daß Tschitschagow nicht mehr in aktivem Dienst stände und außerdem seinem Range nach kein Geschwader befehligen könne. Es erfolgte die Antwort, daß in England die Führer der Geschwader nicht nach dem Rang, sondern nach ihrer persönlichen Tüchtigkeit ernannt würden und daß man sich von dem Anschluß der russischen Flotte keine großen Erfolge versprechen könne, wenn es nicht möglich sei, Tschitschagow zu schicken. Sofort wurde an Tschitschagow durch einen Feldjäger der Befehl übermittelt, er solle sich unverzüglich in Petersburg einfinden, um eine dienstliche Stellung anzutreten. Paul Wassiljewitsch hatte die Kühnheit, dem Kaiser brieflich auseinanderzusetzen, daß er nicht dienen könne. Der Inhalt dieses Briefes war, soweit mir erinnerlich, folgender: „Der russische Edelmann dient einzig und allein um der Ehre willen und ist berechtigt, zu erwarten, daß seine Leistungen beim Kaiser Anerkennung finden. Er hoffe niemals darauf, den wohlverdienten Ruhm seines Vaters zu erreichen; aber trotz der großen Verdienste des alten Mannes, sei derselbe von Seiner Majestät aus Petersburg verwiesen worden, wo er für sein Augenleiden Linderung zu finden hoffte. Der langjährige, eifrige Dienst seines Vaters habe keine Anerkennung gefunden. Wozu solle denn also ein russischer Edelmann dienen? Seine Aussichten für die Zukunft seien so wenig verlockend, daß er nicht in den Dienst zu treten wünsche.“ Sofort wurde ein zweiter Feldjäger aus Petersburg nach Schklow abgeschickt, mit dem Befehl, Tschitschagow nach Petersburg zu bringen und ihn direkt dem Kaiser vorzustellen. Hatte nun der Kaiser den kecken Brief Tschitschagows vergessen oder wollte er aus Achtung vor dem Urteile Englands seinen Zorn nicht zeigen, genug, er empfing Tschitschagow zuerst in huldvoller Weise, teilte ihm den Schriftwechsel mit dem englischen Hofe mit und stellte ihm sogar das Recht anheim, englische Uniform zu tragen. „Ich bin ein Russe,“ erwiderte Tschitschagow, „und will nur russische Uniform tragen und keine andre; die Gründe aber, welche es mir nicht gestatten, in den Dienst zu treten, hatte ich das Glück Eurer Majestät in meinem alleruntertänigsten Schreiben auseinanderzusetzen.“

Bei der Erinnerung an den Brief geriet der Kaiser außer sich und ging mit erhobener Hand drohend auf Tschitschagow los, welcher zurückweichend sagte: „Gedulden Sie sich ein wenig, Majestät, entehren Sie hier dies nicht," wobei er auf den Georgsorden hinwies, „was ich mit meinem Blute erkauft habe." Darauf nahm er den heil. Georgs- und Wladimirorden ab, desgleichen den goldenen Degen für Tapferkeit und fügte hinzu: „Jetzt kann der Spaß losgehen!" Das reizte den Kaiser noch mehr zum Zorn. Er stürzte auf Tschitschagow los, schimpfte, schlug ihn unbarmherzig, riß ihm die Uniform und das Kamisol vom Leibe und suchte ihn hierauf, ganz erschöpft, zur Thür hinauszustoßen. Tschitschagow erfaßte aber den Kaiser am Rockschoß und so gelangten sie alle beide in das Zimmer, wo A. A. Naryschkin, Gr. Kuschelew, Oboljaninow und Kutaissow standen. „Entschuldigen Sie," sagte Tschitschagow zu diesen, „er hat mir die Kleider vom Leibe gerissen." Der Kaiser gab ihm noch einen Stoß und rief voller Wut: „Auf die Festung mit ihm!" Tschitschagow wandte sich an den Kaiser und sagte: „Bitte, meine Geldtasche zu verwahren, sie ist in meinem Rock geblieben." Naryschkin gab Tschitschagow seinen Mantel, er wurde in eine Kutsche gesetzt und nach dem Alekſejewschen Ravelin abgeführt. Der Kaiser Paul hatte ein hitziges Temperament; da er aber von Herzen ein sehr guter Mensch war, so waren ihm Bosheit, Hinterlist und Rachsucht fremd. Der erste Augenblick seines Zornes war furchtbar, aber sehr bald folgte die Reue. Er schämte sich, war wütend über seine eigene Heftigkeit. — Als er sich beruhigt hatte, ließ er Tschitschagow eine bessere Wohnung in der Festung anweisen, befahl, ihm alles, was er fordern würde, herbeizuschaffen, und erteilte ihm die Erlaubnis, seine eigene Bedienung und seine Sachen bei sich zu haben. Am Tage darauf richtete der Kaiser ein Handschreiben an den alten Vater Tschitschagows, den Admiral, worin er sich über den Eigensinn des Sohnes beklagte und den Wunsch äußerte, der Alte solle ihm befehlen, in den Staatsdienst zu treten. Der Admiral übersendet das kaiserliche Handschreiben seinem Sohne, nachdem er unter dasselbe folgende Worte hingeschrieben: „Vergiß, mein Sohn, die deinem Vater zugefügten Kränkungen, und wenn das Vaterland deiner Dienste bedarf, so gehorche dem Willen des Kaisers." Als Paul Wassiljewitsch das kaiserliche Handschreiben mit der Zuschrift des Vaters erhalten hatte, schrieb er mit dem Bleistift darunter: „Der Sohn gehorcht seinem Vater," und sandte es an den Kaiser. „Ein guter Sohn kann kein schlechter Unterthan sein," sagte der Kaiser zu Graf Kutaissow, und Tschitschagow wurde direkt aus der

Festung vor den Kaiser geführt. „Wollen wir das Geschehene vergessen," sagte Paul zu ihm, „wir sind beide heftig und wollen uns beide bessern." Paul Wassiljewitsch Tschitschagow wurde zum Konteradmiral mit dem Anciennitätsrecht ernannt, erhielt den Annenordnen I. Klasse und den Oberbefehl über das nach England absegelnde Geschwader.

Im Anschluß an diese Fälle, welche von der Herzensgüte des Kaisers zeugen, muß ich diejenigen erwähnen, welche von der Grausamkeit der mit der Ausführung seiner Befehle beauftragten Personen begleitet waren. Der Kaiser hatte anbefohlen, die von der Kaiserin nach England gesandten Offiziere von da zurückzuberufen, damit sie den praktischen Seedienst erlernten. Unter diesen befand sich Lieutenant Akimow, ein Poet voll feuriger Einbildungskraft. Als er aus England zurückkehrte und die von Paul vorgenommenen Veränderungen sah, erschien ihm ganz Rußland auf den Kopf gestellt, und als er erfuhr, daß man an der marmornen Isaakskirche einen Aufbau aus Backstein gemacht hatte, schrieb er in einer Anwandlung dichterischen Zornes und noch im Geiste der englischen Freiheit folgende Verse nieder, die er an die Isaakskirche anschlug:

„Von zweier Kaiser Zeit
Gibt dieses Denkmal Kunde,
Gebaut aus leichtem Ziegelstein,
Auf festem Marmorgrunde."

Akimow, mit einem einfachen Frack bekleidet, war gerade dabei, diese Verse an die Mauer der Isaakskirche anzuheften, als er von einem Schutzmann abgefaßt wurde. Auf den Ruf dieses Wächters der Ordnung kam ein Polizeioffizier herbeigeeilt und Akimow wurde verhaftet. Der Vorfall wurde dem Kaiser gemeldet, und dieser erteilte Oboljanow und dem Generalintendanten der Flotte, Bahle, den Befehl, Akimow exemplarisch zu bestrafen. Oboljanow und Bahle ließen ihm die Ohren und die Zunge abschneiden und ihn nach Sibirien verschicken; nicht einmal von seiner Mutter durfte er Abschied nehmen, deren einziger Sohn und einzige Stütze er war; alles dies muß dem grausamen Eifer der Vollstrecker des Befehls zugeschrieben werden. Lange Zeit wußte niemand, wo Akimow geblieben war, und erst unter Alexander, als alle Verschickten und darunter auch Akimow die Erlaubnis zur Rückkehr erhielten, erfuhr man die Einzelnheiten dieses Vorfalls.

Es passierten auch komische Dinge. Fast jeden Tag machte der Kaiser, vor dem Mittagessen um etwa zwei Uhr, einen Spazierritt

in Begleitung von Kutaissow oder Uwarow und andrer. Alle Zivilbeamten, welche hierbei dem Kaiser begegneten, hatten Befehl, ihren Mantel oder Pelz abzuwerfen, den Dreimaster vom Kopfe zu nehmen, eine Verbeugung zu machen und stehen zu bleiben, bis der Kaiser vorübergeritten war. Auf einem dieser Spazierritte begegnet dem Kaiser einmal ein Mann im Bärenpelz, mit einem runden Hut, der keine von den Vorschriften erfüllte. Ins Palais zurückgekehrt, ließ der Kaiser den Grafen Pahlen zu sich rufen.

„Ich bin einem Menschen begegnet," sagte er, „mit einem runden Hut, in einem mit grünem Tuch überzogenen Bärenpelz; derselbe hat keine einzige meiner Anordnungen erfüllt. Es muß wohl ein aus Orel angereister Staatsrat sein. Laß ihn ausfindig machen, zu dir rufen, setze ihm die Wichtigkeit seines Vergehens auseinander, befiehl, ihm hundert Stockhiebe zu geben und ihn nach Orel zurückzubefördern."

Jeder Widerspruch war in solchen Fällen unmöglich, der Befehl mußte unverzüglich vollstreckt werden. Graf Pahlen ließ einen mit grünem Tuch überzogenen Bärenpelz leihen, den ersten besten Lakaien aufgreifen, ihn mit dem Pelz und Hut anthun und, in Begleitung von zwei Polizeidragonern, mit blank gezogenem Säbel, am Palais vorbei direkt zu sich bringen. Der Lakai, in seinen Pelz eingehüllt, erschien vor dem Grafen.

„Schämen sollten Sie sich, Herr Staatsrat," sagte dieser zu ihm, „daß Sie den Befehlen Seiner Majestät nicht nachkommen! Sie trifft gerechterweise der Zorn des Kaisers, denn es ist befohlen worden, Ihnen hundert Stockhiebe geben zu lassen und Sie nach Orel zurückzubefördern. Man soll ihm einen Reisepaß ausstellen," fügte er zu Wolmar gewandt hinzu.

Diese Worte waren für die Oeffentlichkeit bestimmt, der im Kabinett gefaßte Beschluß lautete anders. Der vermeintliche Staatsrat wurde in eine Kibitke gesetzt, sein Reisepaß bei der Thorwache verzeichnet, und nachdem man mit ihm noch einige Werst weiter gefahren, nahm man ihm den Pelz und den Hut ab, gab ihm fünfundzwanzig Rubel mit der Weisung, zu schweigen, und ließ ihn zu Fuß nach Petersburg zurückspazieren.

Die unter dem Beinamen „la belle de nuit" bekannte Fürstin Golitzyn hatte sich einige etwas unbedachte Ausdrücke zu schulden kommen lassen. Der Kaiser befahl dem Grafen Pahlen, ihr deshalb „den Kopf zu waschen". Pahlen fuhr zur Fürstin, verlangte ein Waschbecken nebst Seife, Wasser und einem Handtuch, trat, als man ihm alles dies gebracht hatte, (ehrerbietig) auf die Fürstin zu,

nahm ihr ehrerbietig die Haube vom Kopfe und wollte seine Operation beginnen. „Was machen Sie, Herr Graf?“ rief die Fürstin. „Ich erfülle den Willen Seiner kaiserlichen Hoheit,“ antwortete der Graf, „Seine Majestät hat mir befohlen, Ihnen den Kopf zu waschen.“ Nachdem er ihr gründlich den Kopf gewaschen, machte er ihr eine Verbeugung und brach auf, um dem Kaiser zu melden, daß er seinen Befehl vollstreckt.

Aus diesen und noch vielen andern Vorfällen sieht man, daß Paul leider an zeitweiliger Geistesstörung litt, eine Folge seines traurigen, einsamen Lebens. Sein Verdacht richtete sich gegen alle ohne Ausnahme, und als das Michaelspalais fertig und er dahin übergesiedelt war, wurde er so mißtrauisch, daß er sogar an der guten Gesinnung der kaiserlichen Familie zu zweifeln begann. Schwere Wolken zogen am Horizonte auf und häuften sich immer mehr und mehr, die Leidenschaften wüteten, der Boden war unterwühlt, und mitten in Petersburg erhob sich die von ihm errichtete Zwingburg, welche mit Fallbrücken und einer Wache ausgestattet war. Niemand verstand ihn, und trotzdem, daß er mit vollen Händen seine Gnadengaben austeilte, vermochte er doch keinen einzigen von den seine Umgebung bildenden und von ihm mit Wohlthaten überhäuften, wirklich hohlen und unfähigen Männern für sich zu gewinnen. Alle, sowohl die Guten wie die Schlechten, waren um ihre eigene Person besorgt, niemand war davor sicher, bei dem ersten Zornesausbruch nach Sibirien verschickt zu werden.

II.

Paul wird immer ein psychologisches Rätsel bleiben. Mit seinem guten, warm fühlenden Herzen, seiner hochherzigen Gesinnung, seinem hellen Verstande, seiner leidenschaftlichen Gerechtigkeitsliebe, bei all seiner an alte Zeiten erinnernden Ritterlichkeit, — war er der Schrecken seiner Unterthanen. Die Frage, ob er wirklich ein Tyrann sein wollte, oder ob ihn die Verhältnisse als solchen erscheinen ließen, bleibt offen. Während der ganzen Zeit, wo seine Mutter regierte, befand er sich in einem Zustand der Erniedrigung, mußte sogar vielfach mit samt seiner Familie Mangel leiden. Die Favoriten, die Großen des Thrones ließen es an der geziemenden Hochachtung ihm gegenüber fehlen, sei es um Katharina zu gefallen oder aus Ge-

meinheit, weil sie sich vor ihrem Zorn fürchteten, und als es bei Hof bekannt wurde, die Kaiserin gehe mit der Absicht um, an seiner Stelle Alexander zum Thronerben zu ernennen, wie viel Kränkungen mußte er da nicht erdulden! Die glänzenden Einrichtungen Katharinas fanden bei seinem gereiften Verstande keinen Beifall, schienen ihm mit dem Geiste des Volkes und seiner niedrigen Kulturstufe nicht im Einklang zu stehen. — „Die Kaiserin," hörte man in Gatschina sagen, „hat Gerichte nach europäischem Muster eingeführt, aber nicht daran gedacht, vorher für die nötigen Richter zu sorgen." — „Der Nakas*) der Kaiserin," behauptete er, „ist eine reizende Spielerei, damit streut sie den Ausländern Sand in die Augen, betrügt ihre Großen und alle sind ganz benommen davon, aber eine Ausführung der darin enthaltenen schönen Lehren ist ganz unmöglich."

Es ist ganz natürlich, daß er infolge der ihm beständig widerfahrenden Kränkungen alles bekrittelte, alles schädlich fand. Dienstfertige Höflinge hinterbrachten dies der Kaiserin; man teilte ihm verschiedene Aussprüche der Kaiserin mit, die sie vielleicht niemals gethan hatte; so wurde das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn mit jedem Tage immer mehr und mehr untergraben; was aber das schlimmste war, beider Herzen blieben nicht ganz frei von Bosheit. Seine Heftigkeit war allgemein bekannt. Wenn es erforderlich war, den Bestand seiner gatschinaschen Offiziere aus den Reihen der Seebataillone zu komplettieren, so wollte kein ordentlicher Mensch zu ihm; nur diejenigen gingen zu ihm, denen an den aus dem Arsenal Seiner Hoheit gelieferten Uniformen, Stiefeln, Handschuhen und einem schnellen Avancement mehr gelegen war, als an einer anständigen, rücksichtsvollen Behandlung der Offiziere. Das wußte er, ärgerte sich darüber, wurde aber immer verstockter, anstatt sich zu bessern.

Plötzlich und ganz unerwartet besteigt er den Thron mit solchen Grundsätzen, wie sie in dem engen Kreis seines gatschinaschen Lebens entstanden waren, wo der Dienst seine einzige Beschäftigung und Zerstreuung bildete. Er sucht dies auf die Garde zu übertragen. Durch Marschübungen, durch eine lächerliche Frisur und Uniform, durch kränkende Aussprüche, ja sogar Schimpfwörter, durch Arreststrafen ertötet er jenen vornehmen Geist, jene höflichen Umgangsformen und jenen Respekt vor dem Rang, welche sich unter Katharina eingebürgert und unter ihr Wunder gewirkt hatten. Die meisten

*) Siehe S. 27.

Offiziere aus der Zeit Katharinas kommen um ihren Abschied ein; er ärgert sich, nimmt darauf keine Rücksicht, gibt ihnen den Abschied und setzt größtenteils seine gatschinaschen Leute an ihre Stelle. Den Heerführern Katharinas und ihren hervorragenden Ratgebern versagt er seine Anerkennung, umgibt sich mit seinen früheren Kammerdienern 2c., schenkt ihnen sein Vertrauen und besetzt mit ihnen die höchsten Posten im Staate. Ist es da zu verwundern, daß von der Gewalt dieses moralisch-politischen Sturmes das Zeitalter Katharinas in einem Augenblick weggefegt wurde, und daß niemand wußte, wie und was er thun sollte! Es gab nichts Beständiges mehr, und alle irrten wie im Nebel umher. Jeder Augenblick brachte eine neue Ueberraschung, welche den Anschauungen und Gepflogenheiten der früheren Zeit zu widersprechen schien. Die Rangklassen, Ordensbänder wurden ihrer ursprünglichen Bedeutung beraubt, Arreststrafen, Dienstentlassung, bisher etwas Unerhörtes, waren jetzt ganz an der Tagesordnung. Edle Gesinnung, das was die Franzosen point d'honneur nennen und was alle so hoch schätzten, sank gänzlich in seinem Werte. In den ersten Jahren der Regierung Pauls kam noch einiges zum Vorschein, was an die Großen Katharinas erinnerte, indem diese Edelmut genug dazu besaßen, im Dienste auszuharren, der vielen Kränkungen und Verunglimpfungen nicht zu achten, etwas, was die Garde nicht verstand, obwohl sie damit bis zu einem gewissen Grade den Geist aufrecht erhalten hätte, der zu Katharinas Zeiten alle Stände beseelte. Hier glänzten noch einige Zeit die Namen Bezborodko, Troschtschinski, Fürst Kurakin, Ssuworow, Derfelden, Repnin und andre, welche nur der unerbittlichen Notwendigkeit wichen.

Zuletzt verloren alle in diesem Wirrwarr den Kopf; Männer wie Kutaissow, Oboljaninow, Araktschejew, Lindener und andre Fremdlinge erschienen auf der Bildfläche und in ihrer Umgebung verlor der Kaiser selbst den Kopf und verfiel in eine Art periodischen Wahnsinns. Aber auch während dieser Umnachtung seines Geistes gab es Augenblicke, wo sein heller Verstand, seine strenge Gerechtigkeitsliebe, Herzensgüte, ja majestätische Größe blitzartig aufleuchteten. Diese kostbaren Augenblicke der Nachwelt zu überliefern, ist mein Bestreben gewesen; nach denselben kann man sich ein Urteil darüber bilden, was dieser Kaiser hätte sein können, wenn nicht die drückenden Verhältnisse seines Vorlebens seinen Charakter überreizt hätten. Am Ende seiner Tage sah er in ordentlichen, begabten Menschen nur seine Feinde, mit Ausnahme derjenigen, welche er aus Gewohnheit bei sich behalten, die er mit Ehren und Geld reich belohnt

hatte, die es aber nicht verstanden, ihn vor der drohenden Gefahr zu bewahren. Die Unzufriedenheit war eine allgemeine.

Zu dieser inneren Stimmung der Gemüter kam noch der schwere Druck der äußeren Beziehungen unsres Hofes zu den übrigen europäischen Staaten. Der Kaiser wechselte schnell seine Ueberzeugung. Von wahrhaft ritterlichem Geiste beseelt, war er voller Entrüstung über die Roheiten der französischen Revolution und plötzlich trat er aus Bewunderung für den Mann, welcher unter dem bescheidenen Titel eines ersten Konsuls mit fester Hand die Zügel der Regierung in Frankreich ergriffen hatte, offen auf seine Seite und wandte seinen Haß gegen England und Oesterreich. Napoleon verstand es meisterhaft diese Vorliebe des Kaisers für ihn auszunutzen. Nach dem österreichisch-englischen Kriege waren in Frankreich sechstausend Mann russischer Gefangener zurückgeblieben. Napoleon schrieb an den Grafen Nikita Petrowitsch Panin, er habe Oesterreich und England einen Austausch der russischen Gefangenen vorgeschlagen, die ihr Blut für diese Staaten vergossen, jene aber wären auf seinen Vorschlag nicht eingegangen. Deshalb habe er sich dazu entschlossen, diese Gefangenen mit Kleidung und Waffen zu versehen und samt ihren Offizieren, Fahnen u. s. w. ohne Lösegeld nach Rußland abziehen zu lassen. Er habe den Wunsch, der Gefangenschaft dieser tapfern Leute ein Ende zu machen und damit vor aller Welt zu bezeugen, wie groß die Hochachtung der Franzosen vor den russischen Kriegern sei, deren Tüchtigkeit sie auf dem Schlachtfelde kennen gelernt. Hierdurch stieg Napoleon natürlich noch mehr in der Achtung Pauls und der Kaiser ließ ihm bereits öffentlich seine volle Anerkennung zu teil werden; er bestellte ein Glas Malaga und leerte es auf das Wohl Napoleons; darauf ließ er sich die Karte von Europa bringen, breitete sie auf dem Tische aus, bog sie in zwei Hälften, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Nur so können wir Freunde bleiben!"

Napoleon ging noch weiter. Mit großem Geschick erfaßte er den charakteristischen Zug Pauls, der ein echter Ritter war. Er bot ihm die Insel Malta an und sprach dabei den Wunsch aus, Paul solle sich zum Großmeister des Ordens ernennen. Napoleon wußte, daß die Engländer Malta nicht abtreten würden, und daß Paul, durch ihre Haltung gereizt, ihnen den Krieg erklären würde, was in der That auch geschah.

Schon im Jahre 1780 hatte Katharina während des amerikanischen Krieges den Neutralitätsvertrag der Nordstaaten zu stande gebracht. Im Jahre 1800 schloß Paul, ihrem Beispiele folgend,

eine ähnliche Konvention mit Dänemark, Schweden u. s. w., um der Allgewalt der englischen Kreuzerflotte Schranken zu setzen. Als Paul davon Nachricht erhielt, daß die englische Flotte vor Kopenhagen erschienen, befahl er den gesamten Besitz der Engländer in Rußland zu beschlagnahmen. Die Engländer faßten das als Kriegserklärung auf, und ihre Flotte bedrohte Kronstadt und sogar Petersburg selbst. Diesen Umstand machte sich unsre aristokratische Partei zu Nutzen, in deren Mitte der tolle Plan entstanden war, Paul vom Throne zu stürzen. Man verbreitete in Petersburg allenthalben Angst und Furcht wegen des baldigen Erscheinens der Engländer, wegen des Bombardements von Kronstadt und prophezeite Petersburg den unvermeidlichen Untergang, um dadurch das ohnehin schon unzufriedene Publikum vorzubereiten . . .

. . . Paul ist nicht mehr. Wenn man die einzelnen Züge seines Charakters und die äußeren Verhältnisse, welche einen nachdrücklichen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, ins Auge faßt, so kann man nicht umhin, diesen unglücklichen Kaiser zu bedauern. Bei ganz hervorragenden Kenntnissen, strenger Gerechtigkeitsliebe, war er ein Ritter nach alter Art. Dies beweist die hochherzige Bereitwilligkeit, mit welcher er den überall verjagten Bourbonen eine Zufluchtsstätte bot, sowie sein uneigennütziges Bestreben, Europa von den Verheerungen der Revolution zu befreien. Er berief die Herrscher Europas zum Bunde und bot der Türkei seine Hilfe und Freundschaft an. Ssuworow richtete in Italien alles dasjenige wieder auf, was von Napoleon erobert und umgestürzt worden war, und trotz dieser ritterlichen Thaten hat seine vierjährige, kurze Regierung Rußland in einer ganz unglaublichen Weise erschüttert, und, welch eigentümlicher Widerspruch! er wollte die Selbstherrschaft fester begründen, untergrub sie aber gerade durch seine Handlungen. Indem er in der ersten Hitze einen General, einen Kaufmann, einen Unteroffizier und einen Feldjäger alle zusammen in einer Kibitke verschickte, belehrte er uns und das Volk allzu früh darüber, daß der Unterschied der Stände keine Bedeutung habe. Das hieß den Boden der Alleinherrschaft einfach untergraben, denn ohne diesen Unterschied kann sie sich nicht halten. Paul war uns entweder zu früh, oder zu spät gegeben. Wenn er Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen auf dem Throne gefolgt wäre, so hätten wir seine Regierung gesegnet. Er kam aber nach Katharina, nach einer Zeit der Duldsamkeit, Milde, des Glückes, und erhielt den Titel eines Tyrannen. Sein hitziges Temperament hat ihn zu Grunde gerichtet . . .

Meine Erzählung vom Kaiser Paul will ich mit einer Anekdote abschließen, die darüber Aufschluß gibt, wie er über seine Selbstherrschaft dachte. Er fragte einmal den französischen Gesandten:

„Où avez vous diné hier, M-r l'Ambassadeur?“

„J'ai diné, Votre Majesté, chez le Prince Kourakine (Alexander Borissowitsch). C'est véritablement un grand Seigneur.“

„Sachez, M-r l'Ambassadeur,“ antwortete Paul, „qu'il n'y a de grand Seigneur, que celui, au quel je parle et pendant que je lui parle.“

Wollen wir den Vorhang herunterlassen, damit unsre Augen vor dem weiteren Anblick dieses Schauspiels verschont werden, und wollen wir zu erfreulicheren Ereignissen übergehen. Auf dem Throne Rußlands regiert Alexander der Gesegnete.

II. Teil.

Alexander I. und Nikolaus.

1.

Am 12. März 1801 um fünf Uhr morgens erschien ein Bediensteter des Admiralitätskollegiums mit der mündlichen Meldung, daß der Kaiser Paul I. in der Nacht einem Schlaganfall erlegen, und daß an alle der Befehl ergangen sei, sich zur Eidesleistung im Winterpalais einzufinden. Diese Nachricht versetzte mich in die größte Aufregung. Es stiegen in mir Zweifel auf; infolge meiner jugendlichen Unerfahrenheit kam ich auf den Gedanken, Kaiser Paul könnte befohlen haben, diese Nachricht zu verbreiten, um zu sehen, ob seine Unterthanen sich bei der Kunde von dieser so plötzlich erfolgten Katastrophe erfreut oder betrübt zeigen würden. Ich kleidete mich schnell an und nahm, in voller Uniform, mit bekümmertem Antlitz und schwerem Herzen, meinen Weg zum Winterpalais. Welche Gedanken durchkreuzten nicht unterwegs meinen armen Kopf! Plötzlich erinnerte ich mich der Ereignisse am letzten Abend, den ich beim Grafen Golowkin verbracht hatte, und dessen, was ich im Hause des Grafen Pahlen gesehen hatte*). Alles dies brachte mich noch mehr in Verwirrung. „Wer ist heute dejourierender Flügeladjutant?" fragte ich mich selbst. „Wenn ich nicht irre, ist es Arssenjew. Er muß über alles sichrere Auskunft geben können." Ich suchte ihn auf und traf ihn beim Ankleiden; sein Kammerdiener war ein Franzose, der gut russisch sprach; in seiner Gegenwart wagte ich weiter nichts zu sagen, als:

„Du hast, glaube ich, heute Dejour?"

„Jawohl!" antwortete Arssenjew; „du aber scheinst mir heute nicht ganz wohl zu sein?" fuhr er fort.

„Allerdings, ich habe Kopfschmerzen."

Als Arssenjew sich angekleidet hatte, erzählte ich ihm, was man mir gemeldet hatte. „Um Gottes willen, sprich nicht darüber!" antwortete er; „wie ist es denn möglich, daß ich, als Flügel-

---

*) Die Einzelheiten über diesen Vorfall fehlen in dem russischen Original. Anmerk. d. Uebers.

adjutant, nichts davon weiß? Irgend ein Trinker, Betrüger oder Verrückter hat sich das ausgedacht. Wollen wir zusammen ins Palais fahren*).

Ich warf einen Blick durchs Fenster und bemerkte einige Leibwagen**), welche mit verschiedenen Habseligkeiten aus dem Michaelspalais zum Winterpalais fuhren.

„Sieh doch!“ sagte ich zu Arssenjew.

„Ja so,“ antwortete er, „der Hof siedelt aus dem Michaelspalais ins Winterpalais über; dort ist es unerträglich feucht. Die Kutsche steht bereit, wollen wir aufbrechen.“

Als wir an die Brücke gekommen waren, stiegen wir, wie gewöhnlich, aus dem Wagen, nahmen den Hut in die rechte Hand, den Stock in die linke, marschierten „links, rechts, links, rechts“ bis zu dem Hauptportal des Schlosses und traten in den Thorweg, um uns etwas zu erholen. Sehr befremdend war es für mich, zu sehen, daß Leibgrenadiere anstatt der Preobrashensker auf Posten standen. Der Major, welcher die Wache befehligte, trat auf uns zu und fragte Arssenjew: „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Ich bin dejourierender Flügeladjutant.“

„Ich frage, wen Sie zu sprechen wünschen?“

„Ich wünsche den Dejourdienst beim Kaiser anzutreten,“ antwortete Arssenjew ärgerlich.

„Bei welchem Kaiser?“ fragte der Major.

„Welche Frage? Wir haben nur einen Kaiser Paul!“

„Folgen Sie mir gefälligst auf die Hauptwache.“

Der Major wandte sich darauf zu mir und fragte: „Und wen wünschen Sie zu sprechen?“

Ich hatte mir schon eine Antwort zurechtgelegt.

„Ich bin auf dem Wege zum Admiral Kuschelew.“

„Der ist heute nacht in sein eigenes Haus übergesiedelt. Da werden Sie ihn finden,“ sagte der Major, indem er mir den Rücken zuwandte und mit Arssenjew auf die Hauptwache ging. Ich war sehr froh darüber, von dem Major nicht weiter behelligt zu werden, und begab mich zurück zu unserm Wagen. Bei dem Denkmal Peters des Großen ließ ich halten und dachte darüber nach, was ich thun und wie ich Arssenjew befreien sollte. Plötzlich sehe ich eine Kutsche

*) Wir erfuhren, daß die „Miljonnaja“ die ganze Nacht hindurch abgesperrt gewesen, und daß kein lebendes Wesen von der Polizei weder hinein noch herausgelassen worden war. Anmerk. d. Verf.

**) Damals hieß alles bei Hof „Leib“, z. B. Leibkastrolle, Leib-Medikus u. s. w. Anmerk. d. Verf.

im vollen Galopp über die Brücke jagen, was früher nicht vorkam. Ich erblicke in derselben Fedor Petrowitsch Uwarow und kehre wieder zum Schloßportal zurück; kaum war er aus der Kutsche gesprungen, so stand ich schon vor ihm und erzählte ihm meine Erlebnisse. Uwarow rief den Major herbei, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und Arssenjew erschien.

„Wollen wir gehen, meine Herren," sagte Uwarow, „ich habe Befehl erhalten, die Leiche des Kaisers auf den Katafalk stellen zu lassen."

Wir näherten uns dem Schlafgemach, vor dessen Thür zwei Schildwachen vom Ssemjonowschen Regiment standen. Wir traten ein . . . die Leiche des Kaisers lag starr da. Ich konnte mich nicht der Thränen enthalten, sprach bei mir ein leises Gebet und drückte einen Kuß auf die Hand des entschlafenen Monarchen . . . dann eilte ich aus dem Zimmer. Auf der Treppe begegnete ich Personen, welche die Weisung erhalten hatten, gemeinsam mit den Doktoren die Leiche des Kaisers aufzubahren. — Um zehn Uhr morgens begab ich mich ins Winterpalais. Hier waren fast alle Säle voll von Militär- und Zivilbeamten. Im ersten Saal erblickte ich Arkadji Aleksejewitsch Sstolypin mit Ssperanski, Arm in Arm gehend, den ich hier zum erstenmal sah. Mitten im Saale hörte man einige Offiziere ihre Freude darüber äußern, daß man nach alter Art Fracks und runde Hüte tragen werde. Ich trat in den zweiten Saal. Hier saß Graf N. A. Zubow am Kamin, vor ihm stand Fürst Jaschwil. Sie waren von einigen der Persönlichkeiten umgeben, welche ich am Abend vorher beim Grafen Pahlen gesehen hatte. Laut sagte Zubow zu Jaschwil . . . aber ich wandte mich ab, begab mich in den ersten Saal zurück und erblickte den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, welcher, mit der Lorgnette in der Hand, in der Thür stand und unverwandt auf die um den Kamin Sitzenden blickte; scheinbar für sich, aber deutlich vernehmbar, sagte er: „Ich würde sie alle hängen lassen." Mit diesen Worten kehrte er in den ersten Saal zurück und ich folgte ihm. Hier hatte schon die Vereidigung begonnen und alle gaben, einer nach dem andern, ihre Unterschrift. Plötzlich verstummte der Lärm und das Gerede, General Uwarow erschien mit dem Thronfolger, ihm den Weg durch die Menge bahnend. Der neue Kaiser ging langsam, seine Kniee schienen einzusinken, sein Haupthaar war aufgelöst, seine Augen verweint; er blickte gerade vor sich hin, den Kopf von Zeit zu Zeit, wie zum Gruße, neigend; sein Gang, seine ganze Haltung ließen einen Menschen erkennen, der vom Schmerz gebeugt und von dem unerwarteten Schicksalsschlage schwer getroffen

war. . . . Inmitten der freudigen Stimmung, welche unter allen Ständen herrschte, war Alexander der einzige Traurige . . . der Anblick des betrübten Kaisersohnes gewann ihm aller Herzen. Als die Vereidigung beendet war, gingen alle auseinander.

2.

Jetzt muß ich den Leser bitten, seine Aufmerksamkeit für einige Augenblicke meiner eigenen Person zuzuwenden. Zwei Wochen vor dem Tode des Kaisers Paul hatte ich, ungeachtet der Bitten meiner Freunde und der Ermahnungen meiner Vorgesetzten, ein Gesuch um Entlassung aus dem Dienste eingereicht. Ich entschloß mich dazu, weil ich die Thränen meiner Frau nicht mehr ansehen konnte, welche in beständiger Angst um mich war, wenn sie hörte, daß einer oder der andre von den Offizieren unglücklich oder außer Dienst gesetzt sei. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander aber rieten mir alle, mein Gesuch zurückzuziehen; das schien mir aber wenig taktvoll. „Was wird der Kaiser sagen?" dachte ich; „meinem Vater hat er nicht dienen wollen, und nun bittet er wieder um seine Anstellung." Niemand, und am wenigsten ich selbst, vermochte es, diese thörichte Idee aus meinem jungen und unerfahrenen Kopfe zu vertreiben. Vierzehn Tage nach der Thronbesteigung erhielt ich meinen Abschied. Jetzt erst kam mir der Gedanke, an mich selbst die Frage zu richten, was ich unternehmen sollte. In Petersburg zu bleiben war unmöglich, und an Mitteln besaß ich geradezu gar nichts. Nach langer Ueberlegung, welche auch hätte kürzer sein können, entschloß ich mich, meine Möbel und alles Nötige, aber auf der Reise Unnütze zu verkaufen und dann zu verreisen; aber wohin? Im Gouvernement Nishnji Nowgorod besaß ich ein ödes Stück Land von etwa dreihundert Deßjätinen. „Wollen wir dahin reisen," sagte ich zu meiner Frau, „eine Wirtschaft einrichten, Ackerbau treiben." Wir zählten unser Geld und fanden, daß es für die Reise nicht ausreicht. Zum Glück war ein guter Bekannter und Freund, der, gleich mir, auch seinen Abschied genommen hatte, gerade im Begriff, auf seine Besitzungen im Gouvernement Nishnji Nowgorod zu reisen. Dieser machte mir den Vorschlag, die Reise gemeinschaftlich zu Wasser zurückzulegen. Was war da lange zu überlegen? Es wurde ein großes, verdecktes Fahrzeug gekauft, welches wir in zwei Hälften teilten; ich, meine

Frau und mein Sohn richteten uns gemeinsam mit A. P. auf dem Schiff ein und machten uns auf die Reise, um unsre Tage der Landwirtschaft zu widmen. Mein ursprünglicher Plan erweiterte sich dadurch, daß A. P. mir vorschlug, zu ihm auf sein Gut zu reisen und dort zu leben, bis ich in meiner Einöde festen Fuß gefaßt hätte. Der Vorschlag wurde in einer recht delikaten Form gemacht, denn er versicherte, ich könnte ihm bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten behilflich und nützlich sein. Warum sollte ich nicht darauf eingehen, um so mehr, als unsre Reise dadurch einen bestimmten Zweck erhielt?

Ich will den Leser nicht mit einer Schilderung unsrer weiten, langweiligen Reise hinhalten. Kostroma erregte besonders mein Interesse; wir machten da Station, um uns ein wenig zu erholen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um dem Ipatjewschen Dreifaltigkeitskloster einen Besuch abzustatten. Hier erfolgte die vorläufige feierliche Annahme der ihm angetragenen Moskauschen Zarenkrone durch Michael Feodorowitsch Romanow; und wie einfach und anspruchslos sieht es hier aus! Der Platz, an welchem er während der feierlichen Handlung gestanden hat, ist mit einer eichenen Ueberdachung geschmückt, auf welcher die Wappen aller damaligen Wojewodschaften und Städte geschnitzt sind; an der hinteren Seite ist dieses einfache, sogar unbemalte Denkmal von innen mit rotem Tuch ausgeschlagen, und darauf steht der Buchstabe M aus ganz schmaler Goldborte. Weder Silber noch Gold gibt es da, alles ist ganz schlicht, und doch erweckt das Ganze ein Gefühl der Ehrfurcht vor diesem Denkmal. Der Mönch, welcher mich herumführte, erzählte mir zwei interessante Anekdoten, die ich dem Leser mitteilen will, weil sie mit der Großen Katharina in Beziehung stehen. Als die erhabene Herrscherin das Kloster besuchte, hatte man, wahrscheinlich wohl, weil man ihr einen Gefallen erweisen wollte, den Buchstaben M in E*) verändert. Katharina ärgerte sich darüber, verließ die Kirche und kehrte nicht eher in dieselbe zurück, als bis das E wieder durch das frühere M ersetzt war, welches, wie Katharina sich ausdrückte, würdiger wäre, diesen Platz einzunehmen.

Die andre Anekdote zeigt, wie Katharina es verstand, die Meinung des Volkes, ja sogar den Aberglauben desselben zu achten, und dadurch eine „große" Frau wurde. Sie stand schon an dem Platz, wo ihr Vorgänger, Michael Feodorowitsch, gestanden hatte, da erblickte sie eine anständig gekleidete Dame, welche sich dem Bilde der heiligen Mutter Gottes genähert hatte; die Dame betete, kniete

---

*) Die russische Initiale der Kaiserin. Anmerk. d. Herausgebers.

nieder und legte eine große Papierrolle vor dem Heiligenbilde hin. Katharina wunderte sich darüber und befahl dem neben ihr stehenden Generaladjutanten, die Dame zu fragen, was das für Papiere seien. Dieser kommt zurück und meldet der Kaiserin: „Die Dame hat der Mutter Gottes eine gegen Eure Kaiserliche Hoheit gerichtete Bittschrift überreicht.“ Die Kaiserin ließ sie rufen und sagte: „Wofür bestrafen Sie mich so schwer, daß Sie der heiligen Mutter Gottes eine Bittschrift gegen mich einreichen?“ — „Ich habe zu wiederholten Malen,“ antwortete die Dame, „Eure Majestät mit einem Gesuch zu belästigen gewagt, worin ich über die Ungerechtigkeit der Richter Klage führte, welche mich einer mir zukommenden Besitzlichkeit beraubt haben. Da ich aber keine Antwort erhielt, so entschloß ich mich, die heilige Mutter Gottes zu bitten.“ — „Nehmen Sie Ihr Gesuch zurück und übergeben Sie es mir; ich will selbst Ihre Angelegenheit untersuchen und Ihnen zu Ihrem Recht verhelfen.“ In der That hielt die Kaiserin ihr Versprechen und ließ der Dame das ihr unrechtmäßigerweise fortgenommene Gut zurückerstatten; dem Richter ließ sie eine Geldstrafe auflegen.

Eine derartige Handlung ist mehr geeignet, bei den Unterthanen Anhänglichkeit an ihre Fürsten zu wecken, als die Austeilung von Belohnungen, denen oft kein wahres Verdienst zu Grunde liegt.

Nach manchen Mißgeschicken, Beunruhigungen und Entbehrungen verschiedener Art gelangten wir schließlich an das Ziel unsrer Reise, und, o wehe! alles dasjenige, was mir im Gedanken vorgeschwebt, alles, was, aus der Ferne betrachtet, mir vorteilhaft, ja sogar anziehend erschienen war, erwies sich an Ort und Stelle als ungeeignet oder, richtiger gesagt, als völlig unmöglich. Das plötzliche Scheitern aller meiner Pläne und die trostlosen Aussichten für die Zukunft versetzten mein Herz in heftige Aufregung und zogen mir schließlich eine Krankheit zu. Meine Frau erkrankte gleichfalls. Man brachte uns krank nach Nishnji Nowgorod. Wie unsre Leute uns zur Stadt hineingeschafft, wie es kam, daß es nach einem schweren Fieberanfall zuerst mit mir und darauf mit meiner Frau wieder besser zu gehen anfing — kann ich noch bis heute nicht begreifen. Kaum war ich so weit, daß ich auf den Füßen stehen konnte, so meldeten sich auch die Sorgen. Unsre Leute hatten zur Bestreitung der Ausgaben für die Wohnung, Medizin u. s. w. während unsrer Krankheit fast alle unsre Habseligkeiten, das Silberzeug, Uhren u. s. w. verkauft; zum Glück war aber mein Frack unangetastet geblieben, so daß ich in anständiger Kleidung vor dem Publikum erscheinen konnte. Da ich niemand kannte, begab ich mich

direkt zum Zivilgouverneur und setzte ihm offen meine Lage auseinander; indes hatte er schon davon Kenntnis erhalten. Der Herr Zivilgouverneur empfing mich aufs liebenswürdigste, öffnete mir sein Haus und belebte in mir aufs neue die Hoffnung. Dank seinem Einfluß und den Bemühungen von M. S., dessen Bekanntschaft ich beim Gouverneur machte, wurde ich von der Adelsversammlung zum Assessor des Gewissensgerichts erwählt.

3.

Das Gewissensgericht war vom Kaiser Alexander nach dem Tode Pauls I. aufs neue eingeführt worden. Hier ereignete sich ein Vorfall, den ich mitteilen zu müssen glaube, weil er einen bedeutenden Einfluß auf die zukünftige Gestaltung meines Geschickes gehabt hat. In Nishnji Nowgorod lebte ein Mann, der durch seine Sonderlichkeiten und seinen Reichtum bekannt war. Dies war der Lieutenant a. D. Narmondski; er trug einen langen russischen Kaftan*) aus Sammet und verbrachte seine Tage in völliger Zurückgezogenheit von aller Welt. Ich hatte von ihm öfters gehört, ihn aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Eines Morgens in der Frühe erscheint bei mir der Polizeimeister von Nishnji Nowgorod, Kempeck, früherer Fähnrich in preußischen Diensten, daher mit einem langen, bis an den Gürtel reichenden Zopf versehen, und eröffnet mir folgendes: „Herr Narmondski befindet sich in einer unglücklichen Lage, er ist aber mein Wohlthäter. Es ist nämlich hier ein verabschiedeter Major T. angekommen, der von den Erben Narmondskis für fünftausend Rubel Banko das Anrecht auf ein aus zweitausend Bauernseelen bestehendes Gut käuflich erworben haben will. Er hat im Zivilgerichtshof Unterstützung gefunden; das Gericht hat, auf Grund des Antrages T.s, an Narmondski die Forderung ergehen lassen, vor demselben zu erscheinen und Rede zu stehen. Dieser hat keins von beiden gethan, sondern die Erklärung abgegeben, daß bei seinen Lebzeiten, zumal für fünftausend Rubel, niemand das Gut von zweitausend Bauernseelen kaufen könne, ohne die Krone zu betrügen. Die Gerichtsbehörde hat ihn verhaften lassen. Narmondski bittet

---

*) Ein langer, in der Taille fest anliegender und nach unten gefallener Rock. Anmerk. d. Uebers.

um die Erlaubnis, beim Gewissensgericht eine Bittschrift einreichen zu dürfen." Der Richter, Fürst G., war verreist; ich ergriff mit Freuden die Gelegenheit, einen Verfolgten zu schützen, und erklärte dem Polizeimeister, daß da gar keine Frage sein könne, er solle nur sein Gesuch einreichen. Unterdessen schickte ich an den Fürsten eine Estafette mit folgendem Schreiben: „Kommen Sie, Herr Fürst, so bald wie möglich; man bedrückt hier einen Unschuldigen; er hat beim Gericht ein Gesuch eingereicht, und ich habe schon die ersten Schritte gethan. Um Gottes willen, kommen Sie recht bald, damit man uns nicht eine ehrliche Sache entreißt." Der Fürst eilte sofort herbei; wir forderten vom Zivilgericht die Herausgabe der Akten und ließen auf Grund des betreffenden Gesetzartikels Narmondski unverzüglich aus der Haft befreien. Der Major T. lehnte es ab, sich dem Urteilsspruch des Gewissensgerichts zu unterwerfen, und wir unsrerseits wiesen auf Grund eben dieser seiner Weigerung seinen Antrag zurück, unter Darlegung der völligen Gesetzwidrigkeit desselben. T. reiste nach Petersburg und führte beim Justizminister Klage über den Fürsten und mich; die Folge davon war, daß wir nach Petersburg citiert wurden. Unsre Beredsamkeit und die Wärme, mit welcher wir die Unschuld in Schutz nahmen, gereichten dem Major T. zur Schande. Er wurde abgewiesen; was aber mich anbetrifft, so wurde befohlen, mich in den Staatsdienst aufzunehmen; ich erhielt eine Anstellung als Vizepräsident der Apanagenverwaltung zu Moskau.

4.

Damals erstreckte sich die Verwaltung des Apanagenbureaus über mehrere Gouvernements, zusammen achtzigtausend Bauernseelen. Mein Gott! mit welcher Begeisterung eilte ich nach Moskau, um sobald als möglich mein Amt anzutreten und Verteidiger und Beschützer von achtzigtausend Seelen zu werden. Ich wähnte schon, wirklich ihr Wohlthäter zu sein. Hierbei gereichte es mir zur großen Freude, daß der Herr Domänenminister beim Abschiede zu mir sagte: „Schreiben Sie direkt an mich: ich habe in Moskau einen alten, aber achtbaren Mann als Rat (Präsident) angestellt. Sie sind noch jung, voller Thatkraft; Ihnen vertraue ich das Schicksal einer beträchtlichen Anzahl von Menschen an. Auf Sie setze ich meine Hoffnung; schreiben Sie direkt an mich!" Was konnte es

Besseres geben? Ich schenkte diesen Worten Glauben und freute mich über die menschenfreundliche Gesinnung des Ministers. Die Folgen davon werden wir kennen lernen. — Der Chef des Apanagenbureaus, der Rat K., war ein guter, weichherziger, völlig energie- und willenloser, recht einfältiger Greis und beschäftigte sich vorwiegend damit, daß er mit Oelfarbe kleine Schäden an den Gemälden der Grafen Scheremetjew und Mussin-Puschkin ausbesserte. Diesem Umstande verdankte er seine Vertrauensstellung; aber außerdem hatte er noch eine Stütze an seiner listigen Frau, einer intimen Freundin der damals allbekannten Praskowja Stepanowna, der Geliebten des Domänenministers. Diese verachtenswerte Freundschaft ließ mich auch den Rat und seine Frau verachten, welche sich eines mit so häßlichen Mitteln erworbenen Ansehens erfreuten, auch bei den Kollegen und Bureaubeamten, die wegen jener schimpflichen Beziehungen vor dem Chef geradezu krochen. In der That schalt ich oft meine Untergebenen und ließ mehr als einmal das einem Bauern gewaltsam Abgenommene ihm zurückerstatten. Acht Tage nach meinem Amtsantritt erschien eine Bäuerin des Dorfes Kolomenskoje in der Behörde, warf sich vor dem Rat auf die Kniee und bat ihn um seinen Schutz. „Mein Mann," sagte sie, „der Vater von fünf minderjährigen Kindern, soll nach dem Beschluß der Dorfgemeinde als Rekrut abgegeben werden, um einen reichen Bauern, an dem die Reihe ist, davon zu befreien." Der Rat wandte sich an den Sekretär, welcher erklärte, daß dabei gar nichts zu machen sei, da dies auf Beschluß der Dorfgemeinde geschehen sei. „Wieso nichts zu machen?" rief ich aus; „man lasse den Dorfschulzen rufen und erfahre von ihm, ob die Klage der Bäuerin berechtigt ist; dieser armen Frau gebe man aber den Trost, daß ihre Bitte nicht unberücksichtigt geblieben." Der Sekretär sagte zum Rat: „Das wird nur unsre Arbeit vermehren." — „Wozu sind wir denn aber sonst da," sagte ich, „wenn nicht dazu, um denjenigen zu helfen, welche Unrecht leiden?" Was ich auch sprechen mochte, wie eifrig ich auch aus Mitleid für jene arme Frau eintrat — alles war vergebens. Der Rat erklärte der Bäuerin, daß in diesem Falle nichts weiter zu machen sei, da alles auf gesetzlicher Grundlage, nach dem Beschluß der Dorfgemeinde, angeordnet sei, und daß die Verwaltungsbehörde sich weiter auf die Angelegenheit nicht einlassen könne. Die Bäuerin ging unter Thränen; ich aber eilte nach Schluß der Behörde ins Dorf Kolomenskoje direkt zu dem Schulzen; nachdem ich ihn genau über alles ausgefragt, ob der Bauer sich nicht irgend etwas hatte zu schulden kommen lassen, und nachdem diese Frage von ihm ver-

neint worden war, stellte ich ihm die ganze Ungerechtigkeit ihrer Handlungsweise vor Augen und ermahnte ihn, eine Versammlung der Dorfgemeinde einzuberufen und die Bauern zu einer Abänderung ihres gewissenlosen Beschlusses zu überreden. Am andern Tage kam der Dorfschulze zu mir gefahren und eröffnete mir, daß der erste Beschluß aufgehoben sei; der reiche Bauer, an dem die Reihe gewesen, habe jemand gestellt, der freiwillig für Geld an seiner Statt die Rekrutenpflicht übernommen, und der Mann der Bittstellerin sei davon befreit worden. Ich freute mich sehr darüber, daß der Vater seiner minderjährigen Familie erhalten blieb, und der Schulze bemerkte in seiner Herzenseinfalt: „Was hast du, Väterchen, für ein weiches Herz!" Gleich darauf erstattete ich dem Minister, seinem eigenen Befehle gemäß, darüber Bericht ab, was ich einzig und allein aus Menschenliebe gethan hatte.

Mit der nächsten Post erhielt ich vom Herrn Minister eine Antwort, die folgendermaßen lautete: „Obgleich ich den Regungen Ihres Herzens volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich Ihnen bemerken, daß die guten Erfolge einer jeden Behörde von dem einmütigen Zusammenwirken aller Glieder abhängig sind."

Wie also? Einerseits darf ich in meinen Handlungen der Regung meines Herzens nicht folgen und andrerseits findet dieselbe doch Anerkennung. Wie der Herr Minister will, aber ich kann mir daraus keinen Vers machen und werde der Ansicht seiner Excellenz zuwider so handeln, wie es mir mein Gewissen und meine Ehre gebietet; weiter aber geschehe, was Gott will! Bald darauf trat ein Fall ein, bei dem ich die von mir ausgesprochenen Grundsätze praktisch zur Anwendung bringen konnte.

In der Apanagenverwaltung lief ein Rapport über die noch andauernde Bauernrevolte im Amtsbezirk Karpowo ein; vor mir war schon der zweite Gehilfe des Rats dahin abgesandt worden, aber die Bauern hatten ihn mit Ruten empfangen und aus dem Dorfe hinausgejagt. Der Generalgouverneur, Graf Ssaltykow, war im Begriff, eine Abteilung Soldaten abzuschicken, um die Ordnung wiederherzustellen. Die Verwaltung erteilte mir die Weisung, ich sollte mich nach dem Dorf Karpowo begeben und die Aufrührer zur Ruhe bringen. Ich meldete mich beim Grafen Ssaltykow und ersuchte ihn, keine Soldaten zu schicken, sondern mich allein fahren zu lassen.

„Man wird Sie totschlagen," sagte mir der Graf.

„Ich glaube es nicht, Erlaucht."

Der Graf: „Sie haben gelobt, den ersten, der aus Moskau zu ihnen kommen würde, totzuschlagen."

Ich: „Das beweist deutlich, daß die Bauern gewichtige Gründe zur Unzufriedenheit haben; was aber mich anbetrifft, so habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, mir ihren Unwillen zuzuziehen.“

Der Graf lächelnd: „Das kann aber geschehen. Fahren Sie in Gottes Namen, und wenn Sie zurückkehren, so kommen Sie direkt zu mir.“

Ich mietete mir unverzüglich einen Wagen, nahm einen Beamten aus der Verwaltung mit mir und machte mich in Begleitung meines eigenen Dieners auf den Weg.

Bei Anbruch der Nacht kamen wir auf dem Amt Brelj an, von wo Karpowo nur noch acht Werst entfernt war. Der Dorfschulze von Brelj erzählte mir, daß noch am heutigen Tage in Karpowo eine Versammlung der Dorfgemeinde stattgefunden, auf welcher der Ortsgeistliche mit dem Kreuz erschienen sei, um die Leute zu beschwichtigen; diese aber hätten ihn gründlich durchgeprügelt und gesagt: „Mach, daß du davon kommst, in Moskau hat man den Erzbischof erschlagen, dich aber werden wir mit einem Schlage ins Jenseits befördern!“ Der Schulze berichtete mir auch noch von andern Einzelheiten und schloß mit der Bitte, nicht dahin zu fahren, denn jene hätten geschworen, wenn jemand aus der Apanagenverwaltung zu ihnen kommen würde, so würden sie diesem „Gauner“ den Garaus machen. „Guter Rat kommt über Nacht,“ sagte ich, „ich will mich zuerst ausschlafen; du aber, Schulze, wähle mir acht Vertrauensmänner aus, kräftige Leute, mit unter dem Rock versteckten Stricken, sie sollen mich zu Pferde begleiten; ich habe sie nur nötig, damit sie mich auf einem Nebenwege bis zum Amt bringen und damit sie dir davon Kunde geben können, wenn man mich totschlagen sollte.

Des andern Morgens stand ich früh auf, ließ anspannen und begab mich mit den acht Vertrauensmännern nach dem Dorf Karpowo. Kurz darauf rief einer meiner Begleiter: „Da ist auch schon Karpowo!“ Als wir das Dorf erreicht hatten, befahl ich den Vertrauensmännern sich in der ersten Bauernhütte zu verstecken, einen von ihnen behielt ich bei mir, die übrigen sollten auf weitere Befehle von mir warten. Kaum war ich bis zur Kirche gekommen. als die Sturmglocke zu läuten anfing. Ich schickte meinen Begleiter auf den Glockenturm, mit dem Befehl, noch stärker zu läuten. Inzwischen war aus einem der Kirche gegenüber gelegenen Hause der mit Schlägen arg zugerichtete Geistliche getreten und zu mir herangekommen. Er wiederholte mir, was ich schon in Brelj gehört hatte, und gab mir den Rat, umzukehren, denn die Bauern hatten

einander das Wort gegeben, den ersten, der aus der Apanagenverwaltung zu ihnen gefahren kommen würde, zu töten. „Haben Sie keine Furcht," antwortete ich, „machen Sie sich bereit, ein feierliches Gebet für das Wohlergehen unsres Allergnädigsten Herrn und Kaisers abzuhalten;" ich selbst stellte mich in der Vorhalle beim Eingang in die Kirche auf. Es erschien der Vertrauensmann vom Glockenturm und teilte mir mit, daß das Volk, dichte Staubwolken aufwirbelnd, von allen Seiten herbeiströme. In der That fanden sich binnen kurzer Zeit Tausende von Menschen ein. „Guten Tag, meine Herren," sagte ich zu ihnen, als sie sich der Kirche genähert hatten, „ich habe selbst Befehl gegeben, stärker zu läuten, damit ihr schneller zusammenkämet, und habe euch zum feierlichen Gebet versammeln lassen; wollen wir aufbrechen," dabei schritt ich selbst voran. Alle strömten mir nach, und kaum eine Viertelstunde darauf war schon kein Platz mehr in der Kirche. Das Gebet nahm seinen Anfang, und nach Beendigung desselben befahl ich dem neben mir stehenden Beamten, den Ukas vorzulesen, der auf meinen Namen von der Verwaltung ausgestellt war und kraft dessen ich die Ursachen der Unzufriedenheit der Bauern zu untersuchen hatte. Bevor ich die Kirche verließ, wandte ich mich an die Volksmasse und sagte mit lauter Stimme: „Jetzt wollen wir uns aufs Amt begeben." Ich schritt wohlgemut vorwärts; neben mir der Geistliche, bleich, nach Atem ringend, und hinter uns das Volk. Das allzu lärmende Stimmengewirr in der Volksmasse veranlaßte mich, stehen zu bleiben und: „Still!" zu rufen; alles verstummte. Wir waren am Ziel. Ich betrat die Amtsstube; sie war so eng, daß kaum zwanzig Personen darin Platz finden konnten. Ich ließ einen Tisch ins Freie tragen, den Kasten mit den Papieren, Abrechnungen u. s. w., und einen Stuhl für mich selbst, als dies geschehen war, ließ ich den eigenmächtig von den Bauern abgesetzten Dorfschulzen, den von ihnen gewählten Schreiber u. s. w. vortreten. Es erschien ein hochgewachsener, kräftiger, rothaariger Bauer und sagte: „Ich bin von der Dorfgemeinde zum Schulzen gewählt; alle übrigen, die früheren, sind auf Beschluß der Dorfgemeinde in eiserne Fesseln geschmiedet." — „Wo?" — „Neben dem Amtshause." — „Wer hat die Schlüssel?" — „Und wenn ich sie hätte?" — „Nun dann, mein Lieber, komm mit mir, ich muß den früheren Schulzen verhören."

Wir traten in die Bauernhütte, in welcher die Luft entsetzlich dumpf war, denn schon seit drei Wochen lagen diese Unglücklichen auf Stroh nebeneinander. „Gib mir den Schlüssel," sagte ich. Er zögerte. „Gib ihn her," rief ich, „oder es geht dir schlecht,"

und klopfte mit dem Degen auf die Diele. Er reichte mir den Schlüssel. „Oeffne ihre Fesseln.“ Er that es. Nachdem allen die Fesseln abgenommen waren, befahl ich dem früheren Schulzen, den neuen zu fesseln und trat, nach Beendigung dieser Prozedur, mit allen Befreiten vor das Volk, zu dem ich in freundlichem Tone sagte: „Ihr habt wider das Gesetz gehandelt, denn ihr habt eigenmächtig eure Vorgesetzten abgesetzt, welche kraft des allerhöchsten Willens durch Ukas der Verwaltung bestätigt waren. Ich habe jetzt die Sache wieder gut gemacht und bringe sie zu euch, damit sie Rechenschaft ablegen.“ — „Wir wollen sie nicht haben, gib uns den neuen!“ schrie das Volk. — „Ich gebe sie euch auch gar nicht zurück,“ sagte ich, „sie sind nötig, um mit ihnen Abrechnung zu halten. Kinder! Ordnung muß sein, thut, was ich befehle; euer neuer Schulze ist gefesselt;“ dabei zeigte ich ihnen den Schlüssel. „Im entgegengesetzten Falle“ — hierbei wies ich auf die von mir aus Brelj mitgenommenen Vertrauensmänner hin — „werde ich den ersten, welcher redet, ohne gefragt zu sein, binden lassen. Tretet nach den Dörfern in Häuflein zusammen um den Tisch herum und wählt aus jedem Dorf je einen Mann, zu dem ihr Vertrauen habt, damit ich ihn ausfragen kann.“ Sie begannen untereinander Blicke auszutauschen. „Was steht ihr?“ rief ich, „thut, was man euch befohlen.“ Ich fragte den befreiten Schulzen, wie die einzelnen Dörfer heißen. Er fing sie mir an aufzuzählen und ordnete die Bauern um den Tisch herum. Darauf wählten sie je einen Sprecher aus jedem Dorf; ein jeder trat näher an den Tisch heran. Ich stellte ihnen Fragen und überzeugte mich davon, daß die Quelle ihrer Unzufriedenheit die großen Zahlungen waren, welche außer der Kopfsteuer und dem Landzins von ihnen beigetrieben worden waren.

„Gib mir eine genaue Zusammenstellung der Ausgaben,“ sagte ich zum Schulzen.

„So ist es recht!“ rief die Masse.

„Still!“ rief ich meinerseits, und der Schulze begann laut jeden einzelnen Posten vorzulesen, wieviel in jedem Falle gezahlt worden war; ich selbst schrieb die einzelnen Ausgaben an, zog das Facit daraus und war ganz entsetzt! In drei Jahren waren, abgesehen von der Kopfsteuer, dem Landzins, dem Wegegeld und andern regelmäßigen Abgaben, 30000 Rubel Banko eingetrieben und verausgabt worden. Wenn etwas zur Rechtfertigung des früheren Schulzen dienen konnte, so war es der Umstand, daß er den Staatsbeamten das Geld in Gegenwart eines von der Dorfgemeinde

gewählten besonderen „Rechners“ und des Gemeindeschreibers übergeben hatte. Als ich damit fertig war, legte ich alle diese Erpressungszeugnisse zusammen und erklärte der Menge, daß ich sie der Verwaltungsbehörde vorstellen würde. Hierauf machte ich mich zufolge der mir erteilten Weisung daran, die Anstifter der Revolte ausfindig zu machen. Diese Untersuchung dauerte sehr lange, blieb aber erfolglos. Schließlich verlor ich die Geduld und stürzte auf einen aus der Menge los, welcher am meisten geschrieen hatte. „Du bist es,“ sagte ich und befahl ihn zu binden. „Woher weiß er das?“ hörte man von allen Seiten unter die Leute rufen. Das genügte vollständig, um meine Annahme zu bestätigen. Ich nahm ihn in Verhör, und er nannte mir acht Rädelsführer, unter denen sich auch der Schulze befand, den ich hatte fesseln lassen. Alle diese ließ ich sofort nach Moskau in die Verwaltungsbehörde abführen. Das übrige Volk lud ich ins Dorf ein, spendete ihnen auf unsre neue Bekanntschaft hin ein Tönnchen Branntwein, und es begann ein Gelage.

Ohne das Ende desselben abzuwarten, begab ich mich nach Moskau zurück, reichte bei der Verwaltung einen ausführlichen Rapport über die von mir getroffenen Anordnungen ein, unter Beifügung aller Dokumente, und bemühte mich im Interesse der armen Bauern, die Sache so darzustellen, daß nur allein die drückenden und gesetzwidrigen Steuerauflagen sie aus der Geduld gebracht hatten und daß sie nicht aus Willkür und Widerspenstigkeit so gehandelt. Gleichzeitig benachrichtigte ich den Herrn Minister von dem Geschehenen unter Beifügung von beglaubigten Abschriften aller Dokumente, welche ich bei der Verwaltung eingereicht hatte, und bat darum, die bedrückte Lage der Bauern nach Möglichkeit zu erleichtern.

Es kam alles anders, als ich erwartet hatte, und zwar so, als ob meine Fahrt gar nicht stattgefunden hätte. Durch Ukas des Apanagedepartements wurde dem Herrn Rat vorgeschrieben, mit mir zusammen sich an Ort und Stelle zu begeben, um über die Handlungen der Tumultuanten vollständige Klarheit zu gewinnen und mit den Rädelsführern nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu verfahren. Durch diesen Ukas wurde der unthätige Rat sowie alle diejenigen, welche die Unzufriedenheit der Bauern verschuldet hatten, der Verantwortung überhoben.

5.

Nach Moskau zurückgekehrt, reichte ich ein Abschiedsgesuch ein. Ein ganzes Jahr lang gab man mir keinen Abschied; schließlich suchte der Moskausche Postdirektor K. mich in meiner Privatwohnung auf; er diente im Ressort desselben Ministeriums und machte mir im Namen des Ministers den Vorschlag, beim Postamt einzutreten, wo ich dasselbe Gehalt beziehen würde, wie in der Apanagenverwaltung; auch würde letztere mir ein Jahresgehalt auszahlen; außerdem versprach er mir im Postamt Dienstwohnung und Beheizung, was ich übrigens nicht erhielt. Ohne einen Betrug zu ahnen, ging ich doch nicht darauf ein, erfuhr aber plötzlich, daß ich unter den im Postamt dienenden Beamten verzeichnet stünde. Zum Glück hörte ich, dank meiner Bekanntschaft mit dem Rektor der Moskauschen Universität T., davon, daß auf allerhöchsten Befehl ein Beamter ausfindig gemacht werden sollte, der öffentliche Vorlesungen über Taktik halten könnte, ein Major K. d'A. hätte sich gemeldet und der und der Tag sei für seine Probevorlesung angesetzt. Ich bat T., auch für mich eine Probevorlesung anzusetzen, nachdem der Major K. d'A. die seinige gehalten. Auf eine Benachrichtigung seitens des Rektors hin erschien ich an dem festgesetzten Tage. Es waren alle Professoren anwesend; von sonstigen Zuhörern waren da J. J. Dmitrijew, N. M. Karamzin, Fürst A. J. Wjäzemski, Ober-Polizeimeister Balaschow, einige Militärpersonen, Stabs- und Oberoffiziere, und einige Studenten.

Kurator der Moskauschen Universität war damals M. N. Murawjew. Beide Vorlesungen wurden ihm zugeschickt. Die meinigen wurden der Annahme gewürdigt und befohlen, jede einzelne meiner Vorlesungen, sauber umgeschrieben, nach Petersburg einzusenden.

Einige Zeit darauf wurde ich auch selbst nach Petersburg berufen und dem General-Adjutanten Fürst P. M. Wolkonski beigegeben, welcher damals mit dem Grafen Lieven das Kriegsportefeuille teilte, denn einen Kriegsminister gab es noch nicht. Dies dauerte nicht lange. Graf Lieven kam als Gesandter nach London, der Fürst Peter Michailowitsch aber erhielt den Auftrag Westeuropa zu bereisen. Mir wurde der Befehl zu teil, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Sehr unangenehm war es mir hierbei, daß überall, wo der Fürst sich nur vorstellte, allgemein angenommen wurde, ich sei ihm als Berater beigegeben. Dies hatte eine gewisse Kühle im Verhalten des Fürsten zur Folge. Schließlich trat in Berlin

ein Fall ein, der den Fürsten geradezu gegen mich erbitterte. Wir waren beide zum Kommandanten von Berlin Saint-Hilaire geladen. Bei Tisch kam die Rede auf die Schlacht bei Austerlitz. Der Fürst verstieg sich unvorsichtigerweise zu der Behauptung, die Schlacht bei Austerlitz sei gar nicht verloren worden. Alle französischen Generäle, die an der Tafel anwesend waren, suchten die Ansicht des Fürsten zu widerlegen; dieser aber blieb bei seiner Behauptung, ohne dieselbe thatsächlich beweisen zu können. Dies erboste den französischen Husarengeneral Ruffin dermaßen, daß er folgende unbescheidene Aeußerung that:

„Dans le bulletin sur la journée d'Austerlitz il est dit: ‚l'empereur de Russie était entouré de trente sots', étiez vous, mon prince, du nombre?"

Zu meinem großen Erstaunen schwieg der Fürst, ich erhob mich von der Tafel und sprach: „Chez nous, quand on invite les français à diner, ce n'est pas pour leur dire des choses désagréables."

Eben derselbe General Ruffin rief aus: „Bravo mr. le major! on voit bien que le sang français coule encore dans vos veines."

Ich antwortete: „Vous vous trompez, général, je suis russe et c'est un russe, qui a l'honneur de vous parler."

„Ne voudriez vous pas, par hazard, vous battre avec nous tous?" fuhr der General fort.

„Pourquoi pas, messieurs, mais l'un après l'autre."

Da rief der Kommandant, welcher während der ganzen Zeit mit irgend etwas den neben ihm sitzenden Fürsten beschäftigt hatte: „Du champagne! Buvons à la santé du major russe et la paix sera faite. Nos empereurs sont amis, leur sujets doivent l'être aussi."

Es griff wieder eine so heitere Stimmung Platz, als ob nichts passiert wäre. Seit dem Tage wurde ich zu allen Paraden, Exerzierübungen u. s. w. eingeladen. Ich hätte diese Anekdote gar nicht erzählt, wenn sie nicht wichtige Folgen für mein Lebensschicksal gehabt hätte. Es war sehr natürlich, daß das Verhältnis des Fürsten zu mir nach diesem Vorfall mit jedem Tage schlechter wurde. Es hatte den Anschein, als ob er durch sein kühles, bisweilen sogar schroffes Benehmen mir gegenüber mich zur Verzweiflung bringen wollte, damit ich selbst darum bäte, nach Petersburg zurückkehren zu können. Ich sah das sehr wohl, gab mir aber den Anschein, als ob ich nichts davon merke.

So kamen wir nach Dresden, wo wir etwa einen Monat lang blieben. Eine Woche nach unsrer Ankunft waren wir mit den (ersten) besten Häusern bekannt geworden; wiederum bevorzugte man

mich. Dies erregte noch mehr den Unwillen des Fürsten. Indessen setzten wir unsre gemeinsame Reise noch bis Teplitz fort. Hier erklärte mir der Fürst, daß er meiner nicht mehr bedürfe und fragte, ob ich nicht zu den Meinigen nach Petersburg reisen wollte. Ich dankte dem Fürsten und erklärte mich bereit, nach Petersburg zurückzukehren. Er gab mir einen Brief an den Kaiser mit und erklärte dabei, daß er mich Seiner Hoheit aufs angelegentlichste empfohlen habe. Der Gesandte versah mich mit dem nötigen Reisepaß und ich gelangte wohlbehalten bei den Meinigen in Petersburg an. Am Tage darauf meldete ich mich beim Grafen Araktschejew, welcher jetzt Kriegsminister war. „Ich will Ihre Rückkehr dem Kaiser melden und fragen, wozu Seine Majestät Ihre Dienste zu verwenden wünscht," sagte der Graf und nahm von mir den Brief des Fürsten an den Kaiser in Empfang.

Noch am selben Tage erging an mich der allerhöchste Befehl, in der Umgebung des Herrn Kriegsministers Grafen Araktschejew zu dienen; zwei Tage darauf ließ mich der Graf zu sich entbieten, um mir den allerhöchsten Verweis zu eröffnen, der mir auf Grund des Briefes vom Generaladjutanten, Fürsten Wolkonski, erteilt worden war; letzterer hatte geschrieben, daß er mich wegen meiner „nicht zuverlässigen Grundsätze" zurückschicke.

Ich fragte den Grafen, ob es mir gestattet sein würde, mich zu rechtfertigen. Dieser antwortete mir:

„Ach, mein Lieber, ich rate Ihnen, dem russischen Sprichwort zu folgen: ‚Mit dem Starken raufe dich nicht, mit dem Reichen fange keinen Rechtsstreit an.' Uebrigens sind Sie gerechtfertigt, denn in demselben Brief hat er sich als Schuft gezeigt, da er den Kaiser um Geld anbettelt, als ob er selbst keins hätte! Ihnen ist der Form wegen ein Verweis erteilt worden, weil der Generaladjutant über Sie Klage führt."

Seitdem galt ich als Beamter des Grafen, ohne indes irgend welche Aufträge zu erhalten. Um meine Zeit nicht nutzlos zu verbringen, begann ich kurze historische und taktische Abhandlungen zu veröffentlichen. Die Herausgabe dieser Aufsätze regte den Gedanken an, eine militärische Zeitschrift herauszugeben, womit Rachmanow beauftragt wurde. Dieser bat mich, an der Redaktion der Zeitschrift teil zu nehmen; ich aber sagte ab, da ich es als Beleidigung auffaßte, daß nach dem Erscheinen von mehreren Heften meiner Abhandlungen die Herausgabe der militärischen Zeitschrift nicht mir übertragen worden war und kam um meinen Abschied ein, welchen ich auch erhielt.

Von jetzt ab lebte ich von dem Ertrage meiner eigenen Arbeiten: ich übersetzte, verfaßte hin und wieder selbst etwas und wurde außerdem in rücksichtsvoller Weise von einem früheren Mitschüler unterstützt, mit dem ich seit längeren Jahren befreundet war. Das Andenken dieses Mannes ist mir heilig.

6.

Aufs neue eröffnete sich mir der Zutritt zum Staatsdienst. A. D. Balaschow war zum stellvertretenden Militärgouverneur von St. Petersburg ernannt worden; ich kannte ihn noch von Reval her, wo er unter Kaiser Paul Militärgouverneur gewesen war. Ich suchte ihn auf und er machte mir den Vorschlag, in seiner Umgebung Dienste zu nehmen. Ich ging nur unter der Bedingung darauf ein, daß er sich vorher nach der Meinung des Kaisers über mich erkundige, bei dem ich von dem Fürsten Wolkonski verleumdet worden war. Bei unsrer nächsten Begegnung sagte Balaschow zu mir: „Ich habe dem Kaiser Rapport erstattet. Seine Majestät geruhte zu lächeln und bemerkte: ‚Ich weiß ja, Wolkonski war auf ihn, seiner Frau wegen eifersüchtig und hat deshalb über ihn Geschichten gemacht.‘" Ich wurde beim Militärgouverneur angestellt und dieser übertrug mir die ausländische Abteilung.

Als das Adreßkomptoir eingerichtet wurde, wurde ich Chef der ausländischen Abteilung desselben. Für meine Thätigkeit bei der Einrichtung des Adreßkomptoirs und die in demselben geschaffene Ordnung wurde mir der Orden des heil. Wladimir IV. Klasse verliehen. Jetzt eröffnete sich für mich ein neues Arbeitsfeld: die Ministerien wurden ins Leben gerufen. Anfangs gab es ihrer nur vier, darauf steigerte sich ihre Zahl und schließlich sollte das Polizeiministerium eröffnet werden. Da es schon im voraus bekannt war, daß der Kaiser für diese Stellung Balaschow in Aussicht genommen hatte, so übertrug Sſperanski ihm, einen Entwurf für dieses Ministerium zusammenzustellen. Balaschow seinerseits übertrug diese Arbeit mir. Unter Berücksichtigung der bereits gegründeten Ministerien und der besten Schöpfungen auf dem Gebiete des Polizeiwesens fertigte ich einen Entwurf an, welchen Balaschow an Sſperanski zur Durchsicht übermittelte. Ich war erstaunt, als Balaschow mir meine Arbeit ohne die geringste Bemerkung von seiten Sſperanskis

zurückgab und von dem Augenblick an war Balaschow in eine Reihe mit den namhaften ausländischen Polizeimeistern jener Zeit gerückt. Balaschow wurde Polizeimeister und ich Chef seiner „besonderen" Kanzlei, meinen Rechten nach den Departementsdirektoren gleichgestellt. In diesem Amt lebte ich mit Balaschow im besten Einvernehmen und war ganz seines Lobes voll, als plötzlich Umstände eintraten, die ich nicht verschuldet hatte. Natürlicherweise bemühte ich mich, alle für den Kaiser bestimmten Berichte so anzufertigen, wie er es, nach Balaschows Aussagen, liebte, d. h. der Rapport mußte möglichst kurz zusammengefaßt, mit leserlicher, schöner Handschrift und auf gutem Papier geschrieben sein. Wie Balaschow mir sagte, hatte ihm der Kaiser erklärt, daß die besondere Kanzlei vor allen Departements den Vorzug verdiene. Einmal sagte der Minister zu mir mit unzufriedener Miene: „Bloß Ihre Rapporte gehen durch, diejenigen aus den andern Departements habe ich wieder zurückgebracht." Einige Zeit darauf erklärte er mir, vom Kaiser zurückkehrend: „Ich gratuliere Ihnen," und sein Mund verzog sich zu einem ironischen Lächeln, „der Kaiser hat Ihnen befohlen die Berichte der andern Departements zu korrigieren." Obgleich ich ein Unglück voraussah, nämlich das unvermeidliche Zerwürfnis mit dem Minister, so war doch gar nichts dabei zu machen, mein Selbstgefühl gestattete es mir aber nicht, auf die Berichte weniger Sorgfalt zu verwenden. Einmal sagte Balaschow ganz ärgerlich zu mir: „Der Kaiser hat mir befohlen, Sie nach Tzarskoje Sselo mitzunehmen, damit Sie, im Falle, daß die Berichte der andern Departements Mängel zeigen sollten, dieselben berichtigen, nur Ihre Berichte allein sind ja gut," fügte er noch hinzu.

Von da ab begleitete ich stets den Minister nach Tzarskoje Sselo.

Als eines Tages in Tzarskoje Sselo der Minister vom Kaiser herauskam, sagte er zu mir: „Der Kaiser wünscht Sie zu sehen; wollen wir in den Garten gehen, da werden wir ihn treffen." So geschah es auch wirklich; als der Kaiser uns begegnete, blieb er stehen und unterhielt sich mit Balaschow über das Wetter, über die Veränderungen, die er an dem Schlosse vornehmen lassen wolle, und fixierte mich während der ganzen Zeit der Unterhaltung durch das Lorgnon.

Als der Kaiser sich entfernt hatte, bemerkte Balaschow mit einem ironischen Lächeln zu mir: „Ich gratuliere Ihnen, Sie sind jetzt mit dem Kaiser bekannt geworden."

„Ja wohl," antwortete ich, „wie eine Statue, die man in Augenschein nimmt; Eure Excellenz haben vergessen, von mir zu

sagen, daß ich, wie die Memnonssäule, bei dem Erscheinen der Sonne Töne von mir gebe."

Balaschow lächelte gezwungen und wir kehrten in unsre, für den Aufenthalt der Kavaliere bestimmten Gemächer zurück. Schließlich teilte mir Balaschow folgendes mit: „Der Kaiser hat mich gefragt, ob Sie nicht Polizeimeister von Petersburg werden wollen. Ich habe geantwortet," fuhr er fort, „daß diese Stellung für Sie nicht geeignet sein dürfte, denn durch Ihre Gutmütigkeit und Religiosität können Sie alles verpfuschen."

Ich bedankte mich bei Balaschow dafür, daß er mir ein so schmeichelhaftes Zeugnis ausgestellt hatte. Nichtsdestoweniger traf ich schon Anstalten, meinen Abschied einzureichen, um Schlimmerem vorzubeugen, als plötzlich sich mit mir ein unerwarteter Fall ereignete, der mich davon zurückhielt.

Einem Ausländer, Chevalier de Vernègues, machte man Schwierigkeiten wegen der Ausstellung eines Aufenthaltsscheines in St. Petersburg. Der Chevalier nahm seine Zuflucht zu mir. Ich machte Balaschow davon Meldung.

„Lassen Sie ihm schleunigst den Schein ausstellen," sagte er voller Eifer zu mir; „das ist ein geheimer diplomatischer Agent Ludwigs XVIII.; suchen Sie mit ihm recht schnell näher bekannt zu werden; durch ihn können wir vieles in Erfahrung bringen."

Vernègues war bald darauf ein in meinem Hause häufig gesehener Gast. Er erzählte mir von seinen nahen Beziehungen zu den Grafen Tolstoi und Armfeld und bemerkte, letzterer habe den Wunsch, mich kennen zu lernen: „Il est tout aussi enchanté," sagte er zu mir, „de votre caractère chevaleresque, que moi; allons un jour chez lui."

Ich teilte dies Balaschow mit, welcher mich dazu ermunterte, mit ihnen in nähere Beziehungen zu treten. Als ich hierauf erwiderte, daß ich mich davor scheue, mit schlauen, in allen Intriguen des Hoflebens gewitzigten Leuten näher bekannt zu werden, bat Balaschow mich dringend, diese Bekanntschaft fortzusetzen. Jetzt besuchten sowohl Graf Armfeld als auch Vernègues mich häufig. Lange Zeit spielten beide Intriganten die Bescheidenen; schließlich begann Graf Armfeld, mir seine Gespräche mit dem Kaiser wiederzuerzählen und bat mich, Balaschow gegenüber vorsichtig zu sein, ihm nichts anzuvertrauen, denn der Kaiser hege gegen ihn großes Mißtrauen. Ich brachte auch dies zur Kenntnis Balaschows.

„Er lügt," sagte der Polizeimeister, „er selbst ist ein solcher,

dem der Kaiser nicht traut, und ich habe den Auftrag, ein scharfes Auge auf ihn zu haben."

Ich erschrak. Wer von ihnen hatte recht? Am Ende noch alle beide? Dann gerate ich zwischen zwei Feuer; ich beschloß hinfort zuzuhören und zu schweigen.

Es kommen im Leben Fälle vor, wo alle menschliche Vorsicht und Weisheit nichts vermag; eine verborgene, uns unbekannte Macht treibt uns, und wehe dem, der sich ihr zu widersetzen sucht.

7.

Im Dezember des Jahres 1811 tritt um sechs Uhr nachmittags der dejourierende Offizier bei mir ein und meldet mir, Ssinowjew wünsche mich zu sprechen. Ich dachte, es wäre der Freund Balaschows, der dicke, hochgewachsene Kammerherr Ssinowjew, welcher den Ministertisch mit Früchten zu versorgen pflegte, und ließ ihm absagen. Der dejourierende Offizier kehrte mit der Meldung zurück, Ssinowjew behauptet, er müsse mich dringend sprechen. Es tritt ein ganz kleiner, dünner Mann ein, der mit mir unter vier Augen zu sprechen verlangt. Auf meine Frage, mit wem ich die Ehre habe, antwortete er: „Ich bin der Kammerdiener Seiner Majestät." Ich führte ihn in mein Kabinett, wo er mir ein Billet einhändigte, das wörtlich folgendermaßen lautete: „Da es mir nicht möglich war, Sie heute zu sehen, und vielleicht auch morgen nicht möglich sein wird, so wünsche ich, daß Sie mir schriftlich mitteilen, worin der Befehl des Ministers bestand, hinsichtlich des bewußten Papiers, das abzufassen Ihnen unmöglich war. Fürchten Sie nichts, bewahren Sie aber zugleich die nötige Mäßigung dem Minister gegenüber."

Man kann sich vorstellen, wie ich erschrak: das war die Hand des Kaisers! Folglich hatte Balaschow über mich geklagt, vermutlich mich auch angeschwärzt. Da ich im ersten Augenblick nicht wußte, was ich thun sollte, so bat ich Ssinowjew, dem Kaiser zu melden, daß ich mich sofort zum Minister begeben müsse, um ihm Vortrag zu halten, denn er habe schon zweimal nach mir geschickt, und händigte ihm das bewußte Papier (Zirkular) ein, das dem Kaiser über alles Aufklärung geben konnte; denn außer dem Streit über dieses Zirkular hatte ich nichts weiter mit dem Minister vorgehabt.

Auf dem Wege zum Minister dachte ich: „Soll ich ihm nicht

den Vorfall erzählen?" Es schien mir aber nicht geraten, demjenigen das Geheimnis anzuvertrauen, der mich verleumdet hatte. Ich sagte nichts. Als ich nach Hause zurückkehre, wird mir ein Billet von Vernègues übergeben: „Monsieur le comte Armfeld me prie de vous annoncer que ce soir le valet de chambre de l'Empereur viendra vous chercher. Soyez prêt. Brulez ce papier. Vernègues." In der That erschien Ssinowjew wieder mit der Meldung, daß der Kaiser mich erwarte.

„Ich will nur noch von meiner Frau und meinen Kindern Abschied nehmen," antwortete ich.

„Haben Sie die Güte, niemand etwas davon zu sagen; der Kaiser hat es ausdrücklich verboten." Ich gehorchte aber nicht.

Unter dem Vorwande, mich umkleiden zu wollen, ging ich zu meiner Frau und bat sie, sich nicht zu beunruhigen. „Wahrscheinlich hat man mich verleumdet," sagte ich zu ihr, „vielleicht werde ich irgendwohin fortgeschickt werden; ich werde aber den Kaiser sehen und ihn darum bitten, daß ihr alle mir nachgeschickt werdet." Mit Thränen in den Augen nahm ich Abschied. Warum mir nicht ein andrer erfreulicherer Gedanke kam, weiß ich nicht; warum mir gerade das in den Sinn kam, weiß ich auch nicht. Hatte nicht das erste Billet und die Beschreibung, welche mir Balaschow von dem Charakter des Kaisers gemacht hatte, die Veranlassung dazu gegeben? Ich weiß es nicht. Doch wie sich die Sache auch verhalten mag, ich erwartete nichts Gutes, und dieser unglückliche Gedanke war entscheidend für meine künftigen Beziehungen zum Kaiser.

Ich setzte mich mit dem Kammerdiener in den Schlitten und wir fuhren beim Seitenportal vor. Man führte mich eine Menge von Treppen hinauf bis in das oberste Stockwerk des Winterpalais. Ssinowjew geleitete mich in ein kleines Gemach, in welchem Kommoden und Chiffonnieren standen, und ersuchte mich da ein wenig zu warten. Nirgends waren Kerzen zu sehen; diese Finsternis flößte mir Furcht ein. Dies bestärkte mich in meiner Voraussetzung, daß ich verschickt werden würde. Welche Ungerechtigkeit! dachte ich. Zum Unglück fiel mir gerade der Marquis Posa ein und sein Gespräch mit Philipp; „auch ich befinde mich in der Lage des Marquis," sagte ich für mich, und nahm mir vor, in diesem verhängnisvollen Augenblick dieselbe Festigkeit und Hochherzigkeit zu zeigen, wie der Marquis. Außer der nackten Wahrheit — kein Wort!

Endlich erschien durch die Thürspalte im Nebenzimmer Licht; Kerzen wurden angezündet. Die Thür ging auf und der Kaiser stand vor mir. Ich verneigte mich.

Der Kaiser sagte mit einem außerordentlich gütigen Lächeln zu mir: „Entrez, je vous prie!“

Ich trat ein, der Kaiser schloß selbst die Thür, faßte mich unter dem Arm, führte mich durch das Zimmer zu einem an der Wand stehenden kleinen Schreibpult und sagte, nachdem er hier stehen geblieben: „J'ai désiré faire votre connaissance, pour vous demander quelques renseignements sur des articles, que je ne puis bien concevoir, et que vous devez connaître.“

Hält mich der Kaiser wegen meines Familiennamens nicht am Ende für einen Franzosen? dachte ich und antwortete: „Majestät! Ich bin ein Russe und die Landessprache ist mir geläufiger als das Französische.“

Der Kaiser schien hierüber erfreut, fing an zu lachen und sagte zu mir: „Das freut mich; ich bin ja doch auch ein Russe; wollen wir russisch sprechen.“ Nach einer kleinen Pause fuhr der Kaiser fort: „Sie hatten, glaube ich, Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mit Ihren Arbeiten zufrieden bin. Die von Ihnen verfaßten Berichte blieben unbeanstandet.“

Ich verneigte mich.

„Ich wünsche über einiges Auskunft zu erhalten. Balaschow hat sich über Sie beschwert, aber ich habe nicht recht verstanden, worum es sich handelte.“

„Wie es meine Pflicht erfordert, mache ich dem Herrn Minister häufig Vorstellungen, welche nicht immer diejenige wohlwollende Aufnahme finden, welche die Lauterkeit meiner Absichten verdient hätte. Uebrigens ist mir unbekannt, worin die Beschwerde des Ministers bestand.“

„Aus dem Papier, das Sie geschickt haben, ersehe ich, daß Sie das Richtige vermutet. Sie wollten, meine ich, dem Wunsche des Ministers zuwider, ein Papier nicht mitunterzeichnen, das von ihm unterschrieben worden war.“

„In der That, so war es; der Herr Minister hatte mir befohlen, Zirkulare an alle Zivilgouverneure anzufertigen mit der Weisung, Register von allen in den betreffenden Gouvernements wohnhaften Dissidenten zusammenzustellen. Ich erkühnte mich dagegen einzuwenden, daß eine derartige Maßregel unter den Dissidenten Schrecken verbreiten und den Fanatismus entzünden könnte, welchen zu wecken immer gefährlich wäre; sie könnte bei ihnen sogar den Gedanken wachrufen, daß die Stellung der Dissidenten gesetzliche Gültigkeit erhalte, und in dem Falle würde ihre Zahl bedeutend zunehmen. Schließlich war ich der Ansicht, daß ein ähnliches Zir-

kular nicht ohne Allerhöchsten Befehl erlassen werden könne. Der Minister erklärte mir ärgerlich: ‚Ich habe Sie nicht um Ihren Rat gebeten, sondern die Ausführung meines Befehls verlangt.‘ Die Zirkulare wurden fertiggestellt, aber ich machte von dem betreffenden Artikel des Statuts über die Ministerien Gebrauch, kraft dessen ich das Recht hatte, nicht mitzuunterzeichnen.“

„Sie haben sehr richtig gehandelt. Balaschow geht darauf aus, die Wirksamkeit seines Ministeriums immer mehr und mehr auszudehnen; er will alles und alle in seine Gewalt bekommen. Das kann ich nicht billigen.“

Ich schwieg.

„Sie haben keine Veranlassung, sich zu fürchten; Sie können frei heraus reden. Was wir sprechen, bleibt unter uns.“

„Nicht Furcht ist es, Majestät, was mich zurückhält; ich werde mich nicht erdreisten, darüber zu sprechen, was ich nicht kenne und was ich nicht beweisen kann.“

„So hat Armfeld mir Sie geschildert, und früher auch Balaschow selbst, der mir äußerst verdächtig zu werden anfängt. Kennen Sie Sſperanski?“

„Nein, Majestät, ich bin nicht mit ihm bekannt.“

„Sie können bekannt werden.“

„Das ist, Majestät, gar nicht so leicht. Welchen Vorwand kann ich benutzen, um mit einem Mann bekannt zu werden, der eine so hohe Stelle einnimmt? Ich könnte allenfalls noch unter dem Vorwande, daß ich seine Protektion suche, ihn betrügen und damit in meinen Augen verächtlich werden.“

„Warum denn? Ich habe Balaschow den nämlichen Auftrag erteilt und besitze von ihm einen Bericht.“

„Ich überlasse es einem jeden so zu handeln und sich mit seinem Gewissen abzufinden, wie es ihm gefällt; was aber mich betrifft, so verstehe ich es nicht, mein Gewissen den Umständen anzupassen.“

„Wenn aber das Interesse des Vaterlandes dies verlangen würde?“

„Ich würde offen demjenigen entgegentreten, dem es auch nur in den Sinn käme, dem Vaterlande zu schaden; aber unter der Maske des Bestrebens, mir eine Protektion zu erwerben, einem andern den Dolch ins Herz zu stoßen — dazu bin ich nicht fähig. Früher oder später würde meine Offenheit doch die Oberhand gewinnen und ich würde alles verderben.“

Der Kaiser küßte mich auf die Stirn und sagte: „Balaschow denkt anders. Hier ist sein Bericht; lesen Sie ihn laut vor.“

Ich begann zu leſen; der Inhalt des Berichtes war folgender: „Balaſchow hat ſich auf allerhöchſten Befehl zu Sſperanski begeben, um mit ihm bekannt zu werden.“

Ich hielt inne.

Der Kaiſer fragte: „Warum leſen Sie nicht weiter?“

Ich wiederholte „bekannt zu werden“. Der Kaiſer lächelte und befahl fortzufahren: „Balaſchow ſchreibt: Als er geſtern abend um ſieben Uhr Sſperanski beſuchte, ſei er ganz entſetzt geweſen. In dem Vorzimmer habe ein trübes Talglicht gebrannt, in dem nächſten großen Zimmer gleichfalls; von dort ſei er ins Arbeitszimmer geführt worden, wo zwei Endchen von Wachslichtern brannten; das Feuer im Kamin ſei im Erlöſchen geweſen. Bei dem Betreten des Zimmers habe er gefühlt, wie der Fußboden unter ſeinen Füßen erzitterte, gleichſam als ob er federte, in den Schränken aber hätten anſtatt der Bücher Glasbüchſen geſtanden, die irgend welche Subſtanzen enthielten. Sſperanski habe in einem Lehnſtuhl vor einem großen Tiſch geſeſſen, auf welchem einige altertümliche Bücher lagen, in einem von denen er las; als er Balaſchow erblickte, habe er es ſofort geſchloſſen, Sſperanski habe ihn freundlich empfangen und gefragt: ‚Wie ſind Sie auf den Gedanken gekommen, mich zu beſuchen?‘ Darauf habe er ihn gebeten, auf dem gegenüberſtehenden Lehnſtuhl Platz zu nehmen, ſo daß der Tiſch zwiſchen ihnen geblieben. Balaſchow nahm als Vorwand den Wunſch, ſich darüber zu beraten, ob nicht dem Polizeiminiſterium mehr Spielraum gegeben werden könnte. Die Grenzen ſeien gar zu eng gezogen; es befinde ſich ſogar in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältnis zu den andern Miniſterien, ſo daß es ſchwer ſei, für das allgemeine Wohl frei zu handeln. Man habe viel von der damaligen Polizei Fouchés geſprochen, und als Balaſchow ſeine Bitte um Erweiterung des Wirkungskreiſes des Miniſteriums wiederholte, habe Sſperanski zum Schluß geſagt: ‚Mit der Zeit vielleicht wird man das thun können, Sie kennen den argwöhniſchen Charakter des Kaiſers,‘ fügte er hinzu, ‚tout ce qu'il fait, il le fait à demi.‘ Darauf habe er im weiteren Verlauf des Geſpräches über den Kaiſer bemerkt: ‚Il est trop faible pour régir et trop fort pour être régi.‘“

Balaſchow ſchließt ſeinen Bericht mit der Bitte, nicht mehr zu Sſperanski fahren zu müſſen.

Während ich las, war es mir ſo, als ob der Kaiſer mich genau betrachtete, indem er ſich an das Stehpult, neben welchem er ſtand, angelehnt hatte. Der Kaiſer fragte: „Wie finden Sie das?“

Ich ſchwieg.

„Sprechen Sie ganz offen!“

„Majestät, in der Wohnung Ssperanskis bin ich noch nicht gewesen, und ob er sich, wie der Herr Minister zu vermuten scheint, mit der schwarzen Kunst abgibt, weiß ich nicht. Nur das erscheint mir sonderbar, wie Ssperanski, der doch ein kluger Mensch sein soll, es gewagt hat, bei der ersten Bekanntschaft, und mit wem? — dem Polizeiminister, so offen sich auszusprechen. Uebrigens ist dieselbe Aeußerung früher über Ludwig XV. gemacht worden; das ist eine Wiederholung.“ Ich begnügte mich mit diesen Anspielungen, da ich weder Balaschow noch Ssperanski offen schaden wollte, um so mehr, als ich in dem ganzen eine kleinliche Hofintrigue sah, die von selbst zu Schanden werden mußte. Indes war ich innerlich entrüstet über Balaschow, der sich daraus kein Gewissen gemacht hatte, einen so albernen und doch zugleich boshaften Bericht gegen seinen Wohlthäter einzureichen; denn Ssperanski war dabei behilflich gewesen, ihn zum Polizeiminister zu erheben, hatte ihm sogar das Recht erteilt, das Statut des Polizeiministeriums zu entwerfen, welches ich niederschrieb und das Ssperanski, ohne irgend etwas daran zu ändern, dem Kaiser zur Bestätigung vorstellte.

„Balaschow und Ssperanski irren sich,“ sagte der Kaiser; „man kann mich hintergehen, — ich bin ein Mensch — aber nicht auf lange, und sie werden nach Sibirien wandern.“ Ich glaube, diese Bemerkung war dem Kaiser im Zorneseifer entschlüpft, denn lächelnd fügte er hinzu: „Wir wollen das zusammen untersuchen. Ich traue geradezu niemand mehr.“

Ich schwieg, betroffen über diese Aeußerung.

„Indessen würde es ganz gut sein, wenn Sie Balaschow genauer beobachten wollten; was Sie erfahren, sagen Sie mir.“

„Majestät, er ist mein Vorgesetzter.“

„Das nehme ich auf mich.“

„Majestät! Zürnen Sie nicht, wenn ein treuer Unterthan sich erkühnt, Sie inständig zu bitten, ihn nicht vor sich selbst verächtlich zu machen. Es gibt kein Geheimnis, das nicht an den Tag käme. Wenn Balaschow und Ssperanski irgend etwas Böses im Schilde führen, so wird die Wahrheit doch obsiegen; alles wird von selbst offenbar werden.“

Der Kaiser trat einen Schritt zurück, darauf näherte er sich wieder mir, drückte mir die Hand und sagte: „Vortrefflich! Aber Armfeld hat sich versehen; Sie sind nicht an Ihrem richtigen Platze.“

„Ein Familienvater, Majestät, kann aus Not in Bezug auf seine Stellung nicht allzu wählerisch sein, sondern muß sich den

Umständen, dem Zufall anpassen, aber in jeder Stellung kann man edel handeln."

„Ihre Grundsätze, Ihre Offenheit gefallen mir, und unter den augenblicklichen Verhältnissen sind sie für mich unentbehrlich; sehen Sie zu, daß Sie sich nicht verändern; wir werden uns öfters sehen."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens trat ich auf den Kaiser zu und sagte: „Es wird mir schwer fallen, vor dem Minister diese wichtige Stunde geheim zu halten, in der ich das Glück hatte, vor das Angesicht meines Kaisers zu treten. Ich bin so kühn, mir von Eurer kaiserlichen Hoheit hierfür Verhaltungsmaßregeln zu erbitten."

„Sie müssen Balaschow besser kennen als ich; aber Sie werden mich kompromittieren; ich werde es ihm bei günstiger Gelegenheit selbst mitteilen."

„Der Wille Eurer Majestät soll erfüllt werden."

Ich verneigte mich; der Kaiser gab lächelnd das Zeichen zum Abschied, indem er hinzufügte: „Wir sehen uns bald wieder."

8.

Punkt zwölf Uhr kehrte ich nach Hause zurück, und ich muß gestehen, ich war wie betäubt von alledem, was ich zu hören bekommen hatte. Worauf geht alles dies hinaus? Ist die ganze Sache nicht ernster, als ich bisher geglaubt? Wie wird dieser Knoten sich lösen? Und was habe ich damit zu schaffen? Indessen ängstigte mich dieses verwickelte Spiel der Intriguen. Wie soll ich mich dagegen wehren? „Nun, möge das Schicksal seinen Lauf nehmen," sagte ich und wurde ruhiger.

Am andern Tage kam Graf Armfeld direkt aus dem kaiserlichen Palais zu mir gefahren; kaum war er in die Thür getreten, als er ausrief: „Was haben Sie, mein Teuerster, gethan?"

„Ich, Herr Graf?"

„Jawohl, Sie."

„Wollen Sie die Güte haben, sich näher zu erklären!"

„Seine Majestät hat Ihnen gegenüber den Wunsch geäußert, Sie sollen die Bekanntschaft Ssperanskis machen und den andern Schuft Balaschow beobachten, und Sie haben die Kühnheit gehabt, es rundweg abzuschlagen!"

„Da muß ein Mißverständnis vorliegen, Herr Graf. Ein russischer Unterthan kann nichts seinem Kaiser abschlagen, aber im Hinblick auf die Güte und Gerechtigkeit seines Herrschers ist es ihm gestattet, die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn hindern, das zu thun, was das Gewissen verbietet."

„Mit einem Schlage haben Sie das zerstört, was Ihre Freunde und das Schicksal selbst für Sie vorbereitet."

„Aber die Freunde hätten sich zuvor davon überzeugen müssen, ob ich die Eigenschaften besitze, welche nötig sind, um Aufgaben zu erfüllen, die meinen Grundsätzen und meiner religiösen Ueberzeugung zuwiderlaufen."

„Ach, mein Teuerster, mit diesen Albernheiten macht man sein Glück nicht, sondern verliert es!"

„Es fragt sich nur, ob ich diesen Verlust nicht all dem Flitter eines Glückes vorziehen würde, das mich in meinen eigenen Augen erniedrigt."

„Das alles ist sehr schön und gut in Romanen, paßt aber nicht für das Leben, wie es wirklich ist, wo das Schlechte über das Gute den Sieg davon trägt. Haben Ssperanski und Balaschow es etwa ihrer Tugend zu verdanken, daß sie das geworden, was sie sind? Hören Sie mich ruhig an. Der Kaiser kann nur Gutes wollen, und um das zu erreichen, ist es notwendig, daß er alles weiß und die Leute kennt, welche ihn umgeben. Welches andre Mittel hat er, als das, sie zu überwachen?"

„Zugegeben, so finde ich es doch richtiger sie zu überwachen, bevor man ihnen eine so hohe Stellung gibt und dann die Aufpasser in dem großen Haufen zu suchen, wo es ihrer eine Menge gibt, keineswegs aber derartige Existenzmittel solchen Leuten anzubieten, welche den Mut haben, für eine Idee zu leben und für ein Wort zu sterben."

„Sie sind unverbesserlich, aber bedenken Sie doch. Sie haben Frau und Kinder, mit diesen schönen Ideen werden Sie aber nicht weit kommen; da haben Sie die Folgen davon, der Kaiser wird Sie nicht mehr rufen lassen, und das Glück wendet sich von Ihnen ab."

„Herr Graf, wollen wir dieses Gespräch abbrechen, das keinem von uns beiden angenehm sein kann, um so mehr, als ich, wie Sie sagten, unverbesserlich bin."

„Ja, das sind Sie, und eines Tages wird es Ihnen leid thun, denn die Herrscher lieben die Hochherzigkeit, nicht aber die Unterthanen mit allzu hochherzigen Ideen. Merken Sie sich das."

„Wenn ich nicht die Liebe meines Fürsten gewinne, so werde ich mir wenigstens, als Mensch, seine Achtung bewahren, das eine wiegt das andre auf.“

„Leben Sie wohl! Ich werde Vernègues zu Ihnen schicken. Vielleicht wird es ihm gelingen, Sie zur Vernunft zu bringen und es Ihnen begreiflich machen, ein wie großes Unrecht Sie Ihrer Familie anthun.“

Aus diesem Gespräch kann man ersehen, in welcher Weise Armfeld an dieser Sache beteiligt war, und daß er, glaube ich, einen Fehler begangen hatte, als er mich dem Kaiser als einen Menschen empfahl, der zu gemeinen Spionsdiensten gegenüber Speranski und Balaschow fähig wäre. Jetzt waren mir auch die Worte des Kaisers vollständig begreiflich: „Armfeld hat sich versehen.“ Schließlich war mir nach diesem Gespräch klar, daß Armfeld und Balaschow alle beide eine sehr traurige Rolle spielen und in dem Bestreben, sich dienstfertig zu erweisen, sich selbst nur immer mehr verwickeln. Des Abends spät erschien Vernègues. Wahrscheinlich wußte er von dem Mißerfolge Armfelds und gab daher der ganzen Sache eine andre Wendung. Er behauptete, der Kaiser sei entzückt über meine Offenherzigkeit. Auf meine Frage, von wem er das gehört habe, antwortete er: „Von Armfeld.“ —

„Es ist doch sonderbar,“ sagte ich, „daß der Graf mir nichts davon mitgeteilt.“

Vernègues: „Der Graf hat Sie sehr gern und es ist sein lebhafter Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, aber durch seine Heftigkeit verdirbt er ein wenig die Sache. Mit Herz und Seele dem Kaiser zugethan, wollte er ihn mit Leuten, wie Sie, umgeben, und wenn er nicht gleich damit reüssiert, so gerät er sofort in Hitze.“

Ich: „Ich will Ihnen offen sagen, mein teurer Vernègues, der Graf sollte sich nicht so eifrig darum bemühen, mir nützlich zu sein, denn das schlüpfrige Parkett des Hofes ist nicht für mich geschaffen.“

Vernègues: „Verlieren Sie doch nicht den Mut! Folgen Sie nur den Ratschlägen des Grafen, er ist ein alter Praktikus, der das Parkett, auf welchem er tanzt, aufs genaueste kennt. Dazu besitzt er das volle Vertrauen des Kaisers.“

Ich: „Daran zweifle ich nicht, aber es paßt mir durchaus nicht, eine zweideutige Rolle zu spielen, ohne zu wissen, worauf das hinausgeht.“

Vernègues: „Warten Sie noch einige Tage, und wir werden wissen, was wir davon zu halten haben.“

Ich: „Danke bestens! Sie und der Graf lassen mich Blindekuh spielen, ohne daß jemand mir zuruft: ‚Feuer, Achtung!‘ und ich befinde mich an einem Abgrund!“

Vernègues: „Mein Gott, so gedulden Sie sich doch! Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Es wird eine große Umwälzung geben. Rußland wird gerettet werden, und wir sind es, die sich dessen werden rühmen können, daran beteiligt zu sein.“

Ich: „Rußland wird gerettet werden, aber wo ist denn die Gefahr?“

Vernègues: „Warten Sie die Lösung ab. Zwei Feinde Rußlands werden stürzen und mit ihnen Napoleon. Das Jahr 1812 wird ein denkwürdiges Jahr in den Annalen Rußlands sein.“

Ich: „Sie überschütten mich mit einer Menge von Ideen, die mich verwirren, und ich weiß nicht, wie ich mich da zurechtfinden soll. Uebrigens bin ich in der Carriere, die Sie mir eröffnet haben, gleich bei den ersten Schritten gestrauchelt; denn der Graf hat mir ausdrücklich mitgeteilt, der Kaiser würde mich nicht mehr rufen lassen.“

Vernègues: „Wie! Das hat er Ihnen gesagt?“ Er wurde nachdenklich und fügte hinzu: „Sagen Sie niemand ein Wort von dem Geheimnis, das ich Ihnen anvertraut.“

Ich: „Sie können dessen sicher sein, daß es aufs strengste bewahrt bleiben wird, denn es wäre mir sehr schwer ein Geheimnis zu verraten, das ich selbst nicht begreife.“ —

Wir verabschiedeten uns von einander; aber dieses Gespräch lüftete ein wenig den geheimnisvollen Schleier, welcher die Zukunft verhüllte; wer sind aber diese beiden Feinde Rußlands? Etwa Sperański und Balaschow? Und wie sehr sieht alles dies einem Komplott ähnlich! Aber gegen wen? Gewiß gegen Napoleon. Wozu aber Sperański und Balaschow?

Das diplomatische Intriguenspiel ist aber ein Gebiet, auf dem sich Armfeld bei verschiedenen europäischen Höfen ausgezeichnet hat. Vernègues und Armfeld agitirten folglich für die Bourbonen.

Am Tage darauf war ich abends beim Minister, um ihm Vortrag zu halten; ich bemerkte, daß er nicht bei der Sache war. Ich wollte mich schon entfernen, aber der Minister befahl mir, noch ein wenig zu warten, und nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, sagte er zu mir:

„Ich befinde mich in einer eigentümlichen Lage; Sperański ist dem Kaiser verdächtig geworden. Letzterer, welcher mir alle seine Geheimnisse anvertraut, hat mir befohlen, auf jenen ein wachsames

Auge zu haben. Schließlich wünschte er, ich sollte mit Ssperanski näher bekannt werden und seine Ansicht über den Kaiser und anderes auskundschaften. Ich habe seinen Willen erfüllt, bin bei Ssperanski gewesen und habe mündlich gemeldet, was ich gesehen und gehört. Der Monarch war sehr zufrieden und befahl alles schriftlich auseinanderzusetzen."

Hierbei erzählte Balaschow mir alle Schrecken, die er in den Gemächern Ssperanskis durchlebt hatte, und Wort für Wort alles das, was ich schon wußte.

„Nunmehr," fuhr der Minister fort, „scheint der Kaiser an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln. Er will sich nicht mit meinen Aussagen zufrieden geben und fordert immer Beweise. Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll. Ich will Sie hierbei benutzen."

„Mich, Excellenz? Sie wissen, wie wenig ich mich dazu eigne, wie ungeschickt ich bin. Wenn ich gerade darauf losgehen soll, so will ich es ohne Bedenken thun; aber krumme Wege zu gehen — das ist ein Labyrinth, in welchem ich mich verirren werde. Und dann, wird wohl Ssperanski mir gegenüber so offen sein, wie gegen Sie? Sie befinden sich beide in einer solchen Stellung, daß sie sich offen miteinander aussprechen können, ich aber habe Ssperanski nur ein einziges Mal, und zwar von ferne, gesehen."

„Ich könnte Ihnen einen Brief an ihn mitgeben, um ihm einige das Polizeiministerium betreffende Schwierigkeiten vorzustellen, und könnte von mir aus darüber Auskunft bitten, wie das alles am besten einzurichten wäre."

„Was wird denn aber dabei herauskommen, Excellenz? Wird Ssperanski mit mir reden wollen? Gewiß wird er sagen: ‚Gut, ich werde selbst mit dem Minister Rücksprache nehmen;‘ also wird alles beim alten bleiben."

„Sie wollen also nicht? Ich werde mit Bologowskoi sprechen, er ist mit Magnitzki befreundet und dieser mit Ssperanski."

„Das würde schon eher zum Ziele führen, wenn Bologowskoi darauf eingeht."

„Er ist mir zugethan und wird es ohne Zweifel thun; leben Sie wohl!"

Je weiter, desto schlimmer, — dachte ich, als ich vom Minister heraustrat; me voilà entre deux feux! es ist einfach, um davonzulaufen. Balaschow that mir indessen leid. Das nenne ich aber Hinterlist treiben und sich freiwillig in eine schiefe Lage bringen! Zum Lügen genötigt zu sein und sich vielleicht derartig zu verwickeln, daß es keinen Ausweg mehr gibt.

9.

Es erscheint Ssinowjew mit dem Befehl, ich solle zum Kaiser kommen; dieser empfing mich in denselben Gemächern.

„Ich war in diesen Tagen so beschäftigt, daß ich Sie nicht sprechen konnte Mit Balaschow stehen Sie schlecht?"

„Allerdings, Majestät! Ich erfreue mich nicht mehr des früheren Wohlwollens von seiten des Ministers."

„Was ist der Grund davon?" sagte der Kaiser lächelnd.

„Bestimmt kann ich dies nicht angeben."

„Weiß er nicht, daß Sie mich besuchen."

„Er hat es mir gegenüber nicht einmal angedeutet."

„Ich habe Balaschow für klüger gehalten; er will zugleich mir und sich selbst dienen, und ist gestrauchelt. Alle seine Berichte sind albern, und dies macht mich ihm gegenüber immer argwöhnischer."

Ich schwieg.

„Auf Schritt und Tritt ertappe ich Balaschow darauf, daß er lügt. Er sagte mir, daß er den Doktor Ellison, als Freimaurer, dazu benutze, um Ssperanski zu beobachten; mittlerweile hört man, daß Bologowskoi sich beständig auf dem Wege von Balaschow zu Magnitzki und von diesem zu Ssperanski und Balaschow befindet."

„Majestät! Ellison ist mein Arzt; ich kenne ihn genau. Einen Unschuldigen zu verteidigen, ist die Pflicht eines jeden redlichen Mannes, zumal vor der Person des erlauchten Monarchen. Ellison wird sich dazu nicht hergeben."

„Und wie denken Sie über Bologowskoi?"

„Ich habe ihn in Moskau in dem Hause des Fürsten Kozlowski kennen gelernt, der seine Schwester zur Frau hat; hier sehe ich ihn beim Minister, mit welchem er von der frühesten Jugend an befreundet ist."

„Wissen Sie, was Bologowskoi für ein Mensch ist?" (Der Kaiser setzte auseinander, daß Bologowskoi ein schlechter Mensch ist und daß er von seinem Vater: voilà le tyran ... gesagt habe.) „Was muß ich aber davon denken, wenn ich jetzt von den Beziehungen zwischen Magnitzki und Ssperanski und Bologowskoi erfahre, qui n'a ni foi, ni loi, donc est capable de tout!"

Der Kaiser begann im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb stehen und sagte, sich zu mir wendend:

„Sind Sie ein Freimaurer oder nicht?"

„Ich bin in meiner Jugend in Reval aufgenommen; hier habe ich auf Befehl des Ministers die Loge Astraia besucht."

„Ich weiß; das ist die Loge Beber. Er ist ein Mann, der es ehrlich meint; mein Bruder Konstantin besucht seine Loge. Sind Ihnen alle in Petersburg befindlichen Logen bekannt?"

„Außer der Loge Astraia gibt es noch die Logen Sherebtzow und Labzin."

„Aber die Loge Ssperanski, haben Sie die vergessen?"

„Ich habe von derselben, Majestät, gar keine Vorstellung."

„Möglich; nach Armfelds Ansicht ist das eine Illuminatenloge, und Balaschow behauptet, daß sie des Sommers sich im Garten bei Rosenkampf versammeln, im Winter aber im Hause bald des einen, bald des andern. Können Sie nicht in diese Loge eintreten?"

„Majestät! Wenn das wirklich ein Illuminatenorden ist, so ist derselbe ganz verschieden von dem Freimaurerorden; hier hat jeder Freimaurer zu jeder Loge Zutritt; um aber an der Versammlung jener teilnehmen zu können, muß man Illuminat sein."

„Balaschow ist selbst in die Loge Sherebtzow eingetreten."

„Ich weiß das, Majestät, vom Minister selbst, und wundere mich, wie ein Polizeiminister unter die Mitglieder hat aufgenommen werden können."

Der Kaiser lachte.

„Ich glaube, es wird nicht schwer sein, auf der Post die Korrespondenz der Illuminaten mit ihrem Chef Weishaupt abzufangen? Balaschow meint, daß Ssperanski Regent bei den Illuminaten sei. Weshalb sind Sie nicht in die Loge Sherebtzow eingetreten?"

„Ich habe das deutsche Rituale vorgezogen. Es ist einfacher; das französische ist zu kompliziert, theatralisch, und entspricht nicht dem wahren Zweck der Freimaurerei."

„Ich kann es nicht verstehen, worin dieser Zweck besteht."

„Die Worte ‚Illuminat', ‚Freimaurer' haben geradezu etwas Verletzendes angenommen; im Grunde genommen sind aber die Logen ursprünglich nichts andres, als eine Schule der geistigen Entwickelung und Veredelung des Menschen. Ueber die Mißbräuche will ich nicht sprechen; wo gibt es deren nicht?"

„Und darum darf es keine vor der Regierung geheim gehaltene Logen geben; die Logen Ssperanski oder Rosenkampf müssen aber die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken."

„Wenn Eure Majestät doch geruhen wollten, Ssperanski selbst

über alles auszufragen; ich bin so gut wie überzeugt davon, daß er Eurer Majestät gegenüber über alles ganz offen sprechen wird."

„Das ist noch die Frage. Er ist ein sehr feiner und schlauer Kopf; er müßte es mir von selbst eingestehen. Indessen, Sie treten sehr energisch für ihn ein."

„Majestät, ich kenne Sſperanski gar nicht; er kann das Ihnen selbst bestätigen. Ich denke gar nicht daran, für Sſperanski einzutreten, sondern thue es für einen Menschen, der vielleicht verleumdet wird. Es sind deutliche, unanfechtbare Beweise nötig. Und bei wem verleumdet? Bei dem Kaiser, unsrer aller Herrn, vor dem, wie vor Gott, es nichts Geheimes geben darf."

Der Kaiser küßte mich auf die Stirn und sagte: „Für sich selbst treten Sie noch besser ein."

Aber ich war schon in Hitze geraten und fügte hinzu: „Ich könnte Sſperanski dessen beschuldigen, daß er sich mit fremden Angelegenheiten befaßt; denn die neu eingeführten Ministerien à la Française, à l'Anglaise, à la Suisse haben auf russischem Boden noch nicht Wurzel geschlagen und werden es auch noch lange nicht thun; ihn aber in eine Verleumdung zu verwickeln, finde ich unpassend, unedel, gemein."

Der Kaiser nahm mich bei der Hand und antwortete: „Ihre Grundsätze gereichen Ihnen zur Ehre, und deshalb verzeihe ich Ihnen diese edle Zornesaufwallung. Aussi vous ai-je attaqué! Sie kennen aber die Menschen nicht; Sie wissen nicht, wie schwarz ihre Seelen sind, wie undankbar sie sind, und wie sie es verstehen, unser Vertrauen zu mißbrauchen. Wozu brauchte Sſperanski mit dem Polizeiminister in Verbindung zu treten? Er besaß mein Vertrauen in so hohem Grade, wie es weder Balaschow, noch vielleicht sonst jemand gelingen wird, es zu besitzen. Der eine ist ein alberner Intrigant, wie ich jetzt sehe; der andre ist gescheit; aber Verstand sowohl wie Intrigue können gefährlich werden."

Ich schwieg. Der Kaiser ließ Thee geben und bewirtete mich. Er scherzte viel; von Armfeld sagte er: „Der plagt sich ab, sucht sich gefällig zu erweisen, um für die Mitgift seiner Stieftochter mir etwas abzuluchsen." Von Balaschow: „Dieser junge Mann hat einmal ein anrüchiges Haus besucht und auf der Straße vom Schutzmann Prügel bekommen." Von Vernègues: „C'est l'amant déclaré de Madame la comtesse T . . . . . ." Schließlich fügte er hinzu: „Il faut employer Bologowskoi pour les exterminer tous."

Als der Kaiser mich entließ, befahl er mir, ihm in einem ver-

siegelten Pakett die von dem Berliner Oberpolizeimeister Gruner erhaltenen Statuten der Freimaurerlogen zu übersenden.

„Zinowjew ist ein zuverlässiger Mensch und wohnt im Michaelspalais; schicken Sie mir durch diesen einige Zeilen, wenn etwas nötig sein sollte."

10.

Nach einigen Tagen erscheint Bologowskoi und bittet mich um Rat, ob er noch seine Vermittlerrolle zwischen Balaschow, Magnitzki und Ssperanski fortsetzen solle, denn es scheine ihm das gefährlich.

Ich: „Führst du sie denn zusammen?"

Bologowskoi: „Balaschow hat mich darum gebeten; wie sollte ich es abschlagen?"

Ich: „Nun, was denn! Ich glaube, beide Parteien sind mit dir zufrieden?"

Bologowskoi: „Ja! Aber man gibt mir solche Dinge zur Uebermittelung, die mich ganz ängstlich machen. Könnte ich nicht am Ende dabei ins Unglück geraten?"

Ich: „Ja so, das ist was andres; meiner Ansicht nach wäre es besser gewesen, sich überhaupt nicht mit ihnen einzulassen."

Bologowskoi: „Balaschow wird mich doch nicht verraten?"

Ich: „Und warum könnte das nicht geschehen? Ist er doch Polizeiminister."

Bologowskoi: „Nun, dann werden jene meine Partei halten."

Ich: „Wenn es aber keiner thut?"

Bologowskoi: „Du machst mir bange."

Ich: „Durchaus nicht; ich sage nur das, was geschehen kann. Also wäre es, meiner Ansicht nach, besser, sich nicht mit so schlauen Leuten einzulassen. Mögen selbst thun, was sie wollen."

Wir trennten uns. Einige Stunden darauf kommt Bologowskoi zurück und sagt zu mir: „Ssperanski und Magnitzki ließen dir sagen, daß, wenn du noch über Balaschow so abfällig urteilen wirst, sie es ihm mitteilen würden und dann werde es dir schlecht gehen."

„Danke!" sagte ich; „vielleicht habe ich mich wirklich geirrt. Sie müssen alles besser wissen."

„Das ist ein neuer Beweis dafür," sagte ich zu mir selbst, „daß niemand den schnellen Lauf des Schicksalsrades aufhalten kann, und wehe dem, der mit der Absicht, diese heftige Bewegung zu hemmen,

in die Speichen greift! Er wird seine Hände, seine Füße, ja wohl auch seinen Kopf einbüßen."

Dieser Tag war der Vorbote von Stürmen. Balaschow erzählte mir:

„Der Kaiser hat sich über die Frau von N. Z. Chitrowo geärgert, welche in einer Abendgesellschaft bei Caulaincourt ihm in aller Gegenwart eine Fußbank herbeigetragen, um seinen kranken Fuß auf dieselbe zu legen. Es ist befohlen worden, auf Chitrowo ein wachsames Auge zu haben. Ich weiß nicht, wer es dem Kaiser hinterbracht hat. Der Kaiser glaubt, daß Ssperanski dabei seine Hände mit im Spiel hat; denn Wojejkow, der Chef der Kanzlei des Kriegsministers, steht mit Magnitzki in Verbindung."

Was mich anbetrifft, so hatte ich den Verdacht, daß Balaschow selbst denunziert hatte. Er hatte die Gewohnheit, solche Dienste einem Unbekannten oder demjenigen, über welchen er sich geärgert hatte, zuzuschreiben. Aber ich schwieg; darauf sagte ich: „Es ist bedauerlich, daß man den Kaiser mit derartigen Geschichten belästigt, die oft nicht wahr sind, immer aber einen unangenehmen Eindruck hinterlassen."

Balaschow: „Was ist dabei zu machen? Das ist nicht zu vermeiden."

Ich: „Ich kann mich ja irren, aber meiner Ansicht nach lohnt es sich wirklich nicht, die Russen zu beaufsichtigen; sie schwatzen, kritisieren, schimpfen vielleicht auch ein wenig, wenn es aber zur That kommt, dann kriechen sie doch alle zu Kreuz. Man sollte solche Schwätzer einfach zu Lawrow schicken und ihnen einige Rutenhiebe applizieren, dann wäre alles in Ordnung."

Balaschow: „Sie glauben also, daß die Spionage unnütz ist?"

Ich: „Was die Ausländer anbetrifft, so billige ich dieselbe vollkommen; nicht so in Bezug auf die Russen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß bei uns die Spionage après coup kommt; ebenso verhält es sich mit der Aufsicht; ich glaube aber, es wäre besser, dem Uebel vorzubeugen, als bloßen Denunziationen zu trauen, die man einer Untersuchung, einer strengen Prüfung unterziehen müßte, um denjenigen, welcher falsch denunziert hat, zu bestrafen."

Balaschow: „Mir scheint es, Sie muten sich zu viel zu; wollen Sie nicht Ihre eigenen Gesetze herausgeben? Wie können Sie so keck reden? Zwischen uns ist jegliches freundschaftliche Verhältnis ausgeschlossen; dazu ist die Kluft, welche uns trennt, zu groß!"

Ich: „Ich hielt es für meine Pflicht, auf die Frage Eurer Excellenz zu antworten, an ein freundschaftliches Verhältnis zu denken

ist mir gar nicht in den Sinn gekommen; künftig werde ich schweigen." Ich entfernte mich. Armfeld und Vernègues machten mir einen gemeinsamen Besuch.

„Sie haben in der Meinung Seiner Majestät an Boden gewonnen, aber es ist noch nicht alles in Ordnung. Seine Majestät sagte zu mir, als wir von Ihnen sprachen: ‚Ich kann bei ihm niemals meinen Willen durchsetzen.'"

Ich: „Ich hoffe, daß dies ein einfacher Scherz von Seiten Seiner Majestät ist, denn er braucht mir doch nur in bestimmten Worten einen Befehl zu erteilen und ich muß ihn ausführen."

Vernègues: „Ja, aber Sie sind ein wenig eigensinnig, haben immer Einwände zu machen."

Ich: „Offenbar, weil man mir dieselben zu machen erlaubt und findet, daß sie auf Wahrheit beruhen."

Armfeld: „Aber, mein Teurer, es handelt sich doch darum, sein Glück zu machen, und ich kann Ihnen im voraus sagen, daß Sie nicht weit kommen werden. Sie haben ein Beispiel an Karazin, was hat er gewonnen? Er wollte auch den Moralisten spielen, allerdings unter andern Umständen; er wollte ändern, aber es war schon zu spät dazu. Sagen Sie mir doch, bitte, warum ergreifen Sie mit solcher Wärme für Ssperanski und Balaschow Partei?"

Ich: „Herr Graf! Heißt das für jemand Partei ergreifen, wenn man die thörichtsten und unglaublichsten Verleumdungen zurückweist? Würde es nicht besser sein, offen anzugreifen? Was Balaschow anbetrifft, so ist er mein Vorgesetzter; was habe ich für eine Not, über einen Menschen herzufallen, der sich selbst durch die albernsten Denunziationen unmöglich macht? Was würden Sie sagen, wenn man Sie verleumdete und ich noch Oel ins Feuer gießen wollte."

Armfeld: „Sie wollen jemand retten, ohne daran zu denken, daß das auf Sie zurückfällt. Sie werden keinen retten und sich Ihre Carriere verderben."

Ich: „Ich wünsche nur eins, meinen Grundsätzen gemäß zu handeln. Die Folgen gehen mich nichts an, da sie nicht von mir abhängen."

Armfeld zu Vernègues: „Sie sehen, daß da nichts zu machen ist."

Vernègues: „Herr Graf! Er kann nicht mehr sein Benehmen ändern, sonst würde er sich in den Augen des Kaisers vergeben."

Armfeld zu mir: „Ich glaube, daß Seine Majestät Sie heute abend oder morgen rufen lassen wird. Balaschow hat ihm einen

unanfechtbaren Beweis für den Treubruch Sſperanskis geliefert und Sie werden nichts mehr dagegen zu sagen haben. Adieu!"

Vernègues: „Merken Sie sich das gut, mein Teurer! Um bei den Monarchen sein Glück zu machen, muß man es ihnen nicht zeigen, daß man mehr Tugend besitzt, als sie selbst, und muß sogar eine schwache Seite hervorkehren, um sie glauben zu machen, daß sie uns übertreffen."

Mein Gott! dachte ich, wenn diese pfiffigen Leute recht haben, so bewahrheitet sich das russische Sprichwort: „Nahe dem Kaiser heißt dem Feuer nahe sein."

Am Abend wurden mir alle Papiere gebracht, welche man bei Chitrowo in dem Augenblick seiner Abreise in die Verbannung mit Beschlag belegt hatte. So viel ich auch herumstöberte, nirgends war auch nur ein Schatten davon zu finden, was Balaschow mir mitgeteilt hatte. Nur Briefe von Konstantin Pawlowitsch*) waren darunter, welche aber nicht Chitrowo, sondern seine Gemahlin kompromittierten, abgesehen von zahlreichen andern Intriguen. Ich hielt es für meine Pflicht, durch Sſinowjew diesen Umstand dem Kaiser zur Kenntnis zu bringen. Es wurde befohlen, die Briefe durch Sſinowjew einzureichen. Letzterer erhielt einige zurück mit dem Befehl, sie dem Herrn Minister behufs eines Rapports darüber einzuhändigen. Ich reichte sie dem Herrn Minister ein mit Hinzufügung eines Registers der übrigen Papiere.

„Sind darunter Schreiben von Wojejkow?" fragte Balaschow.

„Jawohl," antwortete ich, „aber lauter inhaltslose, die mehr auf Anna Michailowna Chitrowo, wie auf die übrigen, Bezug haben."

„War da nicht eine Karte von Rußland?" fragte der Minister.

„Unter den mir zugesandten Papieren ist dieselbe nicht vorhanden."

„Ach ja! Ich hatte es vergessen," fügte Balaschow hinzu. „Ich habe dieselbe dem Kaiser vorgestellt. Gott sei Dank," sagte er, „die Bedenken in Betreff meiner scheinen beim Kaiser geschwunden zu sein. Schade, sehr schade, daß aus Kiew ein Brief auf den Namen Sſperanskis angekommen, der ihn stark kompromittiert."

Ich: „Den armen Sſperanski bedrängt man von allen Seiten. Schließlich wird der Kaiser diese ganze Geschichte satt bekommen und er wird, ebenso wie Chitrowo, verschickt werden. Es wäre interessant, zu wissen, ob Sſperanski davon eine Ahnung hat, was hinter seinem Rücken geschieht."

---

*) Gemeint ist der Bruder des Kaisers Alexander. Anmerk. d. Uebers.

Balaschow: „Ich glaube es nicht; es würde wohl das eine oder das andre durchschlüpfen, aber er steht sich gut mit Kotschubej und Mordwinow. Diese werden ihn halten."

Ich: „Sollte er wirklich auf sie hoffen? Im entscheidenden Augenblick werden ihn alle im Stich lassen."

Balaschow: „Wie wagen Sie es, über Leute zu urteilen, welche so hohe Stellungen einnehmen? Diese besitzen gewiß mehr Edelmut, als Menschen, die im Dienste auf mittleren oder unteren Stufen stehen."

Ich merkte jetzt, wenn auch zu spät, daß Balaschow diese ganze Unterhaltung nur dazu angeknüpft hatte, um auf irgend eine Weise auf mich zu sticheln, und antwortete: „Pardon, Excellenz! Allerdings ist es für unsereinen schwierig, über Leute zu urteilen, die so hoch stehen."

Balaschow sagte erfreut: „Da muß man alle Verhältnisse genau kennen, muß zu Leuten Beziehungen haben, die sich auf der Höhe befinden, muß das Vertrauen des Kaisers besitzen und nicht einer einzelnen Persönlichkeit untergeordnet sein."

Ich antwortete nichts darauf und verabschiedete mich. Als ich nach Hause zurückgekehrt, war ich äußerst unzufrieden mit mir selbst, da ich die Beobachtung machte, daß ich meinem Charakter untreu werde; früher verheimlichte ich nichts, sagte immer die Wahrheit, wie sie mir erschien und wie ich sie fühlte. Jetzt verstellte ich mich, stimmte unsinnigen Behauptungen bei. Dies beunruhigte mich dermaßen, daß ich um meinen Abschied zu bitten beschloß.

Am Tage darauf, um sechs Uhr nachmittags, wurde ich zum Kaiser beschieden.

II.

„Wie vieles hat sich seit unsrer letzten Begegnung ereignet! Wer hätte wohl gedacht, daß der Russe Chitrowo sich dazu hergeben würde, einem Caulaincourt Liebesdienste zu leisten! Auch Wojejkow ist nicht übel! Wie kann man eine Karte, auf der die Marschroute der Armee nach Wilna bezeichnet ist, aus den Händen geben."

„Ich habe, Majestät, diese Karte nicht zu Gesicht bekommen."

„Sie befindet sich bei mir," sagte der Kaiser.

„Ist diese Karte nicht heimlich Wojejkow entwendet worden?" antwortete ich.

„Nein, sie ist Magnitzki übersandt worden, der sie an Chitrowo weitergegeben hat. Balaschow gebührt dafür Dank, daß er sie abgefangen."

„Majestät, ich kenne Wojejkow nicht; aber ich wundere mich, daß er sich dazu hat entschließen können."

„Sonderbar, nicht nur Wojejkow, sondern auch der Kriegsminister selbst betonen, daß auf der an Magnitzki gesandten Karte gar keine Zeichen mit dem Bleistift gemacht waren; folglich muß Chitrowo selbst dieselben gemacht haben. Immerhin aber ist Wojejkow nicht frei von Schuld."

„Natürlich. Chitrowo hätte ja die Karte in der Buchhandlung kaufen und so viel er wollte darauf zeichnen können."

„Kennen Sie den Kriegsminister? Ich will Sie mit ihm zusammenbringen. Er ist ein Ehrenmann und ein ausgezeichneter General."

Ich verneigte mich.

„Hier ist noch eine Neuigkeit," und bei diesen Worten reichte mir der Kaiser einen geöffneten Brief. Ich las die Adresse: „Sr. Hohen Excellenz Herrn Michael Michailowitsch Ssperanski. St. Petersburg." An der Seite war hinzugeschrieben: „Einliegend achtzigtausend Rubel Banko."

Während ich das Couvert genau betrachtete, sah der Kaiser mich aufmerksam an.

„Was besehen Sie da so genau?"

„Dieser Brief ist nicht mit der Post gekommen, es fehlen die Kronsstempel."

„Balaschow hat mir denselben zugestellt; lesen Sie ihn."

Es war das ein Brief aus Kiew, in welchem die Polen für alle ihnen zu teil gewordenen Vergünstigungen dankten und als Zeichen ihrer Dankbarkeit beifolgende achtzigtausend Rubel Banko anzunehmen baten.

„Was sagen Sie dazu?"

„Nach dem Couvert zu urteilen, weiß ich nicht, ob da achtzigtausend hineingehen konnten. Gesetzt aber, dies wäre möglich, ist auch das Geld Eurer Majestät zugestellt?"

Der Kaiser schlug sich vor die Stirn, indem er sagte: „Wie bin ich darauf gar nicht gekommen? Der Brief war schon geöffnet."

„Folglich muß er auch das Geld haben."

„Gut, ich werde es abfordern; Sie aber haben eine gute Gelegenheit, mit Ssperanski bekannt zu werden; Sie haben ihm einen wichtigen Dienst geleistet."

Ich beachtete die auf mich bezügliche Bemerkung nicht, sondern antwortete, auf die mißglückte Intrigue zurückkommend: „Ich wünschte, Majestät, diese Summe wenigstens zählen zu können, denn ich habe noch niemals eine so große in Händen gehabt."

Der Kaiser lächelte.

„Ich werde Ihnen dieses Vergnügen bereiten, wenn Balaschow mir das Geld bringt, was ich übrigens bezweifle — er ist selbst ein Liebhaber davon."

Ich schwieg.

Der Kaiser nahm einen Bogen Papier, schrieb etwas darauf, faltete ihn zusammen, und nachdem er ihn versiegelt, sagte er zu mir: „Geben Sie das morgen Gurjew ab. Was ich doch sagen wollte, kaufen Sie für mich ‚Die Feldzüge des Erzherzogs Karl'; die große Ausgabe mit Karten. Leben Sie wohl!"

Kaum war ich bis zur Thür gekommen, als der Kaiser mich zurückrief.

„Ich hätte beinahe vergessen, Ihnen die auf die Freimaurer bezüglichen Papiere zurückzuerstatten. Morgen werden Sie einige Fahrten in meinem Auftrage zu machen haben." Und mir die Papiere zurückgebend, händigte er mir ein unversiegeltes Schreiben mit diesen Worten ein: „Zeigen Sie dieses Schreiben Beber; und gleich das erste Mal machen Sie selbst in der Loge den Vorschlag, ihn zum Großmeister zu wählen. Beber und Sie werden für alles verantwortlich sein, was in der Loge vor sich geht; mein Name darf aber in der Loge nicht genannt werden. Was die Protokolle der Loge anbetrifft, so stellen Sie mir dieselben durch den Polizeiminister vor. Wenn Sie das Schreiben Beber gezeigt, so geben Sie es mir wieder zurück."

Der Inhalt des Schreibens war wörtlich folgender: „Je suppose que le but de la loge est noble et tend à la vertu, que les moyens à y parvenir sont fondés sur la stricte morale et que toute tendance politique en est proscrite. En ce cas la loge jouira de la bienveillance générale, avec laquelle, d'après le sentiment de mon coeur, je protège tous les braves et fidèles sujets, dévoués à son (sic!) Dieu, à l'État et à moi. Mais pour savoir si la société maçonique est conforme au but que je lui suppose, j'ordonne que les travaux et protocols de chaque loge me soient exposés afin de me procurer les éclaircissements nécessaires sur la législation, le maintien du bon ordre et la direction des affaires. En cas de désordre il faut que je sache à qui m'en prendre."

12.

Am Tage darauf suchte ich Beber auf, der sehr erschrak, sich aber tröstete, als er erfuhr, daß ich ihm zur Seite stehen werde. Von diesem begab ich mich zum Kriegsminister, der zu mir in deutscher Sprache sagte: „Das sind lauter Thorheiten; man ärgert den Kaiser, das aber versteht Ihr Balaschow ganz besonders gut. Es sollte mir leid thun, wenn ich mich von Wojejkow trennen müßte, ich habe mich so an ihn gewöhnt."

Von dort fuhr ich zum Finanzminister. Ich wurde sofort in sein Arbeitszimmer geführt und händigte ihm das kaiserliche Schreiben ein. Gurjew fragte mich: „Wann ist Ihnen genehm, das Geld zu empfangen?" Diese Frage kam für mich höchst überraschend. Aber ich faßte mich und sagte: „Der Kaiser wünscht, daß ich es heute empfange."

„Wahrscheinlich ist das für Sie bestimmt?"

„Mir ist befohlen, das Geld dem Kaiser zuzustellen."

Sofort erhielt einer der Beamten Befehl, mit mir nach der Rentei zu fahren, wo ich unverzüglich fünftausend Rubel Banko ausgezahlt erhielt. Ich wurde aus der ganzen Sache nicht klug. Sollte ich das Geld durch Ssinowjew schicken? Ein solcher Befehl war aber nicht erfolgt. Ich entschied mich dafür, zu warten, bis ich gerufen würde.

Plötzlich kam mir der Gedanke: Ist das nicht für mich bestimmt, und soll damit nicht mein Dienst bei Hof seinen Abschluß finden? Ich gestehe, dieser Gedanke stimmte mich freudig; aber das Geld ohne Befehl bei mir zu behalten, geht nicht an. Ich will abwarten; wenn der Kaiser mich nicht rufen läßt, will ich das Geld durch Ssinowjew schicken.

Mein Verhältnis zu Balaschow wurde mit jedem Tage schlechter und schwieriger. Er hatte an allem etwas auszusetzen und gab seinen Mißmut in ungeschickter Weise zu erkennen, so daß ich vermuten mußte, er habe wohl von meinen Besuchen gehört.

Hier muß ich der Deutlichkeit wegen auf mich selbst zu sprechen kommen. Es war die Bestimmung getroffen, daß ich dem Minister die dem Kaiser vorzustellenden Berichte jeden Abend um sieben Uhr einhändigen sollte. Jetzt begann der Kaiser mich um diese Stunde zu sich zu bescheiden; welchen Grund konnte ich dem Minister gegenüber vorschützen? Vor kurzem hatte ich mir Fock zum Gehilfen erbeten. Er war mit der Tochter des Doktor Frese in Moskau ver-

heiratet. Frese war Hausarzt bei meiner verstorbenen Mutter gewesen, die mit ihm außerordentlich zufrieden war. Gleichsam um das Gedächtnis meiner verstorbenen Mutter zu ehren, schlug ich Fock vor, mein Gehilfe zu werden; er hatte bis dahin die unbedeutende Stellung eines dejourierenden Offiziers bekleidet, um über die vom Minister abgeschickten und erhaltenen Briefe Buch zu führen. Ich war der festen Zuversicht, daß er mich aus Dankbarkeit nicht verraten würde. Meine häufige Abwesenheit veranlaßte mich, Fock ins Vertrauen zu ziehen, und ich stellte es ihm anheim, während meiner Abwesenheit dem Minister solche Berichte zu überbringen, welche nichts besonders Wichtiges enthielten.

Um sieben Uhr abends wurde ich zum Kaiser beschieden. Beim kleinen Portal empfing mich Ssinowjew mit diesen Worten: „Der Kaiser hat befohlen, Ihnen seine Entschuldigung machen zu lassen; der Kriegsminister ist unerwartet erschienen, um notwendige Sachen zu erledigen. Der Kaiser bittet Sie, hier ein wenig zu warten.“ Er führte mich in das kleine Ankleidezimmer des Kaisers, wo er sich täglich nach dem Spaziergang umzukleiden geruhte. „Der Kaiser hat befohlen Sie zu bewirten,“ sagte Ssinowjew, und man brachte auch wirklich Thee, Zwieback u. s. w., sogar eine kaiserliche Pfeife, die ich mit aller Gründlichkeit ausrauchte.

Um neun Uhr führte mich Ssinowjew zum erstenmal in das große Arbeitszimmer des Kaisers.

„Ich mußte notwendig den Kriegsminister empfangen, übrigens aber habe ich Sie als Herr des Hauses bewirten lassen.“

Ich verneigte mich.

„Es hat keinen Zweck mehr, unsre Zusammenkünfte geheim zu halten. Balaschow ist offenbar dahinter gekommen, wenn er auch nicht offen mit der Sprache herauskommt, sondern sich in Lobeserhebungen über Fock ergeht. Was ist das für ein Mensch?“

„Er ist kein schlechter Mensch, Majestät; aber wahrscheinlich hat er sich durch günstige Aussichten für die Zukunft verleiten lassen, mich, seinen Wohlthäter, zu verraten.“

„Das empfiehlt ihn nicht, beweist aber, daß er ein fähiger Mensch ist. Intriganten sind im Staate ebenso nützlich, wie ehrliche Leute; bisweilen sind die ersteren sogar nützlicher, als letztere.“

Wenn man Postsendungen öffnen muß, ist es nicht sehr vorteilhaft, ehrlich zu sein, dachte ich, und, offen gesagt, dieses Urteil erschreckte mich ein wenig. Vor allem überreichte ich dem Kaiser „Die Feldzüge des Prinzen Karl,“ und mit dem Buch zugleich eine

Quittung von Klostermann über den Empfang von zweihundert Rubel Banko.

„Ich habe die Eigentümlichkeit, niemals Geld bei mir zu tragen, ich werde aber Befehl erteilen, Ihnen dasselbe abzugeben," sagte der Kaiser.

Dann gab ich das mir für Beber bestimmte Schreiben zurück und meldete, daß Beber zum Großmeister und ich zu seinem Gehilfen gewählt sei.

„Ich gratuliere," sagte der Kaiser lächelnd.

Schließlich überreichte ich das versiegelte Geldpaket.

„Was ist denn das?"

„Das Geld, welches ich auf Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit vom Finanzminister erhalten habe."

„Dieses Geld ist nicht für mich bestimmt, geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin ab, sie wird wissen, was sie damit zu thun hat."

Ich dankte dem Kaiser in meinem, meiner Frau und meiner Kinder Namen.

Der Kaiser ergriff meine Hand und sagte: „Les petits cadeaux entretiennent l'amitié."

„Wenn das der Fall ist, Majestät, so gibt es für mich gar keine Mittel, um meinerseits das gütige Wohlwollen Eurer Majestät zu bewahren."

Der Kaiser lachte.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, das genügt, schade, daß Sie es mit Balaschow ganz verdorben haben, das kann Ihnen schaden."

„Ich habe, Majestät, gehandelt, wie mein Gewissen und meine Ehre es mir gebietet, und zum Beweise dessen, daß ich nichts andres suche, als nur meine innere Befriedigung, wage ich es, um die Erlaubnis zu bitten, meinen Abschied einzureichen."

„Solange ich am Leben bin, soll das nicht geschehen; aber immerhin wäre es besser, wenn Sie sich auch das Wohlwollen Balaschows zu bewahren gewußt hätten. Uebrigens haben Sie nichts zu befürchten."

„Majestät! Ich habe schon lange den Wunsch gehabt, Eurer Kaiserlichen Hoheit diese Bitte zu unterbreiten, jetzt wage ich es, dieselbe zu wiederholen."

Die Stirne des Kaisers verfinsterte sich und er erwiderte: „Ich liebe das nicht; was ich einmal beschlossen, das pflege ich nicht abzuändern."

Ich verstummte. Der Kaiser setzte sich in den Lehnstuhl und begann eine Feder zu beschneiden. Nach einigen Minuten des

Schweigens sagte er: „Setzen Sie sich,“ wobei er auf den Platz neben sich hinwies. Ich verneigte mich. Er wiederholte: „Setzen Sie sich hierher. Ich höre nicht ganz gut.“

Ich setzte mich.

„Aus dem Bericht des Grafen Rostoptschin über das, was man in Moskau spricht, sehe ich, daß man Ssperanski daselbst haßt, man glaubt, er habe mit der Schaffung der Ministerien und des Reichsrats in hinterlistiger Weise die Grundlagen der Selbstherrschaft untergraben.“ Der Kaiser hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Graf Markow urteilt über ihn sehr schroff und prophezeit eine schreckliche Zukunft, welche Napoleon Rußland bereiten werde. Hier in Petersburg wird Ssperanski allgemein gehaßt, und allenthalben im Volke äußert sich der Wunsch, seine Einrichtungen möchten abgeschafft werden. Folglich ist die Einführung der Ministerien ein Fehler. Ssperanski scheint La Harpe nicht ganz verstanden zu haben, meinen Lehrer, den ich liebe und verehre, wie man nur einen Wohlthäter lieben und achten kann. Ich will Ihnen diesen Entwurf geben. Vergleichen Sie ihn mit der bestehenden Einrichtung und sagen Sie mir Ihre Ansicht über die Ministerien. La Harpe hat auf französisch geschrieben, schreiben Sie auch in derselben Sprache.“

Während ich das Werk La Harpes in Papier einwickelte, schellte der Kaiser und befahl dem hereintretenden Kammerdiener, etwas zum Nachtessen aufzutragen. Es geschah, der Kaiser trank ein Glas Chambertin, kostete ein wenig von den gebratenen Haselhühnern, vom Brachs, Gelee, und bewirtete auch mich. Wir standen während der ganzen Zeit, der Kaiser war sehr aufgeräumt und scherzte über seine Umgebung.

„Es sind nette Leute in meiner Umgebung! Kozadawlew macht Durchstechereien, seine Frau sammelt den Tribut ein. Balaschow gibt mir die achtzigtausend Rubel nicht. Ich bestehe darauf, er behauptet, das Paket sei ohne Geld gefunden. Lauter Lügen. Graf T . . . . . . stößt mit Armfeld und Vernègues in ein Horn, letzterer hat mit seiner Frau ein Verhältnis. Wolkonski bittet beständig, ihm fünfzigtausend Rubel auf fünfzig Jahre ohne Zinsen zu leihen. Mit Mühe und Not habe ich mich mit ihm auf fünfzehntausend ohne Rückerstattung geeinigt. Lauter solche Leute habe ich zu Mitarbeitern.“

„Ich würde ihnen den Laufpaß geben.“

„Werden denn etwa die neuen besser sein? Diese sind schon satt, die neuen werden stets auf das nämliche ausgehen.“

Ungefähr um zwei Uhr nachts kehrte ich nach Hause zurück,

und die ganze Unterredung dieses Abends fiel mir schwer auf die Seele. Also hat Armfeld doch recht, sagte ich zu mir selbst, ... mit der Redlichkeit kommt man nicht weit: Hätte ich Balaschow von meinem ersten Besuch beim Kaiser Mitteilung gemacht, was mir von letzterem untersagt worden war, so hätte der Weg zur sogenannten Erhöhung, wenn auch auf gewissenlose Weise, offen gestanden. Es schmerzte mich, wenn ich daran dachte, wie Alexander Pawlowitsch der Intrigue den Vorzug gab ...

Am nächsten Tage besuchte mich Armfeld.

13.

„Nun, Teuerster," sagte Armfeld zu mir, „ich habe Ihnen das vorausgesagt und Sie wollten weder auf mich noch auf Vernègues hören. Dieser Schuft von Balaschow, gerade weil er ein Schuft ist, hat sich wieder emporgerichtet, und seine Stellung ist unerschütterlich fest. Man fürchtet sich vor ihm und ich fange an zu glauben, daß Sſperanski ein ehrenhafter Mann ist, weil er und Sie die Sache werden ausbaden müssen."

Ich: „Was ist dabei zu machen? Ich kann Sie aber versichern, daß ich, wenn die Sache wieder von vorne angefangen werden könnte, nicht anders handeln würde."

Armfeld: „Ihre Mutter hätte Sie, mein Herr, in dem Zeitalter der Ritter von der Tafelrunde zur Welt bringen sollen."

Ich: „Das ist eine bittre Ironie, ich sehe sehr gut den Abgrund, der sich vor mir ausbreitet; ich bin bereit, mich in denselben zu stürzen, aber meinen Grundsätzen will ich nicht untreu werden."

Armfeld: „Noch ist nicht alles verloren. Der Kaiser hat Ihnen eine Arbeit über die Ministerien aufgetragen, gehen Sie Sſperanski gehörig zu Leibe, das wird Beifall finden."

Ich: „Sie machen mir die Ehre, mich einen Ritter von altem Schlage zu nennen, und jetzt raten Sie mir zu den niedrigen Mitteln unsrer Zeit, einzig und allein, um Carriere zu machen. Verlohnt das wohl der Mühe, wenn das ganze Leben und alles, was drum und dran ist, keinen Heller wert ist?"

Armfeld: „Ich wünschte, ich könnte die Philosophie verstehen, welche Ihnen diese Prinzipien eingeprägt hat. Ja, wenn Sie noch irgend jemand damit retten könnten, dann ließe ich es gelten, aber

ich sage Ihnen, das ist unmöglich und Sie gehen ins Verderben, für wen aber das?"

Ich: „Für die gute Sache und für die heilige Wahrheit."

Armfeld: „Papperlapapp! Sie müssen wissen, daß Sſperanski, ob er nun schuldig ist oder nicht, geopfert werden muß; das ist unumgänglich notwendig, damit die Nation sich um das Staatshaupt schart und für den Krieg, der ein nationaler werden muß."

Ich: „Wohl möglich, aber warum zu so unwürdigen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Gesetzt, man schlüge mir vor, mich zu opfern, so würde ich das mit freudigem Herzen thun. Für eine gute Sache zu sterben, ist ein beneidenswertes Los."

Armfeld: „Und stehen diejenigen, mit welchen Sie es zu thun haben, auch auf dieser Höhe? Verstehen sie den edlen Trieb zur ritterlichen Selbstaufopferung? Welche andern Mittel können also die Monarchen haben, als Denunziation, Verleumdung u. s. w. Thun Sie mir den Gefallen, schicken Sie Ihre Philosophie zum Teufel und leben Sie so wie wir."

Ich: „Mit Vergnügen, denn ich habe beschlossen, meinen Abschied zu nehmen."

Armfeld: „Wieder eine Thorheit. Adieu!"

Diese Unterredung enthüllte mir das Geheimnis, daß Sſperanski, unter dem Vorwande des Verrats am Vaterlande, um jeden Preis beseitigt werden sollte. In dem gemeinsamen Hasse gegen den Verräter sollten sich alle Stände vereinigen und so von patriotischer Begeisterung für den bevorstehenden Krieg erfüllt werden.

Das Publikum, angespornt durch die Heimlichkeit, denn ein offenbares Verbrechen lag nicht vor, legte alles auf seine Art aus, nannte Sſperanski einen Verräter und bezeichnete mich als denjenigen, der sein unerhörtes Verbrechen aufgedeckt hatte.

Balaschow verlangte schon nicht mehr, daß ich zu ihm käme, außer etwa in den Fällen, wo Fock nicht Bescheid wußte. Als ich das bemerkte, übergab ich Fock, als meinem Gehilfen, alle laufenden Angelegenheiten und behielt mir die Berichterstattung an den Kaiser vor. Balaschow verbreitete nunmehr, ich weiß nicht, ob auf Befehl oder von sich aus, durch seine Agenten die allerunsinnigsten Gerüchte über meine Beziehungen zu Caulaincourt, zum verschickten Chitrowo und andern, während dessen aber suchte er als Freund Magnitzkis und Sſperanskis zu erscheinen.

14.

Am 11. März 1812 wurde ich plötzlich des Morgens zum Kaiser beschieden.

„Es ist aus!“ sagte der Kaiser, „und so leid es mir auch thut, ich muß mich von Ssperanski trennen. Ich habe schon Balaschow den diesbezüglichen Auftrag erteilt, aber ich traue ihm nicht, und habe ihm deshalb befohlen, Sie mitzunehmen. Sie werden mir alle Einzelheiten über seine Abreise berichten.“

„Ich habe noch niemals mit solchen Abfertigungen etwas zu thun gehabt.“

„Im gegebenen Falle muß das schon so sein.“

„Gestatten mir Majestät, eine Gnade zu erbitten?“

„Nun, und was?“

„Balaschow steht Ssperanski und Magnitzki so nahe, daß er genötigt sein wird, gegen sie eine solche Nachsicht zu üben, wie sie, nach meinen Grundsätzen, ihnen nicht erwiesen werden darf. Dieser Umstand wird mich auf immer mit Balaschow verfeinden und ich werde mir einen mächtigen Feind erwerben.“

„Das geht Sie gar nichts an. Ich befehle es Ihnen; das ist um meinetwillen nötig, denn ich bin davon überzeugt, daß Sie nichts vor mir verheimlichen werden. Uebrigens lassen Sie Balaschow thun, was er will; mich aber werden Sie von allem, was da geschieht, benachrichtigen.“

„Ich füge mich dem Willen Eurer Majestät!“

„So ist es recht! Ich bin mit Ihnen zufrieden und als Beweis meines Zutrauens zu Ihnen will ich Ihnen mitteilen, daß ich Ssperanski gefragt habe, ob ich persönlich an dem bevorstehenden Krieg teilnehmen soll. Er hatte die Unverschämtheit, mir alle kriegerischen Talente Napoleons zu schildern und daraufhin zu raten, eine Bojarenversammlung einzuberufen, dieser die Führung des Krieges zu überlassen und selbst in den Hintergrund zu treten. Was bin ich denn? Eine Null? Hieraus sehe ich, daß er die Selbstherrschaft zu untergraben gesucht, die ich ungeschmälert meinen Erben zu überliefern verpflichtet bin. Balaschow wird Sie benachrichtigen, wann Sie fahren sollen. Sorgen Sie dafür, daß ich alles erfahre. Leben Sie wohl!“ Kaum war ich bis zur Thür gegangen, als der Kaiser mich zurückrief. „Niemand darf etwas davon wissen, denn Ssperanski und Magnitzki ahnen nichts.“

15.

Am 17. März um fünf Uhr abends ließ der Minister mich abholen und sagte zu mir mit einem Lächeln, das seine Unzufriedenheit verriet: „Wir gehen heute abend alle beide auf Reisen.“

Ich: „Wohin denn das, Eure Excellenz?“

Balaschow: „Um einige Freunde zu expedieren.“

Ich: „Meine?“

Balaschow: „O nein!“

Ich: „Wessen denn?“

Balaschow: „Ssperanski, Magnitzki und Bologowskoi.“

Ich: „Eure Excellenz haben mich noch nie bei solchen Gelegenheiten benutzt.“

Balaschow (mit einem süßsauren Lächeln): „Der Kaiser wünscht es so! Ich habe gemeldet, daß Sie dazu nicht geeignet sind; ich habe Lawrow, Graf Wassiljew und sogar P. W. Kutuzow vorgeschlagen, aber der Kaiser wollte außer Ihnen niemand haben.“

Ich: „Gestatten Sie mir, mich krank zu melden.“

Balaschow: „Das geht nicht!“

In diesem Augenblick kommt Magnitzki, ohne sich angemeldet zu haben, ins Zimmer gestürzt, ganz außer sich. Als er mich bemerkte, warf er mir einen kurzen Blick zu und es schien, als ob er erschrak; er nickte Balaschow mit dem Kopfe zu, auf mich hinweisend, und dieser bemerkte: „das macht nichts, was wünschen Sie?“

Magnitzki: „Sie haben mir die Reiseroute versprochen.“

Balaschow: „Jawohl, da haben Sie dieselbe.“

Magnitzki (durch eine Verbeugung sich bedankend): „Thun Sie mir den Gefallen . . .

Balaschow (läßt ihn nicht aussprechen): „Alles wird geschehen, seien Sie außer Sorge, es begleitet Sie auf der Reise ein von mir ausgewählter, tüchtiger Offizier.“

Magnitzki: „Aber die Reiseroute für meine Frau?“

Balaschow: „Sie dürfen nicht auf der Reise zusammentreffen. Für sie ist eine andre Reiseroute bestimmt.“

Magnitzki: „Meinen verbindlichsten Dank!“

Magnitzki entfernte sich, nachdem er nur Balaschow allein eine Verbeugung gemacht; letzterer sagte zu mir: „Finden Sie sich um sieben Uhr hier ein. Wir wollen zusammen fahren.“

Also so werden die Befehle des Kaisers ausgeführt, sagte ich vor mich hin. Sie sollen nichts erfahren und sind doch vorbereitet.

Balaschow hat sich selbst in eine solche Lage gebracht. Daß er nicht umhin kann, seinen Wohlthätern gegenüber sich dienstbereit zu zeigen, und dadurch, daß er sich gegen sie freundschaftlich erweist, macht er sein Vergehen dem Kaiser gegenüber nur noch ärger! Doch wie dem auch sein möge, ich will mit Balaschow nichts mehr zu schaffen haben. Wer sich mit dem Laster befreunden und ihm dienen will, muß selbst lasterhaft sein. Hätte man denn Ssperanski nicht seinen Abschied nehmen lassen können? Wozu brauchte man der Sache den Anschein eines Verbrechens zu geben, ohne daß sich seine Schuld beweisen ließ? In seinen Neuerungen fügte sich Ssperanski dem allerhöchsten Willen, obgleich er vielleicht im geheimen, ebenso wie La Harpe, westeuropäische Ziele verfolgte. Was wird aber mit mir geschehen? Habe ich doch aus dem Munde des Kaisers zu hören bekommen, daß ein Intrigant notwendiger ist, als ein ehrlicher Mensch!

In der Zwischenzeit bis sieben Uhr brachte ich alle Kanzleipapiere in Ordnung; die geheimen Papiere des Kaisers verschloß ich bei mir, machte einen Rundgang durch alle Abteilungen, zu den einzelnen Tischen herantretend, und nachdem ich alles in Ordnung gebracht, schrieb ich, wie gewöhnlich, den Tagesbericht nieder, unterschrieb denselben, ließ ihn von Fock unterschreiben und begab mich um sieben Uhr zum Minister.

Pünktlich um sieben Uhr betrat ich das Arbeitszimmer des Ministers.

16.

„Es ist hohe Zeit!" sagte er, „ich glaube, man wartet schon lange auf uns."

Wir bestiegen einen großen, mit drei Pferden bespannten Schlitten, neben welchem ein Unteroffizier von der Polizeiwache und zwei Dragoner ritten. Alle jagten in vollem Galopp daher. Zuerst fuhren wir bei Magnitzki vor.

Er empfing uns im Vorzimmer, führte uns in das nächste Gemach und sagte, auf eine Thür hinweisend: „Haben Sie die Güte einzutreten, da ist mein Arbeitszimmer." Wir betraten dasselbe. Hier war alles wie zu einem Fest vorbereitet.

„Haben Sie nicht irgend etwas, was Sie mitzunehmen brauchen?" fragte der Minister.

„Ich weiß wirklich nicht," antwortete Magnitzki, „allenfalls noch dieses Paket mit Briefen."

„Nehmen Sie es," sagte der Minister.

Magnitzki warf einen Blick auf mich; ich schwieg. Er nahm einen gehörigen Packen und steckte ihn in das Reiseportefeuille. Balaschow aber fügte hinzu: „Sehen Sie zu, ob Sie nicht noch etwas nötig haben."

„Nein," antwortete Magnitzki, „das sind lauter Akten über die laufenden Geschäfte und Konzepte, die ich zu nichts gebrauchen kann."

Wir verließen das Zimmer.

Balaschow wandte sich zu mir und sagte: „Wollen Sie die Güte haben, diese Thür zu versiegeln;" dabei reichte er mir Lack und Petschaft.

Man brachte ein Licht und ich vollführte den Befehl des Ministers.

Die Hände zitterten mir, das Blut kochte in mir; Magnitzki bemerkte dies, Balaschow auch, sie tauschten miteinander einen Blick aus und sahen mich darauf voller Unwillen an. Magnitzki bat uns, ihm in das Gastzimmer zu folgen, wo seine Frau und seine Kinder sich befanden. Alle nahmen Platz; an mich dachte niemand. Ich stellte mich an den Ofen mitten im Zimmer, welches eher einem großen Saal als einem Gastzimmer glich.

Balaschow erzählte etwas, aber so leise, daß ich nichts hören konnte. Magnitzki geriet in Aufregung; durch Bewegungen, Gestikulationen gab er seinen Unwillen zu erkennen und warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu, aber kein einziges Wort drang zu meinen Ohren. Endlich erhob man sich. Magnitzki bat Balaschow, dem Kaiser zu melden, daß er nichts zum Leben habe und fügte hinzu: „Es wird eine Schande für ihn sein, wenn ein mit dem Stern gezierter Mann wie ein Taglöhner für den Unterhalt seiner Familie Holz zu spalten anfängt."

Balaschow antwortete: „Alles soll gemeldet werden, seien Sie außer Sorge."

Magnitzki fuhr fort: „Ich habe weder Geld, noch eine Mütze, noch Pelzstiefel."

„Ich werde Ihnen eine Mütze und Stiefel bringen; wieviel Geld brauchen Sie?"

„Thun Sie mir den Gefallen, bringen Sie mir wenigstens etwa dreitausend; ich muß meiner Frau etwas zurücklassen, für die Reise etwas mitnehmen, und auch nach meiner Ankunft in Wologda habe ich Geld nötig. Wer wird dort was geben?"

„Soll alles geschehen; ich werde gleich zurückkehren.“

Balaschow wollte aufbrechen. Magnitzki machte Anstalten, ihn hinauszubegleiten, und ich blieb beim Ofen stehen.

Als Magnitzki zurückgekommen, sagte er laut zu seiner Frau: „Quel bonheur, ma chère amie, d'avoir un ami, comme Balaschoff! Que ferions-nous dans ces circonstances désastreuses?“

Die Frau dankte auch ihrem Gott für einen so treuen Freund.

„C'est, comme vous l'avez entendu, ce diable d'Armfeld, qui nous a préparé cet abîme et encore un monsieur, au quel nous n'avons rien fait et que je ne veux pas nommer.“

Da riß mir die Geduld.

„Je suis très étonné, Mr. Magnitzki,“ sagte ich, „que vivant presque à la cour, vous avez eu si peu de perspicacité et que vous vous êtes endormi avec complaisance, sur tout les faux rapports et les fausses assurances d'amitié qu'on vous a prodigué.“

Magnitzki stand wie vom Blitz getroffen da.

„Au nom du ciel, dites-moi un mot seulement, est ce Voiekoff, qui exile avec nous?“

Ich schwieg und blickte ihn ärgerlich an.

„Ayez pitié de nous, monsieur, de cet enfant,“ rief seine Frau unter Thränen, „dites-nous: est ce Voiekoff?“

„A quoi peut cela vous servir maintenant?“ antwortete ich.

„Peut-être cela nous sauvra,“ erwiderte Magnitzki.

Seine Frau schickte sich bei diesen Worten an, vor mir auf die Kniee zu sinken. Ich hielt sie davon zurück und antwortete gerührt: „Bologofskoi part avec vous.“

Magnitzki schlug sich heftig vor die Stirn: „Ah les traîtres! j'y suis,“ rief er. „Dieu, quelle infamie!“

Er begann hastig im Zimmer auf und nieder zu schreiten, indem er dabei sagte: „Le coquin, l'infâme et sot de Bologofskoi qui a encore donné dans le panneau.“

Darauf trat er hastig auf mich zu und sagte: „Sseranski ist noch nicht beim Kaiser eingetreten, gestatten Sie mir, einige Zeilen an ihn zu schreiben.“

„Kann ich Ihnen das verbieten?“ antwortete ich. „Gehen Sie in das Nebenzimmer, wohin ich Ihnen aus Anstandsrücksichten nicht folgen werde, und auch ohne meine Erlaubnis können Sie Ssperanski mitteilen, was Sie wollen.“

Er eilte in das Nebenzimmer, kehrte nach einigen Minuten zurück und sagte, auf mich zutretend: „Quel malheur pour nous, monsieur, que nous n'avons pu faire votre connaisance plutôt!“

Ich schwieg.

Jetzt sprachen Mann und Frau zwanglos von dem über sie hereingebrochenen Ungemach. Er bat die Frau, recht bald nach Wologda zu kommen, den Verkauf der Sachen jemand zu übertragen und den daraus erzielten Betrag Balaschow zu bezahlen. Schließlich suchten sie sich mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen zu trösten.

Nun kam auch Balaschow zurück und brachte alles, was er versprochen hatte, mit sich. Magnitzki riß ihm die Mütze aus der Hand, setzte sich dieselbe auf den Kopf, trat vor den Spiegel und sagte zu seiner Frau: „Voyez, ma chère amie, suis-je bien coiffé par la police?“

„Eh! On ne peut plus admirablement,“ antwortete die Frau, unter Thränen lächelnd.

Balaschow übergab ihm das Geld, indem er sagte: „Sie werden es mir zurückgeben, wenn Sie dazu im stande sind.“

Magnitzki antwortete: „Meine Frau wird unsre Sachen verkaufen lassen; was daraus erzielt wird, sollen Sie erhalten; sollte nicht die ganze Summe gedeckt werden, so stehe ich Ihnen für den Rest ein.“

Balaschow war, glaube ich, betroffen über den trockenen Ton der Antworten; er machte sich bereit, Abschied zu nehmen; darauf sagte er, zu mir gewandt: „Expedieren Sie Michael Leontjewitsch, ich werde für Sie einen Schlitten zurücklassen; ich selbst aber muß zu Ssperanski fahren, damit dort nicht etwas passiert; nach Abfertigung Magnitzkis kommen Sie alsbald zu Ssperanski gefahren.“

Ich verneigte mich, merkte aber sehr wohl, daß er sich nur deshalb beeilte, um Ssperanski in meiner Abwesenheit expedieren zu können.

Der Reiseschlitten und der Polizeioffizier standen bereit, man begann mit dem Einpacken der Sachen, alles das ging langsam, und kein Wunder, denn die Frau suchte den Mann wenigstens noch einige Minuten länger zu behalten; ich drängte nicht zur Eile.

„Vous verrez: ce coquin de Balaschoff est allé encore tromper Speransky,“ sagte Magnitzki zu mir.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds.

Eine Thräne trat mir ins Auge, ich ging ins andre Zimmer.

Magnitzki eilte mir nach, warf sich mir um den Hals und sagte: „Mein Gott! Warum habe ich Sie nicht früher kennen gelernt? Auch daran ist dieser Bösewicht schuld.“ Er drückte mich noch zum letztenmal an seine Brust und lief eilig die Treppe hinunter. Weder

ſeine Frau, noch ſein Sohn gaben ihm das Geleit, ich allein folgte ihm. Auf ſeine Bitte hin ſagte ich dem Polizeioffizier, er möge nicht vergeſſen, mit wem er fährt; „und wenn ich von Seiner Excellenz nur die geringſte Klage höre, ſo ſoll das ſtreng beſtraft werden.“ Wir umarmten uns noch einmal mit Magnitzki.

„Sie haben im Unglück mir die letzten Augenblicke in Petersburg verſüßt,“ ſagte er zu mir, „Gott lohne es Ihnen.“

Ich ſetzte mich ſchleunigſt in meinen Schlitten und fuhr um elf Uhr nachts beim Hauſe Sſperanskis vor. Im Vorzimmer bemerkte ich zwei Diener im Reiſekoſtüm, im Pelz, mit Pelzſtiefeln u. ſ. w.

Auf meine Frage: „Wer ſeid ihr?“ antworteten ſie: „Wir begleiten unſern Herrn auf ſeiner Reiſe nach Niſhni Nowgorod.“

Ich trat ins Zimmer, eine Art Saal, wo ich Balaſchow auf einem Diwan ſitzen ſah; vor ihm ſtand ein kleiner Tiſch, auf demſelben brannte ein Endchen von einem Talglicht. Ich machte ihm Meldung von der Abreiſe Magnitzkis. „Die Frau und der Sohn Magnitzkis laſſen alle grüßen.“

Balaſchow: „Ich geſtehe, daß ich deshalb fortgefahren, um nicht Zeuge einer ſo ergreifenden Scene ſein zu müſſen.“

Ich gab mir den Anſchein, als glaubte ich ihm das. „Ja,“ antwortete ich, „Zeuge einer ſolchen Scene zu ſein, iſt nicht ſehr angenehm, aber lehrreich, wenn man als Familienvater das, was man zu ſehen bekommt, auf ſeine eigene Perſon anwendet! Uebrigens, abgeſehen von dem Augenblick der Trennung, welche Ruhe, Kaltblütigkeit, Faſſung! Sollte ein Verbrecher wirklich eine ſo würdige Maske annehmen können?“

Balaſchow erhob ſich, begann auf und ab zu gehen, blieb plötzlich ſtehen und ſagte: „Es iſt ſonderbar, daß Sſperanski noch immer nicht vom Kaiſer zurück iſt.“

Ich: „Mir geht ein lächerlicher und zugleich nicht ſehr tröſtlicher Gedanke durch den Sinn. Wie wär's, wenn es ihm gelingt, ſich zu rechtfertigen, und wenn an Stelle von Sſperanski Eure Excellenz mit mir, Ihrem eifrigen Diener, zuſammen verſchickt werden würden?“

Balaſchow: „Ich muß geſtehen, dieſer Gedanke beunruhigte auch mich, ſo lange ich allein war. Was kann man wiſſen? Auf nichts kann man ſich verlaſſen.“

Ich: „Wenn dies geſchehen ſollte, ſo werden Eure Excellenz an mir einen treuen und munteren Reiſegefährten haben.“

Balaſchow: „Woher das?“

Ich: „Es könnte gar nichts Spaßhafteres geben, als wenn das lange Drama ein tragikomisches Ende nehmen würde. Wir sollen expedieren und plötzlich werden wir selbst expediert.“

Balaschow suchte seine Verwirrung dadurch zu verbergen, daß er laut auflachte. Man merkte es ihm aber sehr wohl an, daß ihm gar nicht lächerlich zu Mute war. In diesem Tone wurde die Unterhaltung fortgesetzt, als eine Kutsche in den Hof fuhr.

„Da ist er!“ rief Balaschow, nahm seinen Hut in die Hand und stellte sich neben mich hin.

Ssperanski trat ein; an seinem Gesichtsausdruck war nichts Besonderes zu bemerken; er hielt ein Portefeuille in der Hand und sagte in ruhigem Tone: „Entschuldigen Sie, meine Herren! Der Kaiser hat mich aufgehalten.“ Dann wandte er sich zu Balaschow und fragte: „C'est apparement Mr. de Sanglen?“

Als Balaschow diese Frage bejahte, trat Ssperanski auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Je suis bien fâché, monsieur, de n'avoir pu faire votre connaissance plutôt.“

Balaschow warf mir einen schielenden Blick zu; ich machte Ssperanski meine Verbeugung.

Ssperanski fügte hinzu: „Au reste, j'emporterai avec moi un bon souvenir de vous.“

Balaschow blickte mich erstaunt an.

Ssperanski wandte sich zu Balaschow und sagte: „Ist es Ihnen gefällig, so gehen wir auf mein Arbeitszimmer,“ und schritt voraus. Balaschow, der sehr verlegen wurde, sagte leise zu mir: „Lassen Sie mich nur auf eine halbe Stunde mit ihm allein, dann werde ich Sie rufen.“

Balaschow begann für mich eine jämmerliche und verächtliche Figur vorzustellen. „Wie Sie wünschen,“ antwortete ich trocken. Balaschow ging Ssperanski nach, und ich ließ mich auf ein Kanapee gegenüber der Thür des Schreibzimmers nieder. Natürlich dachte Balaschow nicht daran, mich zu rufen; die Thür des Schreibzimmers wurde öfters von den Leuten geöffnet, welche die Koffer u. s. w. hinaustrugen, und dann konnte man sehen, wie im Kamin Schriftstücke verbrannt wurden.

Noch jetzt, nach vielen Jahren, kann ich es ebensowenig, als damals, verstehen, wie Ssperanski das über sich gebracht hat. Gesetzt, daß alle verbrannten und beiseite geschafften Papiere unschuldiger Art gewesen wären, aber durch dieses Verfahren erhielten sie mindestens einen verdächtigen Anstrich. Wenn dieselben unschuldiger Art waren, so hätte Ssperanski auf jeden Fall auch mich hin-

zuziehen müssen; denn gewiß hatte ihm Balaschow schon mitgeteilt, daß ich vom Kaiser dazu auserſehen war, von allem Zeuge zu sein. Möge er das nun gethan haben oder nicht, Sſperanski hätte gewiß in seinem eigenen Interesse meine Anwesenheit verlangen müssen. Einmal machten die Diener die Thür zu weit auf; ich konnte mich nicht enthalten, zu bemerken: „Sagt Michael Michailowitsch, ich lasse bitten, er möchte etwas weniger Papiere verbrennen. Es wird hier unerträglich heiß." Was wird, so dachte ich, abgesehen von dem Kaiser, das Publikum dazu sagen? Und muß nicht jeder, der es noch so gut mit Sſperanski meint, unwillkürlich Verdacht schöpfen, welcher nach der Abreise Sſperanskis bei allen zur Gewißheit werden wird, daß nämlich die verbrannten und beiseite geschafften Papiere verbrecherische Umtriebe enthielten? Nolens volens wird man sagen: „Da muß etwas dahinterstecken." Was mich anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich sehr froh war, von Balaschow nicht gerufen zu werden, denn ich hätte meine Fassung nicht bewahrt und es hätte eine unangenehme Scene gegeben.

Endlich nach längerer Zeit traten Sſperanski und Balaschow aus dem Arbeitszimmer. Ersterer nahm ein Licht und forderte uns beide mit Balaschow auf, ihm in das Hausbureau zu folgen. Ich machte eine Verbeugung und rührte mich nicht von der Stelle.

„Nun, wollen wir gehen," sagte Sſperanski zu mir in freundlichem Tone.

Ich antwortete: „Da ich nichts Besseres zu thun hatte, so habe ich, Excellenz, alle Zimmer durchwandert und außer Tischen und verschlossenen Schränken nichts bemerkt."

„Immerhin," sagte Sſperanski, „wollen wir zusammen einen Rundgang machen."

Er setzte uns auseinander, welche Akten in jedem einzelnen Schrank aufbewahrt werden, und nachdem wir drei oder vier Zimmer besucht, kehrten wir wieder in den ersten Saal zurück.

Sſperanski und Balaschow gingen im Saale auf und nieder, ersterer mit einer Kaltblütigkeit, Ruhe und Fassung, die mich mit Achtung zu ihm erfüllten. Balaschow ging neben ihm, wie ein Schuljunge, der ängstlich darum besorgt ist, ob der Lehrer nicht weiß, was er alles für dumme Streiche gemacht hat!

Die ersten Worte Sſperanskis waren: „Gott gebe, daß meine Abreise dem Kaiser und dem Vaterlande zum Nutzen gereichen mögen! Bitte Seine Majestät wissen zu lassen, daß ich mit den innigsten Wünschen für das Glück Rußlands abreise."

Balaschow: „Wer wird bei uns Staatssekretär sein?"

Sperański: „Ich wünschte, die Wahl träfe einen würdigen und tüchtigen Mann."

Balaschow: „Ich glaube, Olenjin ist dazu bestimmt."

Sperański (die Achseln zuckend): „Mich würde es mehr interessieren, zu wissen, wer in diesem vaterländischen Kriege den Oberbefehl haben wird."

Balaschow: „Das weiß man bis jetzt noch nicht."

Sperański: „Man muß Gott darum bitten, alles möge zum Heile Rußlands endigen."

Die Unterhaltung wollte nicht so recht in Fluß kommen; es traten in einem fort Pausen ein. Balaschow, glaube ich, wollte etwas herausbekommen, Sperański aber war auf seiner Hut.

Balaschow: „Wünschen Sie nicht von Ihrer Tochter Abschied zu nehmen?"

Sperański: „Nein, das würde auf mich einen zu ergreifenden Eindruck machen. Ich habe den Kaiser gebeten, sie mir morgen nachschicken zu lassen."

Balaschow: „Haben Sie nicht sonst noch etwas nötig?"

Sperański: „Ich danke Ihnen, ich habe alles Ceumern übertragen, er leitet alle meine geschäftlichen Angelegenheiten. Ist es aber nicht schon Zeit für mich, abzureisen und Sie, meine Herren, zur Ruhe gehen zu lassen?"

Balaschow: „Jakob Iwanowitsch! versiegeln Sie das Schreibzimmer; da haben Sie den Petschaft dazu."

Ich rief den Revieraufseher Schipulinski herbei; er brachte Licht und eine Schnur, um das Schloß zu verbinden, und ich drückte das Siegel darauf.

Sperański und Balaschow gingen stumm im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb Sperański stehen und sagte: „Alexander Dmitrijewitsch, das zweite Portefeuille haben wir im Arbeitszimmer vergessen."

Balaschow: „Nehmen Sie die Siegel ab, Jakob Iwanowitsch!"

Ich rührte mich nicht von der Stelle.

Balaschow: „Nun, ich habe Sie doch gebeten, das Siegel abzunehmen."

Ich: „Zweimal zu versiegeln und das Siegel wieder abzunehmen bin ich nicht befugt."

Balaschow gab Schipulinski einen Wink, dieser warf mir einen Blick zu und nahm darauf das Siegel ab. Balaschow und Sperański betraten das Schreibzimmer und schlossen ein wenig die Thür. Kurze Zeit darauf kamen beide wieder zurück, mit einem Portefeuille,

das noch mehr vollgestopft war, als das erste. Balaschow wandte sich mit einem spöttischen Lächeln zu mir, indem er sagte: „Bitte zu versiegeln."

„Zum zweitenmal wage ich das nicht zu thun," antwortete ich.

Balaschow erteilte wiederum Schipulinski den Befehl und hielt selbst das Licht; so wurde das Schreibzimmer aufs neue versiegelt.

Balaschow (gereizt): „Sie vergessen sich."

Ich: „Sie haben recht, Excellenz, einer von uns vergißt sich, indem er seinen Verpflichtungen nicht gewissenhaft nachkommt; ich bedaure, daß Michael Michailowitsch dem Kaiser und Rußland zu dem Verdachte Anlaß geboten, daß diese Mappen Dinge enthalten, die verheimlicht werden müssen."

Ssperanski, der vermutlich keine Lust hatte, Zeuge eines Streites zu sein, wandte sich an Balaschow und sagte: „Leben Sie wohl, Alexander Dmitrijewitsch, ich danke Ihnen;" sie umarmten sich. „Leben Sie wohl, Jakob Iwanowitsch," fügte Ssperanski hinzu.

Ich verneigte mich.

Balaschow ging, um Ssperanski hinauszubegleiten; ich blieb im Saal zurück. Balaschow kehrte zurück und sagte zu mir in wütendem Tone: „Was soll das heißen? Was soll Ssperanski von Ihnen denken?"

Ich: „Das weiß ich nicht, denn ich bekümmere mich niemals darum, was die Leute sagen, sondern nur darum, was mir mein Gewissen sagt."

Balaschow: „Was wollen Sie damit sagen?"

Ich: „Ich will sagen, daß, wenn Ssperanski mein eigener Vater wäre, ich ihm die Hand küssen, über unsre Trennung und über das Unglück, welches ihn betroffen, wohl weinen, aber sofort sein Schreibzimmer versiegeln und niemand auch nur ein Blatt herauszutragen erlauben würde."

Balaschow: „Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen, muß Sie aber bitten, sich nicht zu vergessen."

Ich: „Zwischen uns ist alles aus. Ich diene nicht mit Ihnen zusammen, folglich sind Sie nicht mehr mein Vorgesetzter und ich nicht Ihr Untergebener."

Balaschow: „Gut! Aber zuerst wollen wir zu Bologowskoi fahren."

Ich: „Bei Bologowskoi ist nichts zu versiegeln; der Befehl lautet, ihn einfach so abzufertigen. Gestatten Sie mir, Ihnen das Vergnügen allein zu überlassen, den Sohn Ihrer Wohlthäterin Mironia Petrowna Bologowskoi zu expedieren."

Balaschow: „Sie sollen wissen, daß Sie an mir, und zwar für immer, einen unversöhnlichen Feind haben!“

Ich: „Das weiß ich sehr wohl, und bin sehr dankbar dafür.“

Balaschow: „Das wollen wir noch sehen, wenn keiner von meinen Kollegen Sie bei sich wird haben wollen, und Sie von allen Seiten sich verfolgt sehen werden.“

Ich: „Das ist's gerade, was ich brauche; Sie werden dann im wahren Lichte erscheinen; früher oder später wird aber die Wahrheit doch den Sieg davontragen.“

Balaschow bestieg seine Kutsche, ich den Schlitten.

Zu Hause angekommen, ließ ich unverzüglich Fock holen, damit er sofort die Geschäfte übernehme, in Gemäßheit des Rapports, den ich für den Minister vorbereitet und von ihm hatte unterschreiben lassen, wovon vorher die Rede war.

17.

Am Tage darauf wurde ich um zwölf Uhr mittags zum Kaiser beschieden und im großen Arbeitszimmer empfangen.

„Balaschow hat mir gesagt, daß er mit Ihnen äußerst unzufrieden ist, und daß sogar weder er mit Ihnen, noch Sie mit ihm zusammen dienen wollen. Ich ahne was . . .“ Der Kaiser fing an zu lachen. „Sein Bericht ist nicht ganz klar, verworren, er schiebt die Schuld aber auf Sie, Sie hätten es nicht verstanden, sein Gehilfe zu sein.“

„Ich bin es, der zuerst erklärt hat, mit ihm nicht dienen zu können, Majestät! Ich bin stolz darauf, daß ich es nicht verstanden habe, sein Gehilfe zu sein. Er hat allein gehandelt, ich aber war, und auch das nur bisweilen, Zuschauer.“

„Sie können sich nicht vorstellen, ein wie schwerer Tag gestern für mich war! Ich habe Sperانski zu mir herangezogen, ihm eine hohe Stellung gegeben und hatte volles Vertrauen zu ihm, und nun sehe ich mich gezwungen, ihn zu verschicken. Ich habe Thränen vergossen.“ Und in diesem Augenblick trat in der That Seiner Majestät eine Thräne ins Auge.

Ich schwieg.

Nach einigen Minuten sagte der Kaiser: „Erzählen Sie mir ausführlich, was und wie alles vor sich gegangen.“

Ich begann meinen Bericht in der Weise, wie ich es schon des näheren auseinandergesetzt. Als ich bis zu der Stelle gekommen war, wo Balaschow nach der Mütze, den Pelzstiefeln und dem Gelde für Magnitzki abfuhr, fiel mir der Kaiser ins Wort: „Das hat mir Balaschow nicht erzählt, wahrscheinlich will er dieses Geld von mir zurückerhalten, denn er schilderte mir in sehr rührenden Ausdrücken die Lage Magnitzkis; ich machte aber so, als verstünde ich nichts.“ Als ich wiederum auf Magnitzki zu sprechen kam, wie er sich vor den Spiegel stellte und mit der Mütze auf dem Kopf zu seiner Frau sagte: „Suis-je bien coiffé par la police? Eh?“ fing der Kaiser laut zu lachen an, indem er hinzufügte: „Er ist witzig, klug aber schrecklich leichtfertig.“ Ferner schien der Kaiser sehr verwundert darüber, daß Balaschow mich allein bei Magnitzki zurückgelassen hatte, selbst aber zu Ssperanski gefahren war. „Auch davon hat mir Balaschow nichts gesagt,“ bemerkte er. Bei Erwähnung dessen, daß ich auf die Frage Magnitzkis, ob Wojejkow mit ihnen reist, die Antwort gab: nicht Wojejkow, sondern Bologowskoi, und daß Magnitzki sich von mir die Erlaubnis erbat, einige Worte an Ssperanski schreiben zu dürfen, — unterbrach der Kaiser meine Erzählung und sagte ärgerlich: „Wenn das aus Mitleid geschehen, so war letzteres in diesem Falle nicht am Platz, ja es war sogar ein Verbrechen und hat mich in eine äußerst schwierige Lage versetzt; denn als Ssperanski bei mir eingetreten war und sich anschickte, seine Mappe zu öffnen, ich aber zu ihm sagte: ‚Lassen Sie das, Michael Michailowitsch, ich habe eine andre Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen,‘ erwiderte er zu meinem größten Erstaunen kaltblütig: ‚Majestät! Ich weiß alles; wenn ich Sie heute verlassen haben werde, muß ich nach Nishni Nowgorod abreisen. Gestatten Sie mir aber von dem letzten Augenblick Gebrauch zu machen, wo ich das Glück habe, vor Ihnen zu stehen, und Ihnen dadurch meine treu unterthänigste Ergebenheit zu bezeugen.‘ Hierauf begann er mir Balaschow in solchen Farben zu schildern, welche mir Entsetzen einflößten. Sie sind es, der ihm die Augen geöffnet hat.“

„Ich konnte, Majestät, unmöglich Magnitzki mitteilen, er solle sich zu Balaschow begeben, um sich die Reiseroute zu erbitten; ebensowenig konnte ich Ssperanski davon Mitteilung machen, daß er nach Nishni Nowgorod reisen wird, denn ich wußte das nicht und konnte es nicht wissen; ich wußte es sogar dann noch nicht, als Balaschow mir am Abend erklärte, ich müsse mit ihm zusammen fahren, um einige Freunde zu expedieren. Man müßte in Erfahrung bringen, auf wessen Befehl die Leute Ssperanskis Reisekleidung angelegt

hatten und woher sie es wußten, daß ihr Herr sich nach Nishni Nowgorod begibt. Dazu kommt, daß Balaschow, nachdem er mich bei Magnitzki angeschwärzt, sich das Märchen mit Wojejkow ausgedacht hat. Als ich Zeuge von der Verzweiflung Magnitzkis und seiner Familie wurde und ihn von Verleumdung umgarnt sah, habe ich, durch die Thränen der Seinigen gerührt, die volle Wahrheit gesagt, um die Verleumdung Balaschows von mir abzuwälzen."

„Immerhin kann ich Ihnen das nicht verzeihen. Was geschah weiter?"

Nun erzählte ich meine Unterredung mit Balaschow vor der Ankunft Ssperanskis.

Dies ergötzte den Kaiser höchlichst.

Er sagte: „Das wäre fast besser gewesen."

„Aber nicht für mich, Majestät!"

Der Kaiser lächelte.

„Aber nichtsdestoweniger war es notwendig, Ssperanski fortzuschicken. Ein Beweis dafür ist, daß ganz Petersburg über seine Verschickung erfreut ist. Man hat mir schon gratuliert; die Menschen sind gemein; diejenigen, welche gestern morgen ein Lächeln von Ssperanski zu erhaschen suchten, gratulieren mir heute zu seiner Abreise. Sagen Sie mir, in welcher Gemütsstimmung befand er sich bei der Abfahrt?"

„In außerordentlich gefaßter, Majestät! Seine Kaltblütigkeit setzte mich dermaßen in Erstaunen, daß ich auf den Gedanken kam, er werde vielleicht begnadigt werden, oder habe vielleicht von Eurer Kaiserlichen Majestät die Zusicherung dessen erhalten."

Hierauf erzählte ich alles bis zur Aufforderung Ssperanskis, ins Schreibzimmer zu treten und bis zur Bitte Balaschows, ihn eine halbe Stunde lang mit Ssperanski unter vier Augen zu lassen.

„Darauf hätten Sie nicht eingehen sollen."

„Majestät! Er war mein Vorgesetzter und Eure Majestät hatten mir untersagt, mich in seine Angelegenheiten hineinzumischen, und nur den Befehl erteilt, Eurer Majestät von allem, was ich sehen und hören würde, Mitteilung zu machen."

„Allerdings, aber konnte ich voraussetzen, daß Balaschow so was wagen würde."

Nach den Bewegungen und dem strengen Gesichtsausdruck des Kaisers konnte man sehen, daß er äußerst unzufrieden war, Gott weiß, ob mit mir, oder Balaschow, oder mit allen beiden. Es erregte bei mir das größte Erstaunen, daß der Kaiser mich mitten in meiner Erzählung wieder auszufragen anfing; er war augenscheinlich

bemüht, mich aus dem Konzept zu bringen; schien irgend etwas herausbekommen zu wollen, was mir unbekannt war. Was könnte das wohl sein? dachte ich. Ist es der begreifliche, gewöhnliche Argwohn des Kaisers, oder hat Balaschow nicht etwas aus Wut über mich vorgelogen, und dadurch den Kaiser in seiner Ansicht über mich schwankend gemacht? Ich weiß es nicht, aber irgend etwas Aehnliches steckte dahinter. Als ich aber berichtete, daß nach dem Versiegeln der Thür das Siegel wieder abgenommen wurde, um eine dick angefüllte Mappe aus dem Zimmer zu tragen, da geriet der Kaiser scheinbar außer sich: „So ein Halunke! Peter I. hätte ihm eigenhändig den Kopf abgehauen, ich aber werde ihn etwas später vom Popen zum Diakon degradieren! Ich brauche keinen Pahlen!!"

Hierauf teilte ich Seiner Hoheit die letzten Worte Sperańskis mit, wie er dem Kaiser und dem Vaterlande Glück und Heil wünschte; ich fügte hinzu, daß, nach dem Ton zu urteilen, diese Worte aus dem Herzen kamen, denn sie wurden mit Gefühl gesprochen.

„Ich glaube das," sagte der Kaiser, „er ist kein böser Mensch, er ist fähig zum Guten, religiös; ich habe niemals an ihm Parteilichkeit, und noch weniger Feindschaft gegen jemand wahrgenommen."

Den Kaiser interessierte es zu hören, wie der letzte Augenblick beim Abschiede Ssperanskis von Balaschow verlaufen war. Ich berichtete genau alles das, was ich schon oben erwähnt habe. Zuletzt erzählte ich auch meinen Abschied von Balaschow.

„Ihre Entrüstung entsprang einer edlen Regung, allein Sie haben nicht klug und unvorsichtig gehandelt; damit aber, daß Sie eigenmächtig die Geschäfte an Fock übergaben, haben Sie sich nur selbst geschadet und einen unversöhnlichen Feind erworben."

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte der Kaiser gütig zu mir: „Morgen um sieben Uhr abends finden Sie sich im Sekretärszimmer ein und warten, bis ich Sie rufen lasse."

Nachdem ich alles dies ausführlich erzählt, fühle ich mich durch mein Gewissen und meine Ehre verpflichtet, meiner scenischen Darstellung noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen:

Erstens: Balaschow würde es wohl kaum gewagt haben, die eigenhändigen Schreiben Seiner Hoheit an Ssperanski zu vernichten, wenn er nicht vom Kaiser dazu die Erlaubnis gehabt hätte. Die Angelegenheit hat Balaschow wahrscheinlich dazu benutzt, um auch die von ihm selbst an Ssperanski gerichteten Zettel beiseite zu schaffen, und damit dies geheim bliebe, war es nötig, meine Anwesenheit zu verhindern.

Zweitens kann ich nicht umhin, im Interesse der historischen

Treue eines Gerüchtes Erwähnung zu thun, für dessen Glaubwürdigkeit ich nicht einstehe, das ich aber nicht unerwähnt lassen kann, weil man in den höchsten Kreisen sich ins Ohr flüsterte, Barklay de Tolly habe Wojejkow mit der Marschroute der ganzen Armee nach Wilna, nebst Bezeichnung der Marschordnung eines jeden Corps, zum Kaiser geschickt. Ssperanski habe gewußt, daß der Kaiser darauf wartete, und habe sich beim Kaiser zum Vortrage befunden, als Wojejkow gemeldet wurde. Als Ssperanski aus dem Kabinett herauskam und Wojejkow erblickte, habe er gesagt: „Da ist er! Bitte gefälligst!“ und sei mit dem Papier wieder in das Kabinett zurückgegangen. Als Wojejkow nach Hause gekommen, habe er eine lederne Geldkatze, voll von Dukaten vorgefunden. Er habe dieselbe Barklay übergeben, der dem Kaiser alles erzählt habe. Wenn etwas, außer den Dukaten, an dieser Geschichte wahr ist, so wäre hiermit vielleicht der Grund klargelegt, weshalb Wojejkow seine Stelle verlor und weshalb er mit Nikolai Zacharjewitsch Chitrowo in Verbindung gebracht wurde. Jetzt, wo dieses Drama seinen Abschluß gefunden, hat sich, ich weiß nicht, ob für alle, welche dabei eine Rolle spielen, oder nur für mich allein, folgendes klar herausgestellt: Der Kaiser, durch den Zwang der politischen Verhältnisse dazu genötigt, auf vaterländischem Boden gegen Napoleon Krieg zu führen, suchte nach einem Mittel, um den Patriotismus wach zu rufen und alle Stände um sich zu scharen. Zur Erreichung dieses Zieles konnte nichts Geeigneteres erdacht werden, als der Verrat gegen den Kaiser und das Vaterland. Das Publikum hatte — einerlei, ob mit Recht oder Unrecht — schon längst in ganz Rußland Ssperanski für einen Verräter erklärt. Wen hätte die Wahl besser treffen können, als ihn? Man brauchte nur den Funken anzufachen, um einen Brand hervorzurufen. Der Kaiser vertraute das Geheimnis dem Grafen Armfeld an, einem gewiegten Intriganten, der an verschiedenen Höfen niemals persönlich in den Vordergrund trat, sondern immer indirekt durch andre handelte. Dieser benutzte, wie wir gesehen haben, Vernègues; beide hatten die Absicht, im Interesse der Bourbonen thätig zu sein. Armfeld empfahl zuerst dem Kaiser Balaschow als Polizeiminister und als einen Mann voller Ehrgeiz und Schlauheit, dem dieses Vertrauen schmeicheln würde und vor welchem der wahre Zweck verschwiegen werden müßte. Balaschow, der vom Kaiser den Befehl erhielt, über Ssperanski streng zu wachen, beging darin einen Fehler, daß er den vermeintlichen Verrat Ssperanskis für Wahrheit ansah und im Interesse der eigenen Sicherheit es für nötig erachtete, seine Beziehungen zu Ssperanski geheim zu halten. Armfeld, der Balaschow nicht leiden

konnte und von ihm zu sagen pflegte: „ce petit lieutenant de police veut être un homme d'Etat; quel ridicule!“, wollte bei dieser günstigen Gelegenheit auch ihn stürzen, beging aber darin einen Fehler, daß er mich dem Kaiser empfahl, in der Voraussetzung, ich würde, um schnell Carriere zu machen, alle geheimen Umtriebe Balaschows an den Tag bringen und zu meinen eigenen Gunsten Sſperanski auf den Leib rücken. Balaschow beging aufs neue einen Fehler, als er bei Anknüpfung seiner vermeintlichen Bekanntschaft mit Sſperanski und Magnitzki zum Vermittler Bologowskoi wählte. Dieser, in ganz Petersburg von einem zum andern herumfahrend, rief das Mißtrauen des Kaisers wach, der natürlich von allem durch seine Spione unterrichtet war, an denen er leider keinen Mangel hatte. Als ich auf den Schauplatz trat, hatte Balaschow sich schon so verwickelt, daß der Kaiser ihm nicht mehr traute, und Armfeld hatte schon für ihn un exil temporaire in Bereitschaft gesetzt. Der Kaiser war, glaube ich, erfreut, als er an mir jene Aufrichtigkeit entdeckte, die ich dem Kaiser gegenüber für notwendig hielt. Der Kaiser hatte von den Grafen Markow und Rostoptschin Briefe erhalten, durch welche Weishaupt, Rosenkampf u. a. in die Sache mitverwickelt wurden. Alles dies machte den Kaiser noch schwankender in Bezug auf Sſperanski. Das brachte eine allgemeine Verwirrung hervor, und je mehr Personen in Aktion waren, desto mehr erging sich das Publikum in allerhand Gerede, Mutmaßungen und Erfindungen über uns und Sſperanski, den man schon gar nicht mehr anders nannte, als einen Verräter, so daß also der Zweck erreicht war.

Mein Fehler bestand darin, daß ich, ohne in den Charakter des Kaisers näher einzudringen, in ihm nicht den Menschen, sondern nur den Kaiser sah, vor dem, wie vor Gott, nichts verheimlicht werden müsse und der gar keinen Gewinn davon haben könne, seine Unterthanen zu betrügen. Auf diese Weise wurden alle an dem Spiel Beteiligten, außer dem Kaiser, welcher allein handelte und welcher allein mit Armfeld zusammen dem ganzen Verlauf des Dramas eine bestimmte Richtung gab, hinters Licht geführt. Wir arbeiteten wie Telegraphenapparate, deren Drähte sich in den Händen des Kaisers befanden. Warum plagte man sich? Um Dinge, die im Kopfe des Kaisers schon längst entschieden waren und von denen man nichts wußte und nichts ahnte.

Alle unsre Streitigkeiten, all unser Hinundherfahren diente nur dazu, den Haß des Publikums gegen Sſperanski noch mehr anzufachen!

Ssperanski, Magnitzki und Bologowskoi wurden verschickt. Balaschow verlor seine Ministerstelle, blieb aber Generaladjutant. Armfeld behielt seinen finnländischen Posten. .Eine moralische Einbuße erlitten ich und Wojejkow; denn Armfeld und Balaschow und zuletzt auch der Kaiser selbst bezeichneten mich als denjenigen, der Ssperanski des Verrates überführt hatte; in Wirklichkeit lag aber ein solcher gar nicht vor; man verschickte uns aber nicht, verabschiedete uns auch nicht, sondern wir wurden unsrer Stellungen beraubt und zur Armee abkommandiert und kamen dadurch in eine schiefe Stellung.

Der Kaiser befahl mir, am 26. März 1812, nach Wilna zum Kriegsminister Barklay de Tolly zu reisen. Alles ging so eilig, daß ich schon am 27. März Petersburg verließ und am 14. April 1812 in Wilna ankam.

18.

Am 14. April 1812 meldete ich mich beim Kriegsminister Barklay de Tolly, der mich liebenswürdig empfing und mir den Befehl erteilte, ich solle mich mit der Einrichtung meines zukünftigen Amtes, als Direktor der Kriegspolizei der ersten Armee, beiattachiert dem Kriegsminister, befassen.

Während ich hiermit beschäftigt war, suchte ich Umschau zu halten und sowohl mit meinem Vorgesetzten als auch seiner Umgebung, den sogenannten „Arbeitern", bekannt zu werden. Barklay de Tolly war, im vollen Sinne des Wortes, ein ehrlicher Deutscher von altem Schlage, ein Mann mit klarem Verstande, der aber nicht die fundamentalen Eigenschaften besaß, um seine Stellung zu wahren; sowohl der Schlaue wie der Dumme gewannen Macht über ihn, wenn sie es zu ihrem eigenen Vorteil nicht verschmähten, sich seine Schwächen zu nutze zu machen. Nachdem er mich, während meines Dienstes unter ihm, näher kennen gelernt hatte, führte er oft mir gegenüber Klage über jene Leute, hatte aber nicht das Herz dazu oder wagte es nicht, dieselben abzusetzen oder auch nur als Vorgesetzter sie seine Macht fühlen zu lassen; er unterschrieb sogar oft dasjenige, was er lieber nicht unterschreiben wollte und wogegen er sich innerlich sträubte.

Der starke Elefant fürchtet sich vor einer Maus. Barklay hatte Angst vor seiner Frau und stellte alle deutschen und zum Teil

auch russischen Adjutanten, die von ihr aus der Verborgenheit hervorgezogen waren und sich ihres Schutzes erfreuten, bei sich an. Aus Dankbarkeit gegen den verstorbenen Grafen Kamenski zog er Zakrewski zu sich heran und erhob ihn zum Leiter seiner eigenen Kanzlei, und da er selbst der russischen Schriftsprache nicht mächtig war und überhaupt die Sprache wenig kannte, so mußte er sich ihm anvertrauen und hatte sogar Angst vor ihm, als einem mit weiblicher Schlauheit ausgerüsteten Menschen, gegen welche Barklay de Tolly sich als ehrlicher und schwacher Mensch machtlos fühlte.

Chef des Stabes war zuerst ein ausgezeichneter, kluger Mann, der im Dienst ergraute, aber schon allzu bejahrte Lawrow, mit welchem ich seit langer Zeit bekannt war; Chef der Artillerie war Graf Kutaissow, ein in jeder Beziehung vortrefflicher Mann; General de jour war Kikin, Generalintendant Kankrin, ein kluger, gebildeter, gelehrter Mann; mit allen diesen war es nicht schwer gut auszukommen. Aber in der Kanzlei des Ministers war mit Ausnahme von Tschuikewitsch, einem anständigen, sehr klugen Manne, der aber von Zakrewski in seiner Thätigkeit behindert wurde, alles untermittel; folglich konnte man da nichts als nur Intriguen erwarten. Bald kamen sie dahinter, daß ich sie durchschaue, und deshalb sahen sie in mir einen sehr unbequemen Eindringling.

Vor der Ankunft des Kaisers waren meine Bemühungen darauf gerichtet, meine Kanzlei zu begründen, der nötigen Schreiber habhaft zu werden; da ich niemand kannte, so konnte von einer richtigen Auswahl keine Rede sein. So gut es ging, wurde alles dies arrangiert, und ich wandte meine besondere Aufmerksamkeit der Stadtpolizei zu, welche auch meiner Leitung unterstellt wurde. Es wurde ein Verzeichnis der Einwohner angefertigt; es wurden diejenigen bezeichnet, denen man nicht ganz trauen konnte.

Endlich kam der Kaiser an.

Obgleich Seine Majestät mich zu sich bescheiden ließ, so konnte ich doch nicht umhin, in der Art des Empfangs und in dem ganzen Verkehr mit ihm eine bedeutende Veränderung wahrzunehmen. Er selbst brachte mich auf die Vermutung, daß wahrscheinlich Balaschow hieran schuld war, der, nach dem Ausspruch des Kaisers, die ganze Kanzlei, welche mir früher beim Polizeiministerium unterstellt war, gegen mich in Harnisch gebracht hatte und selbst überall die Verleumdung über mich aussprengte, ich hätte alle beim Kaiser angeschwärzt, und nicht er, sondern ich wäre an der Verbannung Chitrowos, Ssperanskis und andrer schuld. „Aber, wie du siehst,"

fügte der Kaiser hinzu, „ich bin der alte geblieben und habe dich ungeachtet alles dessen, wie früher, zu mir rufen lassen.“

Ich wagte es, dem Kaiser zu sagen, daß jede Rechtfertigung wider die Verleumdung nutzlos wäre, das hieße nur sie unnütz aufbauschen; ich hoffte aber, durch mein Verhalten dieselbe künftig zum Schweigen zu bringen und die Urheber der Klatschereien zu beschämen.

Hiermit hatte meine erste Audienz ein Ende; ich fühlte mich nicht gerade ermutigt durch dieselbe. Graf Armfeld hat recht, wenn er sagt: „. . . il fait lui même tous les clabaudages“.

Auch Balaschow kam an; er stieg beim Zivilgouverneur Lawinski ab. Dort sahen wir uns und er benahm sich mir gegenüber mit der größten Liebenswürdigkeit. Um nicht die Vermutung aufkommen zu lassen, als meine er es nicht aufrichtig, forderte er mich zu sich auf und ich gab mir den Anschein, als hätte ich gar keine Hintergedanken. Aber wie erstaunte ich, als Barklay mich plötzlich zu sich rufen ließ und mir erklärte: „Der Kaiser ist sehr unzufrieden damit, daß Sie so häufig Balaschow besuchen und hat befohlen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie alle Beziehungen mit ihm abbrechen müssen, wenn anders Sie sich nicht seinen Zorn zuziehen wollen.“

Es war mir sehr schmerzlich, dies zu hören, denn jetzt lag der ganze Zusammenhang mir klar vor Augen: der Kaiser wünschte es nicht, daß wir beide mit Balaschow uns über die früheren Vorfälle näher aussprechen; das hätte uns miteinander ausgesöhnt; und da er es zu verheimlichen wünschte, wie auch Balaschow hintergangen worden war, so verbot er mir den Verkehr mit ihm. Zu machen war dabei nichts, ich gehorchte und brachte dadurch Balaschow noch mehr gegen mich auf; zugleich aber nahm ich mir vor, vorsichtiger zu sein, nichts zu glauben und niemand zu trauen; auch meine Berichte wollte ich nicht in der früheren Art an den Kaiser erstatten, sondern durch Vermittelung des Kriegsministers, um meine Person thunlichst von neuen Intriguen fernzuhalten und beim Minister keine Zweifel über mich aufkommen zu lassen.

Einige Tage darauf ließ mich der Kaiser zu sich rufen und erklärte mir folgendes: „Ich habe vom Oberpolizeimeister von Berlin die Nachricht erhalten, daß hier schon seit mehreren Monaten französische Offiziere sich als Spione heimlich aufhalten; man muß dieselben ausfindig machen.“

Ich fragte den Kaiser, ob ihre Namen bekannt oder ob nicht sonst irgend welche Merkmale angegeben seien.

‚Nein,“ antwortete der Kaiser, „aber trotzdem müssen sie aus-

findig gemacht werden; du weißt ja, du bist der einige, dem ich glaube; richte es so ein, daß niemand etwas von der Sache erfährt.“

Ich gab dreien meiner Beamten den Auftrag, jeden Tag verschiedene Restaurants zu besuchen, dort zu speisen, alles genau in Augenschein zu nehmen und jede Beobachtung mir mitzuteilen. Dem Polizeimeister von Wilna — Weiß — trug ich aber auf, alle aus Polen Anreisenden mit der nötigen Strenge beobachten zu lassen. Da erfuhren die von mir Abgeordneten, daß auch einer der Balaschowschen Beamten sich mit der nämlichen Angelegenheit befasse; also war die Sache nicht mir allein anvertraut worden. Ich ärgerte mich und begann selbst das damals renommierte Restaurant von Krischkewitsch zu besuchen. Hier fiel mir ein Pole von ungemein sicherem Auftreten auf, der durch sein Aeußeres den schneidigen Frontsoldaten verriet; er bestellte eine Flasche Champagner nach der andern und schimpfte in den heftigsten Ausdrücken über Napoleon. Nach Hause zurückgekehrt, befahl ich dem Polizeimeister Weiß, ihn zu mir zu bitten. Ich ließ Thee reichen und bewirtete ihn; im Gespräch erfuhr ich, daß er mit zwei seiner Kameraden nach Warschau zurückkehren wolle, daß man aber wohl jetzt niemand aus der Stadt hinauslassen werde. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um ihm meine Dienste anzubieten, und ließ meinen Kanzleichef Protopopow rufen, um die Namen der betreffenden Herren zu notieren und für sie Pässe in Bereitschaft zu setzen. Unterdessen hatte ich dem Polizeimeister Weiß den Befehl erteilt, seine Wohnung durchsuchen, den Fußboden, wo nötig, auch die Oefen und Schornsteine aufreißen zu lassen; meinen Gast aber hielt ich durch verschiedene Gespräche hin; er nannte sich als polnischer Edelmann Drązewski (sic!) und gab vor, niemals beim Militär gedient zu haben.

Es erscheint der Polizeimeister und läßt mich herausrufen; ich ging, nachdem ich vorher der Schildwache den Befehl erteilt, den Gast nicht aus dem Hause zu lassen. Weiß hatte folgende Papiere mitgebracht, die er in der Ofenröhre und unter dem Fußboden gefunden hatte: 1. Verhaltungsbefehl des Generals Roznecki an den Lieutenant Drązenewski; 2. ein von Napoleon unterschriebenes Lieutenantspatent; 3. eine lederne Geldkatze mit fünftausend Dukaten Inhalt; 4. Notizen von Drązenewski selbst über unsre Armee und über unsre Generäle. Die Sache war sonnenklar; das Verhör nahm nur kurze Zeit in Anspruch; er war genötigt, ein Geständnis abzulegen. Während ich nach seinen beiden Kameraden schickte, ließ mich der Kaiser zu sich entbieten.

„Du hast noch nichts gefunden,“ sagte er zu mir, „Balaschow dagegen hat mir schon drei Spione, französische Offiziere, vorgestellt, die er entdeckt und hat verhaften lassen.“

„Sind auch die jene französischen Spione betreffenden Papiere Eurer Majestät eingereicht worden?“

„Nein, wahrscheinlich ist doch alles in Ordnung.“

„Dann erlauben Sie mir, morgen früh Eurer Majestät drei französische Spione mit den betreffenden Dokumenten vorzustellen; einen Lieutenant und zwei Zivilbeamte.“

„Wie hängt denn das zusammen?“

„Majestät! das ist ein ganz gewöhnliches Kunststückchen von der Polizei, die ersten besten Landstreicher zu ergreifen, sie für Spione auszugeben und fortzuschaffen, damit sie schweigen; das hat auch Graf Pahlen unter Kaiser Paul gethan.“

„Ist das möglich?“ sagte der Kaiser.

„Meine Spione sind mit Dokumenten versehen; denn ohne deutliche Beweise wage ich es nicht, jemand und am allerwenigsten Unschuldige, vorzuführen.“

„Ich werde die Balaschowschen Spione zu dir schicken lassen, verhöre sie und sage mir, was das für Leute sind.“

Ich plagte mich bis zwei Uhr mit meinen zwei Spionen ab, der dritte, Drazewski, hatte schon gestanden. Die beiden andern, Zivilbeamte, waren vom französischen Residenten Villon aus Warschau nach Wilna geschickt und gleichfalls mit Instruktionen versehen worden; alle drei blieben bei mir in Haft.

Am andern Morgen reichte ich alle diese Dokumente dem Kriegsminister Barklay ein. Da ich niemand mehr traute, wollte ich einen Vermittler zwischen dem Kaiser und mir haben. Es erging der Befehl, die Spione nach Schlüsselburg zu senden, mit Ausnahme des einen Zivilisten, der seine That bereut hatte und den ich bei mir behielt.

Auf meine Vorstellung hin wurde dem Polizeimeister Weiß der Wladimirorden vierter Klasse verliehen; der Chef meiner Kanzlei erhielt ein Avancement; ich allein ging ganz leer aus und mußte mich damit zufrieden geben, daß für meine Mühen und für die Ausführung meiner Befehle andern Belohnungen verliehen worden waren.

„Sie sind übergangen worden,“ sagte Barklay de Tolly, „um Balaschow nicht zu kränken.“

Was die Spione des letzteren anbetrifft, so waren es arme polnische Edelleute, ohne Existenzmittel, die in den Häusern der

Stadt betteln gingen. Als sie zu mir geschickt waren, ließ ich sie frei; der Kaiser befahl, einem jeden von ihnen hundert Rubel Banko auszuzahlen. Man kann sich die Wut Balaschows vorstellen, als er alles dies von Lawinski erfuhr.

Ich setzte mich mit dem Kahal der Wilnaschen Juden in Verbindung und schickte auf ihre Verantwortung einen Juden nach Warschau, der Waren dahin brachte; von diesem erhielt ich die erste Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Narbonnes in Wilna und eine Proklamation Napoleons an seine Soldaten zugeschickt, die ich Barklay vorlegte, da ich nicht von meiner Erlaubnis, persönlich mich an den Kaiser zu wenden, Gebrauch machen wollte, in der Befürchtung, es könnten wieder Mißverständnisse entstehen.

Der Minister erstattete dem Kaiser Bericht und dieser drückte mir seine Erkenntlichkeit aus.

Um eben dieselbe Zeit gelang es mir, die einem unsrer Kommissionäre entwendete, dem Fiskus gehörige Summe von siebenundzwanzigtausend Rubel Banko wiederzufinden. Das Geld wurde bei polnischen Edelleuten auf dem Lande gefunden, die es unter der Erde vergraben hatten.

Zu derselben Zeit wurden die Beziehungen des Wilnaschen Kaufmanns Menzel zu dem Herzogtum Warschau aufgedeckt.

Narbonne wurde vom Kaiser Napoleon zum russischen Kaiser abgesandt, um demselben zur glücklichen Ankunft in Wilna zu gratulieren. Der von mir in Kowno als Polizeimeister angestellte Major Bistram benachrichtigte mich per Estafette, daß Narbonne auf Nebenwegen ankommen würde, damit er nicht unsre Artillerieparks u. s. w. zu sehen bekomme; so geschah es auch.

Als Narbonne in Wilna eingetroffen war, wurde mir vom Kaiser befohlen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Ich erteilte Weiß den Auftrag, die Kutscher und Bedienten für ihn aus den bei der Polizei dienenden Offizieren auszuwählen. Während Narbonne, einer Einladung des Kaisers folgend, einer Theatervorstellung in seiner Loge beiwohnte, wurden die mit ihm eingetroffenen Franzosen trunken gemacht, seine Schatulle geraubt, in Gegenwart des Kaisers geöffnet, die ihm von Napoleon selbst erteilte Instruktion abgeschrieben und dem Kaiser vorgelegt. Die Instruktion enthielt in Kürze folgendes: zu erfahren, wie groß die Anzahl der Truppen, der Artillerie u. s. w., wer die kommandierenden Generale und was es für Leute seien, wie der Geist im Heer und die Stimmung der Einwohner sei, wer beim Kaiser am meisten Vertrauen genieße; ob nicht irgend welche Frauen in einem besonders intimen

Verhältnis zum Kaiser stünden; insbesondere aber sollte in Erfahrung gebracht werden, in welcher Gemütsverfassung sich der Kaiser befinde und ob man nicht mit seiner Umgebung Verbindungen anknüpfen könne.

Der Kaiser war hiermit so zufrieden, daß er mich fragte, ob ich nicht einen Wunsch habe.

Ich erwiderte: „Ich bin so reich mit den Gunstbezeugungen Eurer Majestät bedacht worden, daß ich nichts zu bitten wage."

Der Kaiser gab nicht nach, erinnerte mich daran, daß ich Frau und Kinder habe und verlangte, ich solle einen Wunsch aussprechen.

Zum Sprechen gezwungen, sagte ich: „Geruhen Eure Majestät zu befehlen, daß mir die zweihundert Rubel Banko wiedererstattet werden, welche ich für das Buch ‚Die Feldzüge des Prinzen Karl' ausgelegt habe."

„Das hatte ich ganz vergessen," antwortete der Kaiser, „ich werde Tolstoi befehlen, dir das Geld abzugeben." In der That erhielt ich es von letzterem ausgezahlt.

Plötzlich wurde ich zum Kaiser gerufen. Als ich ins Zimmer trat, sah ich ihn mit hastigen Schritten auf und nieder gehen; nachdem er mich bemerkt hatte, sagte er: „Meine General- und Flügeladjutanten haben mich um die Erlaubnis gebeten, mir auf dem Landsitz Benningsens einen Ball geben zu dürfen und haben zu diesem Zweck dort eine große, mit frischem Grün dekorierte Halle aufgeführt. Vor einer halben Stunde habe ich von einem Unbekannten ein Schreiben erhalten, in welchem ich darauf aufmerksam gemacht werde, daß dieser Saal nicht sicher sei und während des Balles einstürzen müsse. Fahre hin und sieh dir ihn genau an."

Ich ließ sofort mein Pferd satteln und begab mich eiligst nach der Villa.

Am Portal des Hauses begegnete ich Benningsen, der wahrscheinlich glaubte, der Kaiser hätte mich zu ihm mit einem Befehl gesandt, denn er fragte: „Was bringen Sie mir?"

„Ich bin gekommen, um Eurer hohen Excellenz meine Hochachtung zu bezeugen und mir den neuen Saal anzusehen."

„Treten Sie näher; meine Frau gießt eben den Thee ein; trinken wir eine Tasse und machen uns dann zusammen auf den Weg." Es war mir peinlich, diese Einladung abzulehnen. Die Frau schenkte mir Thee ein; aber kaum hatte ich die Tasse in die Hand genommen, als etwas mit einem ungeheuer lauten Gekrach einstürzte.

Ich stellte die Tasse auf den Tisch und wir eilten beide mit Benningsen in den Garten.

Hier erblickten wir den vor der Zeit eingestürzten Saal. Alle mit Grün umwundenen Rundbogen lagen auf dem Fußboden. Als wir der Ursache des Einsturzes nachforschten, fanden wir, daß alle Rundbogen untereinander und am Fußboden mit einfachen Mauernägeln befestigt gewesen waren.

„Wo ist der Architekt?“ fragte ich.

„Er war noch vor kurzem hier,“ antwortete man mir.

„Man suche ihn auf!“ sagte ich.

Nach einiger Zeit kehrten die ausgesandten Leute zurück und brachten den aus dem Wasser hervorgeholten Frack und Hut des Architekten.

„Offenbar hat er sich ertränkt,“ sagten sie.

Ich bestieg mein Pferd und ritt im vollen Gallopp zum Kaiser zurück.

„Nun?“ fragte er.

„Das Gebäude ist eingestürzt,“ antwortete ich, „nur der Fußboden allein ist noch übrig.“

Der Kaiser wollte das Nähere wissen.

Ich erzählte den Hergang und was sich bei der Besichtigung herausgestellt hatte.

„Also ist es wahr!“ sagte der Kaiser. „Fahren Sie hin und lassen Sie sofort den Fußboden säubern; wir werden unter freiem Himmel tanzen.“

Ich ging nach Hause und ließ einen Wagen anspannen; hier erwartete mich eine Estafette aus Kowno mit der Meldung, daß Napoleon dort mit seiner ganzen Armee überzusetzen begonnen hatte.

Ich kehrte zurück, um das dem Kaiser zu melden.

„Ich habe das erwartet,“ erwiderte der Kaiser, „aber der Ball findet dennoch statt.“

Ich beeilte mich, diese Nachricht Benningsen zu überbringen. Und wirklich, während alle tanzten, vollführte Napoleon den Uebergang und hielt seinen Einzug in unser Land.

19.

Es ist nicht meine Sache, den Krieg vom Jahre 1812 zu beschreiben; außerdem ist er schon von vielen beschrieben worden, auch auf kaiserlichen Befehl; das wäre nur eine Wiederholung. Ich werde mich darauf beschränken, was auf das Gebiet meiner speziellen Thätigkeit, der Kriegspolizei, Bezug hat. An dieser Stelle erachte ich es für nötig, mein Gespräch mit Barklay mitzuteilen. Noch vor dem Balle sagte er zu mir: „Der Kaiser hat Benningsen den Oberbefehl über die Armee angetragen; er hat aber abgelehnt. Der Kaiser verlangt von mir dringend, ich solle den Oberbefehl übernehmen; was meinen Sie dazu?"

„Mir scheint es, daß Benningsen sehr vernünftig gehandelt hat; die russischen Truppen in der Landessprache zu befehligen und einen ausländischen Namen zu führen, ist nicht vorteilhaft. Benningsen hat das erfahren; ich möchte meinen, daß auch Eure hohe Excellenz gut daran thäten, seinem Beispiel zu folgen."

„Aber der Kaiser verlangt es; wie kann ich es abschlagen?" antwortete Barklay.

„Benningsen hat es gethan, also kann Eure hohe Excellenz es gleichfalls thun; übrigens hängt das ganz von Ihrem Ermessen ab."

Ich weiß nicht, ob meine offene Sprache eine günstige Aufnahme fand; obgleich Barklay augenscheinlich schwankte, so ermunterten ihn doch alle klugen Leute aus seiner Umgebung zu dieser Heldenthat, da sie von ihm große Vorteile erwarteten.

Vom 14. Juni 1812 ab bekam die Umgegend von Wilna ein kriegerisches Aussehen; von allen Seiten strömten Truppen zusammen und durch das Allerhöchste Manifest wurde der Krieg gegen Napoleon verkündet. Das Manifest ist allgemein bekannt; es machte auf alle einen tiefen Eindruck, und das ist nicht zu verwundern. Durch die Erhabenheit der Gefühle unsres Monarchen überragte es weit das hochmütige und dreiste Manifest des Kaisers der Franzosen an seine Soldaten.

Am 16. Juni setzten sich unsre Truppen mit Tagesanbruch in Bewegung, nachdem einige Exemplare des Manifestes an Rußland in französischer Sprache in Wilna zurückgelassen worden waren, und wir begannen unsern Rückzug, allerdings in etwas gedrückter Stimmung, da alle sich nach dem Kampfe mit dem Feinde sehnten. Diese Stimmung herrschte unter allen Generälen und Soldaten. „Das

Wort ‚Retirade‘ ist dem russischen Soldaten wider die Natur,“ pflegte Ssuworow zu sagen.

Die Armee retirierte auf einem schlechten Nebenwege, aber in völliger Ordnung. Am 20. Juni erreichten wir Sswentzjany, wo sich das Hauptquartier des Kaisers befand. Die Anwesenheit des Kaisers im Heere erfreute aller Herzen. Soweit ich mich erinnere, wurde der Marquis Paulucci hier zum Chef des Stabes der ersten Armee ernannt. Ich wollte die wohlwollende Gesinnung des Kaisers für mich ausnutzen und wagte es, ihn um die Erlaubnis zu bitten, das Heer verlassen zu dürfen, denn ich hatte eine große Zahl von Unannehmlichkeiten zu bestehen.

„Das soll nicht geschehen,“ sagte der Kaiser, „ich habe dich hier nötig.“

Ich erhielt die Nachricht, die italienische Armee unter der Führung des Vizekönigs habe auf ihrem Marsche bis Troki unter großem Mangel an Proviant und Fourage gelitten: Pferde seien gestürzt, Gepäckwagen auf der Straße stecken geblieben, und die Zahl der Kranken habe außerordentlich stark zugenommen. Der König von Westfalen habe sich nach einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Bruder Napoleon in sein Königreich begeben. Auch eine Proklamation Napoleons an die Polen wurde mir zugeschickt, in welcher er dieselben zum Aufstand gegen Rußland aufforderte. Der Kaiser war mit diesen Nachrichten sehr zufrieden und behielt sie bei sich, indem er sagte: „Das brauchen nicht alle zu wissen, von den Verlusten der Franzosen ist mündlich Mitteilung zu machen. Ihr Elend hat begonnen, wollen wir sehen, womit alles dies endigen wird.“

Da passierte ein eigentümlicher Fall. Kosaken hatten einen französischen Stabsoffizier gefangen genommen und er wurde mitsamt den Plänen, welche er auf dem Marsche abgenommen hatte, zu mir gebracht, damit ich ihn verhöre. Auf meine Fragen antwortete er recht offenherzig und fragte schließlich: „Werden Sie diese Komödie noch lange fortsetzen?“

„Welche Komödie?“ fragte ich.

„Sollten Sie das nicht wissen? Nun, so will ich es Ihnen als Geheimnis anvertrauen: Dieser ganze Krieg mit Rußland ist ein Scheinkrieg, darauf berechnet, die Engländer zu täuschen. Wir marschieren mit Rußland zusammen nach Indien, um die Engländer von da zu verjagen.“

Ich teilte dies Barklay mit, der erwiderte: „Wieder ein neuer Einfall von Napoleon.“

Allein auch andre Gefangene bestätigten das bis nach Ssmolensk hin. Hier machten wir Halt, um die Vereinigung mit der zweiten Armee, welche unter dem Oberbefehl des Fürsten Bagration stand, abzuwarten.

Barklay de Tolly übertrug mir ein neues Amt, dasjenige eines Generalgewaltigen bei der Armee; zum Chef des Stabes war schon vorher der Generalmajor Jermolow ernannt worden. Barklay erteilte mir den Befehl, zwölf Marodeure erschießen zu lassen. Ich wagte es, ihm darüber Vorstellungen zu machen, daß man die Leute nicht als Marodeure betrachten könne, sondern daß es ermüdete Mannschaften seien, welche hinter ihren Abteilungen zurückgeblieben wären. Außerdem würde dies der erste Fall in der russischen Armee sein, daß Soldaten auf Befehl eines Oberbefehlshabers mit fremdländischem Namen erschossen werden, und daß die Ausführung dieses Befehls auch einem Ausländer übertragen wird. Barklay bestand auf seinem Willen; ich ließ mich krank melden. Es wurde der Generalmajor Fock beordert und die Soldaten erschossen.

In der Nacht werde ich geweckt und man meldet mir, daß General Fock am Schlage gestorben sei. Ich war wieder gesund geworden, lasse mich bei Barklay melden und erstatte ihm darüber Bericht.

„Glauben Sie nicht, daß Gott ihm deshalb das Leben genommen, weil er die Soldaten hat erschießen lassen?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete ich, „ich mische mich nicht in Gottes Angelegenheiten; ich weiß nur so viel, daß Fock am Morgen die Soldaten hatte erschießen lassen und am Abend gestorben ist.“

Nach Vereinigung beider Armeen wurde der General der Kavallerie, Rajewski, in Ssmolensk zurückgelassen, um die Stadt gegen den Feind zu verteidigen; die erste Armee überschritt den Dnjepr und schlug unweit Ssmolensk ihr Hauptquartier auf, wo sich Barklay im Hause eines Geistlichen einquartierte. General Rajewski kämpfte den ganzen Tag gegen die Franzosen, und als er den Rückmarsch angetreten hatte, erging der Befehl, ihn durch Konownitzyn, der gleichfalls kommandierender General war, zu ersetzen; ich erhielt Ordre, mit einer Schwadron des Ingermannsländischen Dragonerregiments während des Bombardements von Ssmolensk durch die Franzosen die polizeiliche Aufsicht zu führen, und nach dem Abmarsch Konownitzyns ihm nachzufolgen, das Muttergottesbild von Ssmolensk aus der Stadt zu schaffen, die Brücke zu verbrennen und mich darauf beim Oberfeldherrn einzufinden. Konownitzyn kämpfte einen ganzen

Tag beim Malachowschen Thore. An dieser Stelle muß ich eines Vorfalls Erwähnung thun, der für unsern Soldaten charakteristisch ist.

Konownitzyn sagte zu mir: „Die hinteren Reihen haben sich gelichtet; augenscheinlich haben sich die Soldaten in die Stadt begeben; lassen Sie dieselben ausfindig machen und zu mir schaffen.“

Ich ritt in die Stadt und erfuhr da, die Soldaten hätten davon gehört, daß ein Vorrat an Zwieback für die Armee bereit liege, und sich aufgemacht, um denselben zu holen. Ich begebe mich aufs Rathaus und treffe sie dabei, wie sie ihre Taschen mit Zwieback anfüllen.

„Schämt ihr euch nicht, Leute! Macht, daß ihr auf euren Posten kommt.“

„Erbarmen Sie sich,“ antworteten sie, „alles dies wäre doch den hungrigen Franzosen zugefallen.“

Ich versammelte sie auf dem Hofe des Rathauses und brachte sie, unter Begleitung der Schwadron, zu Konownitzyn; dieser Vorfall ereignete sich während des allerheftigsten Bombardements auf die Stadt. Abends stellten die Franzosen das Feuer ein. Konownitzyn trat den Rückmarsch zur Armee an, ich ließ darauf das Ssmolenskische Muttergottesbild hinaustragen, die Brücke anzünden und verfügte mich ins Hauptquartier.

Im Hausflur sah ich Jermolow und Zakrewski auf Stroh liegen.

„Wie lautet der Befehl auf morgen?“ fragte ich sie.

„Geh du zu ihm,“ antwortete Jermolow, „uns hat er auf russisch gesagt: ‚Ich will schlafen‘; vielleicht hast du mehr Glück, wenn du ihn auf deutsch danach fragst.“

Ich begab mich hinauf zu Barklay. Er war schon im Schlafrock und hatte eine Nachtmütze auf. Er nahm dieselbe ab; ich erstattete ihm darüber Rapport, daß alles in Ordnung sei, und daß ich das Muttergottesbild nur unter dem Vorwande, man wolle für die erfolgreiche Verteidigung von Ssmolensk im Hauptquartier ein Dankesgebet abhalten, aus der Stadt habe hinausschaffen lassen können, und daß die Brücke eingeäschert sei.

Er dankte mir sehr. Ich benutzte die gute Stimmung, in der er sich zu befinden schien, und erkundigte mich in deutscher Sprache nach dem Befehl für den nächsten Tag. Er antwortete mir: „Ach, mein lieber, guter Freund, ich will schlafen,“ setzte seine Nachtmütze auf und ich entfernte mich.

„Nun, wie steht's?“ fragte Jermolow.

„Er hat mir verboten, euch davon Mitteilung zu machen,“ antwortete ich.

„Ach, treibe keine Possen," fuhr jener fort, „lege dich zu uns nieder und erzähle."

„Ich habe Wichtigeres zu thun, wollen wir uns aufmachen, um ein Dankesgebet abhalten zu lassen; nur unter diesem Vorwande ist es mir möglich gewesen, das Bild der Mutter Gottes aus der Stadt tragen zu lassen. Eine große Volksmenge folgte aus Ssmolensk nach, man wollte sich nicht von dem Bilde trennen."

„Wir aber wollen schlafen," antwortete Jermolow, und ich ließ allein mit den aus Ssmolensk herbeigeeilten Bewohnern das Gebet abhalten.

Am andern Morgen entstand im Hausflur, wo wir auf Stroh lagen, Lärm; man rannte auf und nieder, der Kaffee für Barklay wurde aufgetragen. Schließlich kam Barklay selbst heraus, ging stumm an uns vorbei, trat auf die Außentreppe und rief: „Mein Pferd!"

Nachdem er dasselbe bestiegen hatte, stiegen auch wir zu Pferde und folgten ihm in der Richtung nach Ssmolensk, wo die Franzosen mit Musik ihren Einzug hielten.

Als Barklay eine Anhöhe am Ufer des Dnjepr erreicht hatte, fragte er: „Wo ist aber der Graf Kutaissow?" Nachdem dieser sich eingefunden hatte, sagte Barklay zu ihm: „Lassen Sie fünfundzwanzig Geschütze hier auffahren und schleudern Sie einige Schwärmer unter sie, um ihnen ein wenig den Spaß zu verderben."

Man fing Ssmolensk zu beschießen an. Wozu das nötig war, ist nicht ersichtlich. Barklay wandte sich an mich mit der Frage: „Haben Sie einen Landwagen?" Ich ließ einen solchen vorfahren, man legte Stroh in denselben und Barklay nahm darin Platz, nachdem er vorher gefragt hatte: „Wo ist Toll?"

„Lassen Sie mir eine Kutsche geben," sagte er zu diesem. Er bestimmte für jedes Armeecorps die Marschroute und fuhr ab; die Armee marschierte ihm nach und schlug den Weg nach dem Gute der Herren Tschaschnikow ein, wo man darauf Halt machte.

Die Intriguen gegen Barklay hatten ihren Höhepunkt erreicht. Auf Gott weiß welche falschen Nachrichten hin veranlaßte man Barklay, den Feind auf dem Gute Reada zu suchen, wo er gar nicht vorhanden war. Ferner wußte man Barklay unter dem Vorwande der Unzuverlässigkeit dazu zu bewegen, daß er hervorragende Polen, den Flügeladjutanten des Kaisers, Grafen Potocki, Fürst Ljubomirski und andre nach Petersburg abschickte, und gab ihnen gegen Barklay gerichtete Klageschriften mit. Schließlich brachte man ihn dazu, daß er auch den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch nach Petersburg ab-

fertigte. Infolge aller dieser Intriguen erhielt Barklay den Befehl, bis zur Ankunft des neuen Oberfeldherrn, Fürsten Kutuzow, keine Schlacht, außer einem Avantgardengefecht, zu wagen. Ich warnte Barklay, suchte ihm die Augen zu öffnen, aber alles war vergeblich.

Als in der Nähe des Dorfes Plewa zwei französische Corps eines der unsrigen angriffen, gab Barklay den Beweis, daß er auf dem Schlachtfelde unser einziger General war. Die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und als sie sich auf dem Rückzuge befanden, sagte Barklay zu mir: „Was wollten die Narren haben?"

Wir retirierten in Eilmärschen bis Tzarewo Zaimischtsche, wo Fürst Kutuzow zu uns stieß. Für seinen Empfang war ein Bataillon Leibgrenadiere aufmarschiert. Als der Fürst aus dem Wagen stieg und diese schmucken Leute erblickte, sagte er: „Und mit solchen Soldaten weicht man vor dem Feinde zurück!" Diese Worte erregten allgemeine Freude; alle dachten: „Nun werden wir endlich einmal vorwärts marschieren!" Aber um Mitternacht erhielt man Befehl, dreißig Werst rückwärts zu marschieren. Es herrschte eine schreckliche Verwirrung; das Heer marschierte nicht mehr in so guter Ordnung wie früher, so daß Jermolow sich veranlaßt fühlte zu bemerken: „Unter Barklay war mehr Ordnung." Dieser Intrigant sann schon wieder auf neue Intriguen. Der Kaiser pflegte von ihm zu sagen: „Noir comme le diable, mais tout autant de moyens." In dieser Unordnung erreichten wir das Kolotzkische Kloster. Kutuzow gab hier Befehl, eine starke Position ausfindig zu machen, um daselbst dem Feinde Widerstand zu leisten. Die für diesen Zweck Ausgesandten wählten das Terrain bei Borodino. Barklay war gegen diese Stellung und fand das Kolotzkische Kloster geeigneter, weil die Franzosen hier vom Wasser abgeschnitten sein würden; aber dieser wohlgemeinte Rat wurde nicht acceptiert, nur deshalb, weil er von Barklay ausging. Ebenso wurde aus Opposition gegen Barklay die erste Armee bei Borodino auf dem rechten Flügel aufgestellt, wo sie durch den Fluß Kolotscha gedeckt war; die zweite dagegen, die schwächer war als die erste, stand auf dem linken Flügel. Als Barklay Kutuzow darauf aufmerksam machte und einen Angriff Napoleons auf den schwachen linken Flügel ankündigte, wollte Kutuzow nichts davon hören; als aber General Rajewski von einer Batterie des linken Flügels verdrängt worden war, führte Barklay, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, das Corps Ostermann auf den linken Flügel und eroberte die Batterie zurück. Noch vor Beginn der Schlacht sagte Barklay zu mir: „Wozu wagt Kutuzow diese Schlacht? Moskau wird da-

durch nicht gerettet werden, wohl aber werden wir große Verluste an Mannschaften haben, die man schonen müßte."

Trotz aller faschen Berichte ist Rußland Barklay gegenüber zu Dank verpflichtet; die übrige Armee wurde durch ihn gerettet, und wenn wir keine völlige Niederlage erlitten, so ist es nur sein Verdienst.

Hier muß ich einen auf mich bezüglichen Umstand erwähnen. Am 25. August 1812, am Vorabend der Schlacht bei Borodino, ließ Kutuzow mich rufen und befahl mir, sämtliche Gepäckwagen der Offiziere zu verbrennen. Ich erlaubte mir darauf hinzuweisen, daß je sieben bis acht Offiziere sich zusammengethan und einen gemeinsamen Wagen nebst Pferd für den Transport von Proviant und Gepäck angeschafft hätten; ob Seine Durchlaucht nicht erlauben würde, diese Fuhrwerke mit der „Wagenburg" nach Moshaisk zu schicken.

„Ich habe Sie nicht dazu rufen lassen, um mir von Ihnen einen Rat erteilen, sondern um meine Befehle ausführen zu lassen; ich werde jemand anders damit beauftragen!"

Ich verneigte mich zum Zeichen meiner Dankbarkeit und ging. Der Ulanenoberst Alexander Schuljgin wurde für diese rühmliche Aufgabe ausersehen und vollzog den Befehl. Nach der Schlacht bei Borodino wandten wir uns nach Moshaisk, wo sich bereits unsre „Wagenburg" befand. Da ich dem Kriegsministerium zugezählt war, so bat ich Barklay, alle Aemter in der Armee niederlegen zu dürfen, was auch mit seiner Erlaubnis gleich geschah; denn die Intriguen gegen Barklay machten es auch mir unmöglich, in meiner Stellung zu verbleiben.

Diesen Entschluß hatte ich gerade im rechten Augenblick gefaßt, denn nach Erlassung des Ukases über die Ernennung des Fürsten Gortschakow zum Kriegsminister wäre ich damit zu spät gekommen.

In Moshaisk ließ Barklay mich zu sich rufen und sagte zu mir mit Thränen in den Augen: „Ich habe Zakrewski, Kamenski und noch andre, denen ich viel Gutes gethan, gebeten, nach Petersburg zu reisen, um meine Depeschen dem Kaiser zu überbringen, aber alle haben es mir abgeschlagen; in meinem unverschuldeten Unglück haben mich alle im Stich gelassen."

Mir that der alte Mann leid und ich antwortete ihm: „Ich bin zwar Eurer Hohen Excellenz in dienstlicher Beziehung zu keinem besonderen Dank verpflichtet, aber da ich sehe, wie sehr es Ihnen daran gelegen sein muß, daß Ihre Depeschen dem Kaiser eingehändigt werden, so bin ich bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Barklay umarmte mich, indem er sagte: „Warum habe ich Sie nicht früher kennen gelernt!"

Bald darauf wurde ich zu Kutuzow gerufen. „Ich höre, daß Sie die Armee verlassen wollen; im Namen des Kaisers befehle ich Ihnen, hier zu bleiben, denn Ihr Erscheinen wird Seiner Majestät durchaus nicht angenehm sein."

„Ich wage es nicht, Durchlaucht, meinem Vorgesetzten, dem ich attachiert bin, den Gehorsam zu verweigern. Wenn es Eurer Durchlaucht beliebt, mir einen schriftlichen Befehl zu übermitteln, so werde ich hier bleiben."

„Es genügt, daß ich Ihnen befehle, die Armee nicht zu verlassen."

Ich machte meine Verbeugung und entfernte mich; als ich alles Barklay mitgeteilt hatte, sagte er: „Mein Gott! was habe ich gethan, daß man mich auch des letzten Mittels berauben will, mich vor dem Kaiser zu rechtfertigen? Sie reisen also nicht?"

„Ich habe Eurer Hohen Excellenz mein Wort gegeben und werde es nicht brechen."

„Wollen wir das bis Moskau verschieben," sagte er.

Nach meiner Ankunft in Moskau erhielt ich Befehl, die polizeiliche Ordnung in Moskau aufrecht zu erhalten, da die gesamte Polizei von Moskau mitsamt den Feuerspritzen vom Grafen Rostoptschin fortgeschickt worden war.

„Am Tage vor unsrem Abmarsch aus Moskau wurde ein Kriegsrat über diesen Gegenstand abgehalten, auf dem Barklay zu Kutuzow sagte: „Sie haben beliebt, die Armee bei Filji Stellung nehmen zu lassen; hier gestatten es die Terrainverhältnisse nicht, eine Schlacht zu liefern, folglich ist die Uebergabe von Moskau unvermeidlich."

Vom Morgen an durchzogen wir die Straßen von Moskau; ich erhielt Befehl, die erste und zweite Armee zu begleiten und folgte denselben auf der Straße nach Rjäsanj. Um Mitternacht gelangten wir nach Ljubertzy und Panki, nachdem wir nur fünfzehn Werst von Moskau zurückgelegt hatten, da wir beständig von den sich der Armee anschließenden Gepäckwagen, sowie von den Einwohnern Moskaus, die zugleich mit uns die alte Residenzstadt verließen, aufgehalten wurden. In Panki stellte Barklay mir ein schmeichelhaftes Zeugnis aus und händigte mir auf dem ersten Rastplatz, dem Dorfe Kulikowo, Depeschen für den Kaiser und Briefe an den Fürsten Gortschakow und seine Frau ein, wobei er bemerkte: „Ich werde Ihnen bald nachfolgen."

20.

In Petersburg angekommen, stieg ich in der Wohnung meiner Familie ab und erfuhr hier, daß der Kaiser sich auf Kamenny Ostrow aufhält. Ich legte meine Reisekleider ab und fuhr im Uniformsrock in einem Mietwagen nach Kamenny Ostrow. Als ich das Dejourzimmer der Herren Generaladjutanten betrat, sah ich da Fürst Zubow, Graf Schuwalow, Paul W. Kutuzow und den Marquis Paulucci stehen, die mich verwundert ansahen, ohne es sich auch nur mit einer Miene anmerken zu lassen, daß wir früher bekannt waren. Ich fragte nach dem dejourierenden Generaladjutanten. Der Kammerlakai nannte mir den Marquis Paulucci. Ich trat auf ihn zu und sagte: „Ich bitte Eure Excellenz, dem Kaiser zu melden, daß ich von der Armee komme und Depeschen von Barklay mitbringe."

„Um nichts in der Welt, lieber Freund. Der Kaiser will Sie auf Grund des vom Marschall eingesandten Rapportes nach Sibirien verschicken lassen. Warum sind Sie nicht bei der Armee geblieben?"

„Barklay hat mich hergesandt, Herr Marquis! Was auch mein Schicksal sein möge, ich werde mich zu verteidigen wissen. Haben Sie nur die Güte, mich beim Kaiser zu melden."

„Nein, ich werde das durch den Kammerdiener thun lassen, da ich nicht zum Werkzeug Ihres Unglücks werden will."

„Wenig tröstlich," dachte ich.

Bald darauf trat der Kammerdiener auf mich zu. „Der Kaiser hat befohlen, Ihnen mitzuteilen, daß nach einer neuen Verordnung niemand, der von der Armee kommt, sich beim Kaiser meldet, sondern alle müssen sich beim Grafen Araktschejew melden."

„Melden Sie dem Kaiser, daß ich von diesem Befehl nichts gewußt habe."

Es fand sich ein Feldjäger zu meiner Begleitung ein und wir begaben uns zusammen zum Grafen Araktschejew.

Das erste, was letzterer zu mir sagte, war: „Warum hat man Sie zu mir geschickt? Sie sind selbst Vertrauensperson beim Kaiser."

„Offenbar ist das nicht der Fall, Erlaucht! Ich bin zu Ihnen geschickt worden."

„Nun, dann geben Sie mir Ihre Depeschen. Ich werde sie dem Kaiser zustellen."

„Wenn Eure Durchlaucht mich, wie jetzt Barklay, mit der Weisung abschicken würden, die Depeschen nur allein dem Kaiser einzuhändigen, so würde ich dieselben keinem andern geben. Außerdem habe ich von Barklay einen mündlichen Auftrag an den Kaiser.“

„Ach so, dann wollen wir uns zu ihm begeben.“

Unterwegs sagte der Graf zu mir: „Der Kaiser ist sehr betrübt über die Uebergabe Moskaus; war es denn wirklich nicht möglich, dem Feinde Widerstand zu leisten?“

„Die Armee ist nicht weniger betrübt darüber,“ antwortete ich, „aber nachdem Kutuzow uns bei Filji hatte Stellung nehmen lassen, blieb nichts andres übrig, als Moskau zu übergeben.“

Ich betrat mit dem Grafen wiederum das Zimmer der Generaladjutanten. Araktschejew sagte zu mir: „Warten Sie hier ein wenig,“ kehrte aber bald darauf zurück und wandte sich, die Thür öffnend, zu mir mit den Worten: „Bitte, gehen Sie zum Kaiser.“

Ich trat ein.

Der Kaiser stand in der Mitte des Gemachs, an seinen Schreibtisch gelehnt; als er mich sah, sagte er: „Glauben Sie, daß es für Sie kein Sibirien gibt?“

„Für den Unschuldigen gibt es kein Sibirien, Majestät!“

Der Kaiser sagte, die Stirne runzelnd: „Ihr habt euch ausgezeichnet, meine Herren!“

„Schuld ist vielleicht der Oberfeldherr, wir aber haben, Majestät, unser Leben wie der letzte Soldat in die Schanzen geschlagen.“

„Der Bericht Kutuzows über die Schlacht bei Borodino ist mir nicht ganz klar; können Sie mir nicht über einiges Aufklärung geben?“

Ich begann meine Erzählung und fügte nach Schluß derselben hinzu: „Barklay hat mir aufgetragen, Eurer Majestät zu melden, daß wenn er nicht auf dem Platze geblieben, die Schuld nicht an ihm liege, er sei überall der erste gewesen.“

„Schreiben Sie mir das auf, was Sie mir über die Schlacht von Borodino erzählt haben, aber behalten Sie dabei das Unreine nicht bei sich. . . . Warum sind Sie nicht bei der Armee geblieben, obgleich Kutuzow Sie zweimal zum Bleiben ermahnt?“

„Einmal, Majestät!“ und ich teilte ihm meine Antwort mit. „Barklay, der in seinem Unglück von allen denjenigen, die von ihm Gutes erfahren hatten, im Stiche gelassen war, that mir leid.“

Der Kaiser klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Du bist immer noch der alte.“ Er schellte, ließ den Grafen Schuwalow

rufen und sagte zu diesem: „Bringe ihn zum Fürsten Gortschakow, sage, daß er bei ihm bleiben muß.“ Wir fuhren in einer Hofequipage zum Fürsten Gortschakow. Dieser erzählte mir später, er habe sich erschreckt, da er glaubte, man habe mich zu ihm gebracht, um mich nach Sibirien zu expedieren.

21.

Zu Beginn dieses Jahres, das heißt, des Jahres 1816, ließ Graf Araktschejew auf Allerhöchsten Befehl mich zu sich bescheiden. Ich wurde beim Grafen gemeldet. Er empfing mich im Adjutantenzimmer und führte mich in sein Kabinett.

Der Graf: „Sie wissen wohl, daß ich auf Allerhöchsten Befehl Magnitzki aus Wologda nach Grusino habe kommen lassen?“

Ich: „Ich habe davon gehört, ganz Petersburg spricht davon.“

Der Graf: „Ich wünsche über einige Dinge Aufklärung zu erhalten. Während meiner Unterredungen mit ihm machte es sich so, daß ich folgende Frage an ihn stellte: ‚Ist es wahr, der Kaiser selbst und alle Welt in Petersburg behauptet, de Sanglen habe zu ihrer Verbannung Veranlassung gegeben?‘ Er antwortete mir: ‚Nein, wenn wir es nicht verschmäht hätten, mit ihm bekannt zu werden, so wäre es wahrscheinlich gar nicht zur Verbannung gekommen.‘ Ich bemerkte darauf: ‚Der Kaiser selbst hat eine Andeutung auf de Sanglen gemacht.‘ Magnitzki antwortete mir: ‚Das ist bei uns so Gebrauch.‘ So sehr ich mich bemühte, die Ursache ihrer Verbannung zu ergründen, und in ihn drang, mir offen zu gestehen, ‚ob es nicht de Sanglen sei,‘ er blieb bei seiner Behauptung und fügte noch hinzu: ‚Wir sind ihm zu Dank verpflichtet.‘ Ich fragte ihn darauf, wofür, und er antwortete: ‚Die Pflicht der Dankbarkeit zwingt uns, darüber zu schweigen, um de Sanglen nicht noch größeren Unannehmlichkeiten auszusetzen.‘ Jetzt frage ich Sie; der Kaiser will wissen, worin der Dienst bestand, welchen Sie ihnen erwiesen.“

Der Graf forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen und wiederholte in einer ungewöhnlich freundlichen Weise seine Frage.

Ich: „Wie ich vermute, hat Magnitzki auf folgenden Umstand anspielen wollen. Anfang Januar 1812 besuchte mich Bologowskoi, mit dem ich von Moskau her bekannt war, und nachdem er mir mit-

geteilt, Balaschow bitte, ihn mit Ssperanski und Magnitzki näher bekannt zu machen, bat er mich um meinen Rat, ob er sich auf diese Angelegenheit einlassen solle.

‚Wozu willst du dich mit so unsauberen Dingen befassen,' antwortete ich ihm. ‚Glaubst du denn wirklich, daß der Polizeiminister nicht mit Ssperanski und Magnitzki bekannt ist? Nimm dich in acht, daß ihr nicht alle zusammen eine kleine Spazierfahrt machen müßt; übrigens bist du das ja gewohnt.' — ‚Du machst mir die Hölle heiß,' sagte er zu mir. — ‚Durchaus nicht, aber meinst du denn wirklich, daß, im Falle es nötig sein sollte, wenn nicht Balaschow, so doch der Polizeiminister dich verraten wird?' Bologowskoi verließ mich, kam aber am Tage darauf wieder und sagte: ‚Magnitzki und Ssperanski lassen dir sagen, daß, wenn du künftig noch so schlecht über Balaschow sprechen wirst, sie es ihm mitteilen werden und dann wird es dir schlecht gehen.' ‚Dann,' — erwiderte ich Bologowskoi, ‚das wird mir eine Lehre für die Zukunft sein. Jetzt könnt ihr euch meinetwegen alle zum Teufel scheren, wenn du wieder von ihnen zu sprechen anfängst, werde ich schweigen."

Graf: „Sie haben gegen Ihren Freund anständig gehandelt; leider hatten Sie es nur mit so gemeinen Menschen wie Balaschow und Bologowskoi zu thun. Ja, sollten Sie es denn nicht gewußt haben, daß Sie selbst von Spionen umgeben waren? Wozu also sprachen Sie den Vorwurf gegen Magnitzki aus?"

Ich setzte dem Grafen alles dasjenige auseinander, wovon in diesen Aufzeichnungen schon die Rede gewesen ist.

Der Graf: „Auch dieses plötzliche Aufbrausen war edel, aber nicht vorsichtig; warum haben Sie Magnitzki ins Nebenzimmer gehen lassen?"

Ich: „Konnte ich ihm das verwehren?"

Der Graf: „Er hat unterdessen einen Zettel an Ssperanski geschickt und wahrscheinlich Ihre Worte mißbraucht."

Ich: „Ich begreife nicht, wie er in einem solchen Augenblick schreiben konnte, allenfalls hat er es mündlich bestellen lassen."

Der Hof ist ein Strudel, in dem sich allenfalls noch der Teufel allein zu retten vermag! Ich bat den Grafen, mir meinen Abschied zu erwirken.

Der Graf überredete mich dazu, im Dienste zu bleiben.

„Sie kennen ihn ja, heute ich, morgen Sie, und später wieder ich."

„Das ist es eben, was mich veranlaßt, Eure Erlaucht um meinen Abschied zu bitten."

Der Graf: „Wovon werden Sie aber existieren? Ich weiß, daß Sie außer Ihrem Gehalt nichts besitzen?“

Ich: „Lieber Hungers sterben, als unter solchen Nörgeleien leben! Ich will auf meine zwölftausend Rubel Gehalt verzichten und mich auf mein kleines, vierundachtzig Seelen enthaltendes Erbgut zurückziehen; da werde ich Ruhe haben.“

Der Graf: „Sie dienen schon lange Zeit und können eine gute Stelle erhalten.“

Ich: „Ich danke, Durchlaucht, erlaube mir aber, meine Bitte um Entlassung aus dem Dienst zu wiederholen.“

Der Graf: „Ich achte Sie, Jakob Iwanowitsch, und werde Sie unterstützen; auch ich hätte schon längst ebenso handeln sollen, aber . . .“ er zuckte die Achseln.

Wir verabschiedeten uns. Der Graf hat sein Wort gehalten; der Kaiser genehmigte mein Abschiedsgesuch nicht, aber der Graf erwirkte mir einen Ukas vom 23. März 1816 mit der Bestimmung, mich dem Heroldsamt zuzuzählen und mit einem jährlichen Gehalt von viertausend Rubeln.

Als ich mich vom Kaiser verabschiedete, sagte Seine Majestät: „Ich habe deinen Abschied nicht genehmigt, du bleibst im Dienst, und zwar mit Gehalt; erhole dich; wenn ich dich nötig haben werde, so werde ich dich wieder rufen lassen.“ Der Kaiser entließ mich aufs huldvollste, fügte sogar hinzu: „Auf Wiedersehen!“

Ich begab mich unverzüglich nach Moskau, wo ich zurückgezogen auf dem kleinen Gütchen, das meiner Mutter gehört hatte, lebte. Hierbei kann ich nicht umhin, meiner Schwestern voller Anerkennung zu erwähnen. Als ich ihnen die von meiner verstorbenen Mutter an mich gerichteten Briefe vorwies, überhoben sie mich aller Weitläufigkeiten und traten mir freiwillig meinen gesetzlichen Anteil ab.

22.

Nach dem Tode des in Gott entschlafenen Kaisers Alexander I. und der Thronbesteigung Nikolai I. fingen in Moskau allerhand Verleumdungen über mich zu kursieren an, und zwar kamen alle aus dem Hause des Moskauischen Generalgouverneurs, Fürsten Galitzyn.

Als diese Gerüchte mir zu Ohren kamen, sprach ich beim Fürsten Galitzyn vor und bat ihn, die mir vom Kaiser Alexander

aufgetragenen Geschäfte einer Durchsicht zu unterziehen, woraus er ersehen könne, daß alle über meine Person in Umlauf gesetzten Gerüchte einfach Verleumdungen sind.

Er antwortete mir: „Mich geht das nichts an und ich habe keine Zeit."

„Sie sind Generalgouverneur von Moskau und ich habe mich als Moskauischer Edelmann an Sie, als meinen Vorgesetzten, mit meiner Bitte gewandt."

„Ich wiederhole Ihnen, ich habe keine Zeit dazu."

„Nun, dann werde ich Ihnen, Durchlaucht, beweisen, daß der Kaiser selbst mich erhören wird." Ich machte eine Verbeugung und entfernte mich.

Die Folge davon war nachstehender Brief von mir an den Kaiser Nikolai I., den ich während des Aufstandes*) schrieb.

Moskau, den 6. Januar 1831.

„Allergnädigster Herr und Kaiser! Der Drang der augenblicklichen Zeitverhältnisse und der jetzige Zeitgeist machen es jedem treuen Unterthanen zur heiligen Pflicht, kein einziges Wort, keinen einzigen Gedanken in seinem Herzen zu verschließen und durch Darlegung derselben vor Ihrem Throne jedem Wunsch nach Offenheit zuvorzukommen, wie vor dem Throne Gottes.

„Hören Sie nicht, Majestät, auf die Verleumdung, die meinen Dienst und meinen Charakter angeschwärzt hat. Dieselbe befindet sich sowohl mit meinem eigenen Wunsch, den Dienst zu verlassen, als im Jahre 1816 alles dem Grafen Araktschejew unterstellt wurde, im Widerspruch, als auch mit der Wichtigkeit der Geschäfte, die ich auf Allerhöchsten Befehl dem Herrn Chef des Generalstabes übergeben habe, als auch mit dem Ukas vom 23. März 1816, laut dessen ich dem Heroldsamt zugezählt wurde mit einem Gehalt von viertausend Rubeln. Vor dem erhabenen Angesicht Eurer Majestät bin ich bereit, mit unzweifelhaften, für mich überaus wertvollen Dokumenten die Wahrheit meiner Worte zu beweisen und die böswillige Verleumdung zu widerlegen, die man gegen mich ins Werk gesetzt hat, weil man mich wegen meiner makellosen Ergebenheit, wegen des mir vom Kaiser geschenkten Vertrauens und wegen der von mir gegen das Laster zur Schau getragenen Verachtung beneidet. Ich übergebe mein Schicksal in die Hände Eurer Majestät, dessen Macht nicht von dieser Welt stammt. Bei Ihrer Gerechtig-

*) Gemeint ist der polnische Aufstand. Anmerk. d. Uebers.

keit werden Sie nicht die eifrigen Bemühungen eines treuen Unterthanen unbeachtet lassen, der bereit ist, mit der That zu beweisen, daß es schwer ist, an Treue und Ergebenheit denjenigen zu übertreffen, welcher niemals weder seinen Mund, noch seine Feder mit einer Lüge befleckt hat, und der aus vollem Herzen ist und bleiben wird mit tiefster Ehrfurcht, Allergnädigster Herr, Eurer Kaiserlichen Majestät treuunterthänigster Jakob de Sanglen."

Nach Absendung dieses Briefes tritt am 27. Januar um 6 Uhr morgens mein Diener zu mir ins Zimmer und meldet mir — ich lebte damals auf dem Lande — daß ein Offizier, ein alter Bekannter von mir, mich zu sprechen wünsche.

„Wie ist sein Name?"

„Ich habe danach gefragt, aber er hat es mir nicht gesagt."

„Bitte ihn einzutreten!"

Ein Mensch im Uniformrock und mit Epauletten tritt ins Zimmer, geht direkt auf mich zu und reicht mir die Hand.

„Ich habe Sie erkannt, Sie sind ein Feldjäger," sagte ich, ohne ihm die Hand zu geben. „Wir sind miteinander nicht bekannt; richten Sie den Ihnen erteilten Auftrag aus."

„Ich werde Ihnen beweisen, daß wir miteinander bekannt sind," antwortete er hastig, zog ein Schreiben aus der Tasche und übergab es mir.

Ich öffnete. Es war ein eigenhändiger Brief vom Fürsten Dmitri Wladimirowitsch Galitzyn, folgenden Inhalts:

„Geehrter Herr, Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser hat infolge Ihres allerunterthänigsten Schreibens an Seine Kaiserliche Majestät zu befehlen geruht, Eurer Hochgeboren zu eröffnen, daß Sie in Gegenwart des Herrn Wimmern, Lieutenant des Feldjägercorps, alle Dokumente und Akten zusammenzupacken haben, die Sie zum Beweise dessen, was Sie dem Kaiser darzulegen wünschen, nötig haben. In Begleitung des Lieutenants Wimmern haben Sie sich darauf unverzüglich nach Petersburg zu begeben. Der Herr und Kaiser haben zu befehlen geruht, Ihnen ausdrücklich zu erklären, daß jetzt, wo Ihnen die Möglichkeit geboten ist, alle in Ihrem Besitz befindlichen Dokumente und Aktenstücke mit sich zu nehmen, keinerlei Ausreden in dieser Angelegenheit weiter zulässig sind. Habe die Ehre, zu sein, geehrter Herr, Ihr gehorsamer Diener — Fürst Dmitri Galitzyn." Als ich den Brief durchgelesen, sagte ich zum Feldjäger: „Wir sind dennoch nicht miteinander bekannt, sondern werden es allenfalls auf der Reise werden. Kann ich meinen Diener mit mir nehmen?"

„Dazu habe ich keine Erlaubnis, wohl aber habe ich Befehl, Sie selbst zu bedienen."

„Nehmen Sie Platz," sagte ich, „ich werde gehen, um die nötigen Papiere zusammenzulegen."

„Wir müssen uns möglichst bald auf den Weg machen."

„Da müssen Sie schon entschuldigen, ich bin Familienvater, ich muß meine Familie beruhigen. Wir wollen zusammen Mittag essen und gleich nach dem Mittagessen aufbrechen. Sie haben Befehl, sich mir unterzuordnen, also thun Sie es. Ich bin hier der Gutsherr und Sie sind mein Gast; unterwegs werde ich Ihr Gast sein."

„Wie Sie wünschen."

Wir aßen zu Mittag und packten darauf meine Sachen ein; es war mir gelungen, meine ganze Familie zu beruhigen, außer meiner unvergeßlichen Tochter Barbara, die beim Abschied einen Ohnmachtsanfall bekam.

Wir machten uns im Schlitten des Feldjägers auf den Weg. Als wir bis zu meiner Mühle gekommen waren, sagte ich zu ihm: „Was thue ich? Ich bin hier der Gutsherr und fahre wie irgend ein Verbrecher. Wollen wir umkehren, ich werde meine Kibitke anspannen lassen und wir wollen darin ganz gemächlich bis zur ersten Station fahren. Weiter können Sie mich nach Ihrem Belieben befördern."

Gesagt, gethan, wir kehrten um. Ich wollte hiermit meiner Familie und den Landleuten, die sich versammelt hatten, zeigen, daß ich das Recht habe, nach meinem eigenen Ermessen zu verfahren. In Ssolnetschnaja Gora standen Pferde bereit und wir fuhren, nach Feldjägerart, im vollen Galopp ab.

Hier muß ich Herrn Wimmern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er beruhigte mich wie seinen leiblichen Sohn; allen meinen launischen Wünschen, die ich mir absichtlich, um nicht den Mut zu verlieren, erlaubte, wußte er in liebenswürdiger Weise nachzukommen. Ich bin ihm für seine menschenfreundliche und nachsichtige Behandlung zu großem Danke verpflichtet. Wir wurden unterwegs gute Freunde. Er teilte mir mit, daß Graf Tschernyschew ihn zu sich habe rufen lassen und ihm im Namen des Kaisers den Befehl erteilt habe, mich mit der größten Höflichkeit zu behandeln, wobei er hinzufügte: „de Sanglen ist ein achtenswerter Mann". Das gab mir neuen Mut, und ich zog Wimmern gegenüber liebenswürdigere Saiten auf.

Wir nahmen unsern Weg über Jaroslawlj, weil Zakrewski

wegen der Cholera in Wyschnji Wolotschok sich unter Quarantäne befand. In Jaroslawlj ging es uns eigentümlich. Im Gasthause weigerte sich der Wirt, uns ein Mittagessen zu geben, weil Wimmern ihm nicht meinen Namen, für den Rapport an Poltoratzky, nennen wollte. Wimmern kaufte Verschiedenes ein und wir speisten auf der ersten Station hinter Jaroslawlj.

Am dritten Tage gelangten wir nach Rybatzkaja um die Mittagszeit. Hier wurde gespeist. Nach dem Essen sagte ich zu Wimmern: „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir aufbrechen."

„Ich habe Befehl, Sie in der Nacht nach Petersburg zu bringen."

Ich wurde nachdenklich. „In der Nacht, warum das?" fragte ich mich selbst und legte mich auf den Diwan nieder. „Ich werde einstweilen etwas schlafen," sagte ich, mich der Wand zukehrend, und überließ mich meinen Phantasien und Mutmaßungen, als ob das zu irgend etwas führen konnte. Allein ich gewann auf diese Weise meine Fassung wieder. „Gottes Wille geschehe," sagte ich zu mir und bat mir Thee mit Rum aus. Ich glaube, ich hätte um Champagner bitten können, und auch das wäre mir nicht abgeschlagen worden.

Es war schon dunkel, als wir von Rybatzkaja abfuhren, und um halb acht Uhr fuhren wir beim Generalstabsgebäude vor. Wimmern führte mich in ein Zimmer, wo ein Posten stand, der eine Unzahl von Kisten bewachte, welche allerhand Munition enthielten und zur Absendung nach verschiedenen Orten Rußlands bereit standen, und bat mich ein wenig zu warten, bis er meine Ankunft dem dejourierenden General Potapow melden würde. Eine halbe Stunde darauf erschien Wimmern und sagte zu mir: „Potapow war in der Eremitage, wo augenblicklich Vorstellung ist; ich habe ihm Ihre Ankunft gemeldet; er begab sich eiligst zu Tschernyschew, dieser aber zum Kaiser, der Potapow gleich nach Hause zu fahren befahl, um Sie zu empfangen."

Plötzlich höre ich, wie auf dem Korridor die Thür verschlossen wird. Wimmern eilte allein dahin, und als er zurückgekommen war, sagte er zu mir: „Bitte, gehen Sie zum General; aber hüllen Sie sich in Ihren Pelz ein und ziehen Sie die Mütze tief über die Stirn, damit niemand Ihnen ins Gesicht sehen kann."

„Was soll das bedeuten?" sagte ich.

Wimmern wickelte mich in den Pelz, zog mir die Mütze über die Augen und führte mich wie einen Blinden. Wir gingen eine gute Weile; endlich wurde Halt gemacht, man nahm mir den Pelz

und die Mütze ab, und ich befand mich in einem großen Zimmer, das wie ein Speisesaal aussah. Wimmern öffnete die vor uns befindliche Thür, und ich trat in ein blaues Gemach, eine Art Empfangszimmer, wo mich der General Potapow empfing und zu mir sagte: „Es thut mir außerordentlich leid, daß wir unter so mißlichen Umständen unsre Bekanntschaft erneuern."

„Ich bedaure es nicht im geringsten, denn ein ehrlicher Mann ist über alle äußeren Lebensverhältnisse erhaben, wie sie sich auch gestalten mögen."

„Das habe ich auch von Ihnen erwartet," sagte er zu mir; „nehmen Sie Platz, ich denke, Sie werden müde sein. Ich will uns Thee servieren lassen."

Er trat zum Glockenstrang und schellte. Im Zimmer nebenan hörte man Tassen zusammenstellen und darauf wurde alles still. Potapow ging hinaus und brachte das Theeservice und alles, was dazu gehörte. Er bereitete den Thee, bat mich zuzugreifen und sagte: „Wir können ganz offen sprechen, es hört uns niemand."

Hierauf begann folgende Unterhaltung: „Was hat Sie dazu bewogen, dem Kaiser einen so sonderbaren Brief zu schreiben?"

Ich erzählte ihm alles dasjenige, wovon oben die Rede war.

„Galitzyn ist ein abscheulicher Mensch; er hat dem Kaiser ein ganzes Dutzend der alleralbernsten Geschichten über Sie hinterbracht. Der Kaiser lachte laut darüber; aber den Hof werden Sie nicht wiedererkennen. Alles dasjenige, was zu Ihrer Zeit war, existiert jetzt nicht mehr."

In dieser Weise plauderten wir bis zum Abendessen. Da wiederholte sich die Scene von vorhin. Potapow brachte selbst das Nachtessen, Teller u. s. w. herbei; es wurde ein Glas Champagner auf den guten Erfolg getrunken.

Nach dem Souper erschien auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen ein Offizier im Garnisonsrock mit Epauletten. „Er wird Ihnen eine Wohnung, Bedienung und alles, was Sie sonst nötig haben, anweisen; alle Befehle, die Sie ihm erteilen, sollen ausgeführt werden."

Wir verabschiedeten uns. „C'est apparemment geôlier?" sagte ich zu Potapow.

„Non," antwortete dieser, „il doit remplir tout ce que vous lui ordonnerez."

Ich wurde wieder eingepackt, damit niemand mich erkenne, man führte mich über den Hof, eine Treppe hinauf, und ich betrat ein ziemlich geräumiges Zimmer, eine Art Vorzimmer, wo drei Mann

standen, nach ihrer Kleidung Bureauschreiber mit einer schmalen Tresse am Kragen.

„Diese Leute stehen zu Ihrer Verfügung," sagte der Offizier.

Zwei Schildwachen standen neben der Thür, welche der Offizier öffnete.

Wir traten ein; in der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch, auf welchem ganze Stöße von Papier nebst Tinte und Feder lagen.

„Das ist Ihr Arbeitszimmer," sagte der Offizier, und nachdem er die zweite Thür aufgemacht, fügte er hinzu: „Und das hier Ihr Schlafzimmer."

„Wie!" antwortete ich, „dieses grüne Bett mit seinen an das Krankenhaus erinnernden Decken soll mein Lager sein?"

Der Offizier schien über meine Bemerkung betroffen zu sein. „Befehlen Sie, dasselbe hinauszutragen? Worauf werden Sie aber zu schlafen geruhen?"

„Auf meinem Pelz; ich habe auch ein Lederkissen, das hier lassen Sie aber fortschaffen."

Als das geschehen war, fragte ich den Offizier: „Was bedeuten die Schildwachen? Befinde ich mich etwa unter Arrest?"

„So ist es befohlen worden," antwortete er. Ich begab mich in das erste Zimmer zurück, nahm Papier und Feder zur Hand und richtete an Potapow folgende Zeilen:

„In meinem Brief habe ich darum gebeten, freiwillig vor das Angesicht Seiner Majestät treten zu können. Ich bin hierher gebracht worden. Ich habe Papiere mitgenommen, die von der Hand des verstorbenen Kaisers Alexander I. stammen. Posten stehen vor der Thür, als gelte es einen Arrestanten zu bewachen; folglich befinden sich auch die Papiere des Kaisers Alexander unter Arrest. Bitte, uns aus dem Arrest zu befreien und die Posten zu entfernen. Fliehen oder aus dem Fenster springen kann ich nicht; es ist zu hoch und zudem bin ich weder hierzu, noch dazu fähig. Die Posten zu meiner Bewachung sind unnötig. Jakob de Sanglen."

Ich verabschiedete mich von dem Offizier, indem ich sagte: „Uebergeben Sie dieses Schreiben an den General Potapow," legte mich mit den Kleidern auf meinen Pelz und schlief vor Müdigkeit fest ein.

Am andern Morgen erschien der Offizier mit einem Korbe, der ein Theeservice, ein Pfund Thee, eine Flasche Rum und Semmeln enthielt. Nachdem er alles vor mich hingestellt, sagte er: „Auf Befehl des Kaisers ist die Schildwache entfernt worden."

„Wie ist das zugegangen?“ fragte ich.

„General Potapow hat Ihr Schreiben zum Grafen Tschernyschew geschickt und dieser wiederum an den Kaiser; darauf folgte der Befehl, die Schildwache zu entfernen.“

„Das geht alles recht gut,“ sagte ich zu mir selbst; „was wird nun weiter kommen?“ Zu Mittag brachte mein Offizier in einem kleinen kupfernen Topf ein Essen von verdächtiger Beschaffenheit. Wiederum ging ein Schreiben an Potapow ab: „Durch die Gnade des in Gott entschlafenen Kaisers Alexander I. beziehe ich ein Gehalt von viertausend Rubeln, und außerdem bin ich nicht so bettelarm, um ein solches Mittagessen zu schlucken. Ich bitte um die Erlaubnis, aus dem besten Gasthause ein anständiges Mittagessen holen lassen zu dürfen.“

Eine Stunde darauf erhielt ich von Potapow die gewünschte Erlaubnis. Aber dazu kam es gar nicht; es fanden sich die zu meiner Verfügung gestellten Diener ein, deckten den Tisch und servierten ein ausgezeichnetes Mahl.

„Von wem?“ fragte ich.

„Das wissen wir nicht,“ war die Antwort.

Zwei Tage verbrachte ich in langweiliger Einsamkeit. Am dritten Tage erschien bei mir Potapow.

„Eine Kommission ist eingesetzt, um Sie zu verhören; seien Sie um elf Uhr bereit,“ sagte er zu mir.

„Ich bin bereit,“ antwortete ich; „sind Sie auch Mitglied der Kommission?“

„Mir ist die Ehre nicht zu teil geworden,“ antwortete Potapow. „Kommen Sie zu mir, man wird Sie durch die Hinterthür führen; ich begleite Sie dann in den Areopag und entferne mich selbst.“

Gegen elf Uhr kam ich zu Potapow.

„Wir sind in Kleinigkeiten sehr genau,“ sagte er, auf seine Uhr sehend, „es sind noch zehn Minuten bis elf;“ er öffnete die Thür und führte mich in das nämliche blaue Zimmer, wo um einen Tisch herum drei Generäle saßen, der vierte Stuhl war frei.

Potapow entfernte sich und ich trat einige Schritte vorwärts. Niemand rührte sich von seinem Platz und ich that es auch nicht.

Schließlich stand Graf Tschernyschew auf und sagte zu mir: „Wie lange ist es schon her, daß wir uns nicht gesehen haben, Jakob Iwanowitsch!“

„Seit dem Tage,“ antwortete ich, „wo Sie nach der Schlacht bei Borodino an Kutuzow den St. Georgsorden I. Klasse überbrachten.“

„Haben Sie mich wiedererkannt?" fragte Graf Orlow.

„Sie sind so gewachsen, daß es schwer sein würde, in Ihnen jenen Lieutenant wiederzuerkennen, der nach der Schlacht bei Borodino in meinem Wagen lag."

„Dieser junge General aber, mit dem Sie nicht bekannt sein können, ist Wladimir Fedorowitsch Adlerberg."

„Vielleicht ein Sohn des Oberstlieutenants Adlerberg, der im Feldzug gegen die Schweden fiel?"

„Ganz richtig," antwortete er.

„Je suis donc en pays de connaissance; tant mieux!"

Graf Tschernyschew bat mich, auf dem vierten Stuhl Platz zu nehmen, öffnete die vor ihm liegende Mappe, nahm einige Papiere aus derselben und, nachdem er sie mir hinübergereicht, fragte er: „Haben Sie das geschrieben?"

Ich warf einen Blick darauf und sagte: „Das ist der Brief, den ich an den Kaiser gerichtet."

„Auf Befehl Seiner Majestät, setzen Sie uns den Inhalt des Schreibens auseinander."

„Der Brief ist, glaube ich, in gutem Russisch geschrieben, und wenn er etwa für Ausländer nicht verständlich ist, so ist es nicht meine Schuld."

„Der Anfang Ihres Schreibens ist eigentümlich; was sind das für Zeitverhältnisse, die Sie erwähnen?"

„Ganz einfach, der Krieg mit Polen."

„Ja, das haben wir nicht verstanden."

„Ich glaube aber doch, das lag sehr nahe."

„Der Kaiser hat befohlen, Sie sollen uns alle Akten und Dokumente, die sich in Ihren Händen befinden, vorlegen."

„Bedaure sehr, aber diesen Befehl kann ich nicht erfüllen; es würde der in meinem Brief abgegebenen Erklärung widersprechen, daß ich nur dem Kaiser allein bereit bin, die Papiere vorzulegen; der Kaiser stirbt nicht, die Umgebung des Hofes aber wechselt."

„Wir sind Vertrauenspersonen Seiner Majestät."

„Ich glaube es und freue mich darüber, aber dennoch kann ich die Papiere nicht aus den Händen geben. Was den Befehl des Kaisers anbelangt, so habe ich schon meine Erklärung abgegeben; vielleicht enthalten die Schriftstücke etwas über Sie, Herr Graf, was Sie nicht wissen dürfen."

„Nun, dann f o r d e r n wir sie von Ihnen."

„Melden Sie dem Kaiser, daß ich eher sterben, als die Papiere herausgeben werde. Ich werde dem Kaiser Alexander die Treue

wahren, der es mir untersagt hat, sie irgend jemand zu zeigen; und diesen Befehl werde ich erfüllen, ob auch sein Antlitz mir nicht mehr lächeln kann. Etwas andres ist es, wenn der Kaiser sie verlangt, vor ihm darf nichts geheim bleiben."

„Ich meine, Jakob Iwanowitsch hat recht," sagte Graf Orlow, „wir wollen dies dem Kaiser melden und seine weiteren Befehle abwarten."

Adlerberg schloß sich ihm an und Graf Tschernyschew sagte etwas gereizt: „Dann ist also unsre Sitzung geschlossen."

Jetzt trat Potapow ein. Graf Tschernyschew faßte ihn unterm Arm und begann etwas mit ihm zu verhandeln; ich meinerseits unterhielt mich mit Orlow und Adlerberg. Nach Beendigung des im geheimen mit Potapow geführten Gespräches fuhren alle auseinander und wir blieben allein zurück.

„Votre premier début à Pétersbourg est magnifique," sagte Potapow zu mir.

„Schön," antwortete ich, „aber was wird nun weiter sein?"

„Tschernyschew hat mir mitgeteilt," sagte Potapow: ‚Der Kaiser wünsche es, daß Sie de Sanglen ein Zimmer einräumen, und daß er die Beköstigung und alles andre in Ihrer Wohnung hat.'"

Infolgedessen wurde ich aus meiner Klause befreit. Etwa zwei Stunden darauf besuchte mich Graf Tschernyschew und erklärte mir, der Kaiser habe mir befohlen, alle Dokumente dreifach zu versiegeln; ich solle dessen versichert sein, daß niemand außer ihm sie zu sehen bekommen wird.

Ich fragte, ob ich ein Begleitschreiben an den Kaiser hinzufügen könne.

„Das erwartet er."

Nachdem ich mich in meiner neuen, sauberen Wohnung eingerichtet, legte ich alle Papiere zusammen und schickte sie unter drei Siegeln nebst folgendem Schreiben an den Kaiser:

„Allergnädigster Herr und Kaiser! Mein alleruntertänigstes Schreiben, das ich von Moskau aus in der Ueberzeugung schrieb, daß mir das Glück zu teil werden würde, persönlich vor Ihrem erhabenen Angesicht dasjenige auseinanderzusetzen, was ich war, bin und sein werde, — hat den erwünschten Erfolg nicht gehabt. Soeben habe ich vom Grafen Tschernyschew den Allerhöchsten Befehl erhalten, alle Papiere in einem mit drei Siegeln versehenen Couvert Eurer Kaiserlichen Majestät zu übermitteln. Indem ich mich Ihrem heiligen Willen füge, lege ich dieselben meinem Monarchen zu Füßen. Da ich aber viele Feinde habe, Feinde der heiligen Wahrheit, so

kann ich es Eurer Majestät nicht verhehlen, daß ich den Inhalt der Papiere vor neidischen und böswilligen Blicken geheim zu halten wünschen würde. Ihnen, Majestät habe ich aus freiem Antriebe in meinem Brief mein Schicksal anvertraut! Ihnen und Ihrer Gerechtigkeit allein vertraue ich dasselbe auch jetzt an! Ich wage, eine kurze Beschreibung der Papiere beizufügen."

Im zweiten Teil des Briefes sprach ich von meinem Dienst und meinem Charakter. Die hierher gehörigen Papiere sind: die Uebergabe der Akten an den Chef des Generalstabes gegen eine vom Kanzleidirektor des Generalstabes, Fürsten Menschikow, ausgestellte Quittung; hierauf die Instruktion für meine ehemalige wirkliche Stellung als Direktor der Zentralkanzlei, alle meine andern Obliegenheiten dienten nur als Deckmantel für dieses mein eigentliches Amt; dasselbe zerfiel in zwei Teile: erstens: der vor dem Minister geheim gehaltene gehörte dem Kaiser; zweitens: derjenige des Kriegsministers ist im Original dem Chef des Generalstabs übergeben; eine Kopie des letzten mich betreffenden Ukases. Alle Atteste über meine dienstlichen Stellungen. Eine kurze Auseinandersetzung meiner Ansicht über die oberste Polizei, nach der ich mich auf Befehl des Kaisers zu richten hatte; hierzu wagte ich noch zwei Papiere hinzuzufügen, die als Beweis für meine Sorgfalt um das Wohl des Nächsten auch auf dem Lande dienen sollten. Schließlich noch ein Dankesschreiben des Komitees für meine Mühewaltungen während der im Kreise herrschenden Choleragefahr, von welcher er verschont blieb. Alle diese Papiere legen über mein dienstliches Verhalten und meinen Charakter Zeugnis ab. Der Lieutenant des Feldjägercorps, Wimmern, kann es bezeugen, daß meine Leute Thränen der Verzweiflung vergossen, als sie mich mit dem Feldjäger abfahren sahen und ihren Wohlthäter zu verlieren befürchteten.

Im dritten Teil meines Briefes wagte ich es, den Wunsch auszusprechen, mit den für mich unschätzbaren, von der Hand meines Kaisers herrührenden Schriftstücken meine gute Sache vor dem erhabenen Angesicht meines Monarchen vertreten zu dürfen. Es sind das einige Schreiben des Kaisers, die mir von ihm überlassen wurden und die für mich einen großen Wert haben, weil sie zum Teil beweiskräftig sind für die Beziehungen, in welche ich vom Kaiser gestellt war. Hierzu füge ich noch mein Gutachten über die Ministerien, das ich auf Wunsch des Kaisers abgegeben und zwar in Veranlassung eines längeren Gesprächs über die Mängel dieser Einrichtung. Alle Notizen stammen von der Hand des Kaisers. Infolgedessen wurde nur das Polizeiministerium aufgehoben, und die

Uebergabe der Geschäfte an den Grafen Araktschejew brachte die Ausführung der weiteren, mir bekannten Absichten des Kaisers zum Stillstand. Der erste Teil und der Schluß meines allerunterthänigsten Briefes enthalten, kurz zusammengefaßt, den Hinweis darauf, daß in jetziger Zeit ein jeder Mensch, der sich billigerweise fähig fühlt, dem allgemeinen Wohl einen wirklichen Dienst zu erweisen, diese seine Fähigkeiten, auch auf die Gefahr hin, abgewiesen zu werden, zur Verfügung stellen und mit aller Offenheit darauf hinweisen muß, was in der Folge Schaden bringen kann. Hier breche ich ab: „Es gibt Dinge, Majestät, die das Eigentum der Herrscher bilden, über sie mit andern zu sprechen, über sie zu schreiben, ist nicht angebracht. Die geheime, gründliche Erwägung der Dinge und energisches Handeln sind die einzigen Mittel, um die Festigkeit des Staates zu erzielen. Indem ich alles auf den Wunsch Eurer Majestät Ihnen zu Füßen lege, bedaure ich es schmerzlich, daß die Papiere nicht von einer Auseinandersetzung der Gründe begleitet sein dürfen, die ihr Entstehen veranlaßt haben. Das sind nur tote Buchstaben. Der Geist, das Leben derselben waren Meinungsäußerungen des Kaisers. Indem ich den heiligen Willen Eurer Kaiserlichen Hoheit erfülle, erdreiste ich mich, Euer Majestät unter Thränen zu bitten, mich den Meinigen wiedergeben zu lassen, die ich in der schmerzlichen Sorge um mein Schicksal habe zurücklassen müssen. Einen braven Bürger und treuen Sohn des Vaterlandes erkennt man daran, ob er ein guter Familienvater ist. Mit tiefster Ehrfurcht habe ich das Glück, zu sein, Allergnädigster Herr und Kaiser, Eurer Kaiserlichen Majestät treuunterthäniger Jakob de Sanglen."

Zwei Tage verbrachte ich bei Potapow in sehr angenehmer Weise. Am dritten Tage trat er bei mir ein, einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel vom Kaiser in der Hand, der folgende Worte enthielt: „Schicken Sie heute abend um sieben Uhr Ihren Gast zu mir. Ein Feldjäger wird ihn abholen."

„Machen Sie sich bereit," sagte Potapow zu mir; „um halb sieben Uhr bitte ich Sie, zu mir zu kommen."

Er entfernte sich. Obgleich mein Wunsch sich erfüllt hatte, war mir doch etwas unbehaglich zu Mut. „Wie soll ich mich für meinen Besuch ankleiden?" dachte ich; „soll ich mich in meinen Uniformsrock hineinzwängen und meine Orden anlegen? Das widersteht mir! Wem soll ich denn mit meiner Uniform und meinen Orden imponieren? Eingeschnürt werde ich mich auch weniger frei und unbefangen fühlen. Ich will lieber im schwarzen Rock fahren.

Sollte man mich fragen, nun, so bin ich ja auch nicht auf den Mund gefallen." Bei diesem Entschluß blieb ich und begab mich zu Potapow.

„Warum haben Sie keine Uniform angezogen?" fragte er mich.

„Wozu soll ich das? Man hat mich mit einem Feldjäger eingebracht, hält mich von aller Welt versteckt, und da soll ich mich noch fein machen? Ich will lieber als einfacher Weltbürger auftreten!"

„Nun, wie Sie wollen; wenn Sie sich nur nicht dafür eine Rüge zuziehen! Er liebt die Uniform und stramme Haltung."

„Ist mir ganz recht; möge er mich fragen," antwortete ich.

„Das wird er nicht thun, wohl aber können Sie unter Arrest kommen."

Ich mußte lachen. „Uebrigens wäre auch das nicht so übel! Das würde nur noch der ganzen Sache die Krone aufsetzen. Als ‚Zukünftiger' per Landjäger hergebracht, versteckt gehalten und schließlich verhaftet!"

„Was haben Sie da in der Hand?"

„Eine Mappe mit verschiedenen Papieren."

„Diese Mappe ist jetzt nicht mehr modern."

„Ich pflegte mit derselben zum Kaiser Alexander zu gehen."

„Nehmen Sie die meinige; sie ist leichter und hat die richtige Form."

Ich packte die Papiere um und wir betraten den Saal, wo schon ein schmucker, glatt gekämmter und gepuderter Feldjäger stand, bereit, mich unter seinen Schutz zu nehmen. Er sah unausgesetzt nach der Uhr; es hatte noch nicht sieben geschlagen, als der Feldjäger zu Potapow sagte: „Es ist Zeit, Excellenz!" „Nun dann Glück auf!" sagte Potapow; wir verabschiedeten uns und ich bestieg mit dem Feldjäger den Schlitten. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein und wir jagten in vollem Galopp über den Schloßplatz. Nach der Richtung, die wir einschlugen, dachte ich anfangs, wir würden beim kleinen Portal des Kaisers Alexander anhalten, aber nein, wir fuhren um das Schloß herum und jagten den Quai entlang.

„Aha!" dachte ich; „geht es nicht in die Festung?"

Plötzlich hielten die Pferde neben dem ehemaligen Ssaltykowschen Portal. Der Feldjäger sprang aus dem Schlitten und half mir aussteigen. Wir traten in einen geräumigen, warmen Flur; vor uns war eine Glasthür, vor der ein Posten stand. Der Feldjäger legte unsre Mützen und Pelze neben ihn hin und öffnete die Thür. Wir stiegen eine mit goldenem Geländer versehene Mar-

mortreppe hinauf, die auf einen kleinen Vorraum mündete. Der Feldjäger klopfte an die Thür mit drei magischen Schlägen, was mich in großes Erstaunen versetzte. Man hörte aufschließen und ein Mann im grünen Kaftan, mit rotem Kragen und weißer Einfassung steckte seinen Kopf heraus; er warf einen Blick auf uns und schloß darauf sofort die Thür wieder zu. Bald darauf öffnete sich die Thür und in derselben stand der Kaiser. Er gab dem Feldjäger mit dem Finger das Zeichen, hinunterzugehen, und winkte mir mit der Hand, einzutreten.

Kaum war ich eingetreten, so schloß der Kaiser die Thür ab und ging mit großen Schritten eilig vorwärts, so daß ich mich sputen mußte, um ihm nachzukommen. Wir durchschritten mehrere Zimmer, schließlich blieb der Kaiser in einem kleinen, grünen Gemach, wo alle Möbel mit grünem Atlas überzogen waren, stehen; zwischen den beiden Fenstern stand ein großer Spiegel und an dessen Rahmen zwei Kandelaber mit je sechs Lichtern. Der Kaiser stellte sich mitten in das Zimmer und gab mir mit der Hand das Zeichen zum Nähertreten, wobei er sagte: „Sie haben mich sprechen wollen; da bin ich.“

Ich verneigte mich.

„Ich habe Ihre Papiere gelesen und bedaure, daß Sie mir nicht früher geschrieben haben.“

„Ich hatte das Glück, zweimal an Eure Kaiserliche Hoheit zu schreiben und habe vom Grafen Benkendorf eine Antwort erhalten.“

„Ich habe nichts erhalten.“

Ich nahm die beiden Briefe des Grafen Benkendorf aus der Mappe und reichte sie dem Kaiser.

„Das kommt bei diesen Herren vor; sie halten alles geheim und antworten an meiner Stelle. Ich habe Ihr Gutachten über die Gensdarmen gelesen; auch die Resolution meines Bruders habe ich gesehen; das ist seine Hand; was gab die Veranlassung dazu?“

„Marquis Pigniatelli hatte aus Wien dem verstorbenen Kaiser einen Entwurf über die Einrichtung der Gensdarmerie in Rußland zugeschickt. Der Kaiser beauftragte mich damit, mein Gutachten darüber abzugeben, welches Eure Majestät durchzulesen geruht haben.“

„Ja, Sie sind kein Freund von diesem Kommando. Wie denken Sie über unsre Gensdarmerie?“

„Ich kenne nicht die Einzelnheiten dieser Einrichtung und habe daher kein Urteil darüber.“

„Sie weichen einer Antwort aus; Sie können ganz offen Ihre Meinung sagen.“

„Wenn Sie befehlen, so muß ich als treuer Unterthan Eurer Majestät gestehen, daß mir, sowie ganz Rußland diese Einrichtung nicht nach dem Geschmack ist.“

„Warum nicht?“

„Einerseits deshalb, weil Eurer Majestät Unterthanen sich in ihren treuunterthänigen Gefühlen verletzt glauben, wenn ihnen gewissermaßen ein Mißtrauensvotum ausgesprochen wird, andrerseits auch, weil die Denunziationen, welche diese Einrichtung notwendigerweise zur Folge haben muß, den Zorn des Kaisers wachrufen und damit das enge Band zwischen Volk und Kaiser zerstören können.“

„Ihre Offenheit gefällt mir. Ich bin selbst bereit, für die Wahrheit zu sterben.“

„Erbarmen Sie sich, Majestät, das kann wohl in unsrer Lage notwendig sein, aber nicht in der Ihrigen. Wir beten alle um die Erhaltung Ihres Lebens.“

„Das ist gescheit und gewandt,“ antwortete der Kaiser lächelnd. „Ich will Ihre Offenheit auf die Probe stellen; ich habe vom Fürsten A. B. Golitzyn ein Schriftstück, das eine Anschuldigung gegen ganz Rußland enthält; er hat mich geradezu entsetzt. Niemand findet vor ihm Gnade; seiner Meinung nach bin ich von Verrätern umgeben, sogar Fürst Alexander Nikolajewitsch Golitzyn, den ich liebe, ist nicht verschont geblieben. Ihm vertraue ich Frau und Kinder an, wenn ich auf Reisen gehe; enfin nous nous convenons“, fügte der Kaiser hinzu, „und ich soll an ihm zweifeln. Sie haben damals selbst eine Rolle gespielt, auch Ihrer ist Erwähnung gethan. Sie können über alle Verhältnisse dieser Zeit Aufklärung geben. Ich werde Ihnen diese Papiere geben, erläutern Sie dieselben und lassen Sie sich durch meine mit Blei gemachten Notizen nicht beeinträchtigen. Wenn Sie damit fertig sind, so schicken Sie mir alles in einem dreifach versiegelten Paket zu.“

Bei diesen Worten entfernte sich der Kaiser, kehrte aber bald darauf mit einem ungeheuren Folianten zurück, nebst einem großen Bogen zum Einschlagen, Lack und Petschaft. Er befahl, den Folianten einzuschlagen und mit drei Siegeln zu versehen.

Es war das ein kleines Staatspetschaft. Als ich den Befehl vollzogen hatte, übergab mir der Kaiser das Paket mit den Worten: „Ich werde Ihrer Antwort auf diesen großen Stoß von Papieren entgegensehen. A propos,“ fügte er hinzu, „warum ist der moskausche Galitzyn so wütend auf Sie?“

„Ich begreife das nicht, Majestät! Wahrscheinlich bin ich von seiner Umgebung verleumdet und angeschwärzt worden.“

„Und was haben Sie mit Dawydow vorgehabt?“

„Auch gar nichts, Majestät! Wir beide waren als Vorsteher der zum Schutze gegen die Cholera eingerichteten Bezirke gewählt. Fürst Galitzyn machte in den ‚Nachrichten‘ Anzeige von den vortrefflichen Einrichtungen Dawydows zum Schutz gegen die Cholera und befahl allen, sich nach denselben zu richten. Ich fuhr zu Dawydow; er behielt mich zur Nacht; von seinen Einrichtungen ist mir nichts zu Gesicht gekommen; am andern Morgen bat er, mir sein Werk vorlesen zu können: ‚Biographie des Generals der Kavallerie Rajewski.‘. Ich sagte ihm ganz offen, daß da viele liberale, unpassende Ideen seien, die es gefährlich wäre, in den Druck zu bringen. Er denunzierte mich daraufhin beim Fürsten Galitzyn als Spion, Fürst Galitzyn aber brachte dies zur Kenntnis Eurer Majestät. Das veranlaßte mich, meinen treuuntertänigsten Brief an Sie, Majestät, zu richten.“

„Wie konnten Sie denken, daß ich Dawydow glauben werde, den Paskewitsch aus der Armee gejagt; diesen aber achte ich, wie nur ein Sohn seinen Vater achten kann; und diesem Dawydow sollte ich glauben, der sich beim Theater mit einem einfachen Gensdarmen geprügelt hat.“

„Von alledem habe ich nichts gewußt, Majestät!“

„Ich habe auch die Briefe meines Bruders an Sie gelesen; ich wünschte, dieselben bei mir zu behalten.“

„Dem Willen des Kaisers wage ich es nicht, mich zu widersetzen, aber ich kann es nicht verhehlen, daß es für mich schmerzlich ist, mich von ihnen trennen zu müssen. Das sind für meine Kinder die besten Beweise für die schmeichelhaften Beziehungen des Kaisers zu mir.“

„Wenn dieselben für Sie so großen Wert haben, so ist das lobenswert. Ich werde nur diejenigen zurückbehalten, die nicht in privaten Händen gelassen werden dürfen, die übrigen will ich Ihnen zurückgeben.“

„Ganz wie Eure Majestät belieben!“

Hierauf machte der Kaiser mit der Hand eine Bewegung zum Zeichen des Abschiedes.

Ich trat zum Kaiser heran und sagte: „Ich nehme mir die Freiheit, Eure Kaiserliche Hoheit zu bitten, meine Frau und meine Kinder von meiner glücklichen Ankunft benachrichtigen zu dürfen und ihnen zu melden, daß ich in Petersburg meiner Freiheit nicht beraubt bin.“

„Sagen Sie Potapow, er solle einen Feldjäger schicken.“

„Um Gottes willen, Majestät, keinen Feldjäger! Das wird allen wieder einen heillosen Schrecken einjagen; gestatten Sie mir, mit der Post zu schreiben."

„Schreiben Sie, daß Sie bei mir gewesen sind, und daß ich mit Ihnen zufrieden bin."

Ich verneigte mich.

Der Kaiser begleitete mich bis zur Thür, öffnete dieselbe und rief: „Feldjäger!" Ich machte nochmals meine Verbeugung. Der Kaiser winkte mir mit dem Kopf und schloß die Thür. Als ich zu Potapow zurückkehrte, fand ich daselbst Tschernyschew und Graf Orlow vor.

„Wo sind Sie so lange gewesen?" fragte Tschernyschew."

„Beim Kaiser," antwortete ich.

„Und was ist das?" fragten alle.

„Ein Paket, das ich vom Kaiser erhalten habe; sehen Sie sich die Siegel an.

„Was enthält dasselbe?"

„Vorgestern wollten Sie mich in Verhör nehmen, jetzt sind Sie alle in diesem Paket darin, und ich habe Befehl erhalten, mein Gutachten abzugeben."

„Wenn Sie einen guten Schreiber nötig haben," sagte Tschernyschew, „so will ich Ihnen einen schicken."

„Ich verstehe, Durchlaucht, und der Schreiber wird Ihnen wiedererzählen, was er umgeschrieben, während ich doch Befehl erhalten, alles geheim zu halten. Danke ergebenst; ich werde schon selbst irgend wie mit dem Umschreiben fertig werden."

Mich an Potapow wendend, sagte ich: „Der verstorbene Kaiser pflegte mir des Abends Thee vorzusetzen, der jetzige besitzt diese Courtoisie nicht; seien Sie so gütig, mich für diese Entbehrung zu entschädigen, meine Zunge ist ganz eingetrocknet."

Es wurde Thee gereicht; man begann, mich darüber auszufragen, wo der Kaiser mich empfangen hatte. Ich erzählte es ihnen. Man wollte wissen, was der Kaiser gesprochen hatte. „Das fragen Sie den Kaiser selbst, denn mir ist befohlen, zu schweigen."

Graf Tschernyschew nahm mich unter den Arm und sagte: „Ich habe Potapow davon Mitteilung gemacht, daß der Kaiser befohlen, jeden Tag nach dem Mittagessen mit Ihnen in der Stadt herumzufahren und Ihnen alle Bauten zu zeigen."

Als ich mich auf mein Zimmer zurückgezogen hatte, machte ich mich sofort daran, den mir übergebenen Foliant durchzustudieren und schrieb Punkt für Punkt meine Einwände nieder.

Die ausführliche Wiedergabe dieses großen Schriftstücks und meiner nicht weniger umfangreichen Widerlegung dürfte hier nicht am Platze sein. Um den Inhalt kurz zusammenzufassen, die Anklage richtete sich gegen alle diejenigen, welche sich in der Umgebung des verstorbenen Kaisers befunden hatten und bei Nikolai I. geblieben waren. Alle waren als Illuminaten bezeichnet: Fürst Alexander Nicolajewitsch Galitzyn, Katschubei, Ssperanski u. s. w., der Kaiser Alexander selbst, sogar der Mitropolit Filaret, ohne die geringsten Beweise.

Ich suchte alles mit triftigen Gründen zu widerlegen und nannte den Ankläger einen Fanatiker. Die Folge davon war die Befreiung des Fürsten Andrei Borissowitsch Galitzyn aus der Haft in der Festung Schlüsselburg, mit ihm zugleich wurde auch der Kaufmann Wargin entlassen.

Als meine umfangreiche Arbeit fertig war, schickte ich dieselbe, wie mir befohlen war, dreifach versiegelt an den Kaiser ein. Der Kaiser war mit ihr zufrieden und sagte: „Ihr Gutachten ist zu meiner Zufriedenheit ausgefallen, der persönliche Moment tritt bei Ihnen ganz in den Hintergrund. Sie beweisen und widerlegen alles mit nackten Thatsachen und aus dem Geist jener Zeit heraus; ich verbiete Ihnen aber, mit dem Fürsten Galitzyn nach seiner Entlassung aus der Haft Bekanntschaft anzuknüpfen und in Korrespondenz zu treten.“

Am Tage darauf erhielt ich vom Grafen Tschernyschew folgendes Schreiben:

St. Petersburg, den 12. Februar 1831. Nr. 83.

„Geehrter Herr Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser war mit den von Ihnen persönlich Seiner Kaiserlichen Hoheit eingereichten, Ihre früheren dienstlichen Beziehungen betreffenden Daten und Erläuterungen sehr zufrieden. Seine Majestät hat mir den Allerhöchsten Befehl zu übermitteln geruht, Euer Hochgeboren Seines Wohlwollens zu versichern und zum Ausdruck desselben macht Ihnen der Herr und Kaiser ein Gnadengeschenk, das ich Ihnen zuschicken werde, sobald es aus dem Kabinett eingetroffen sein wird.

„Des weiteren hat Seine Majestät, Ihr ferneres Verweilen in St. Petersburg nicht für nötig erachtend, Ihnen gestattet, zu Ihrer Familie zurückzukehren, und zugleich mir befohlen, Ihnen beifolgende dreitausend Rubel zuzustellen. Indem ich Euer Hochgeboren diese Allergnädigste Genehmigung Seiner Majestät mitteile und mich ergebenst von dem Empfang der beifolgenden Summe zu benachrichtigen ersuche, habe ich die Ehre mit geziemender Hochachtung zu sein Ihr gehorsamer Diener Graf A. Tschernyschew.“

Kaum war ich auf meinem Landgut bei den Meinigen eingetroffen, so erhielt ich vom Fürsten Andrei Borissowitsch ein Schreiben, worin er mich bat, ihn auf seinem Landgut zu besuchen behufs näherer Besprechung der von mir abgefaßten Widerlegung seiner Aufzeichnungen. Ich antwortete ihm und sandte seinen Brief, dem Allerhöchsten Befehl gemäß, an den Kaiser; wie aber der Fürst davon etwas erfahren hat, ist mir unbegreiflich! Es lief folgende Antwort vom Grafen Tschernyschew ein:

St. Petersburg, den 9. Juni 1831. Nr. 310.

„Geehrter Herr Jakob Iwanowitsch! Der Herr und Kaiser hat Ihren treuunterthänigsten Brief vom 28. Mai gelesen und mich mit dem Allerhöchsten Auftrag zu betrauen geruht, Ihnen davon Mitteilung zu machen, daß Seine Majestät in Ihrem Schreiben einen neuen Beweis für Ihre Treue und Ihren Eifer in der Erfüllung der Pflicht eines treuen Unterthans erblickt, wofür Seine Majestät Ihnen Sein monarchisches Wohlwollen eröffnet und Sie dessen versichert, daß die lobenswerten Grundsätze, auf denen alle Ihre Handlungen beruhen, keinen Zweifel darüber lassen, daß Sie in derartigen Fällen stets ganz ebenso handeln werden, wie Sie es jetzt mit dem Brief des Fürsten Galitzyn gethan haben.

„Indem ich Ihnen von dieser Meinungsäußerung Seiner Majestät Mitteilung mache, habe ich die Ehre mit aufrichtiger Hochachtung zu sein Ihr gehorsamster Diener Graf A. Tschernyschew."

J. J. de Sanglen.

Eingesandt am 7. Juli 1882 von Modest Iw. Bogdanowitsch.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.